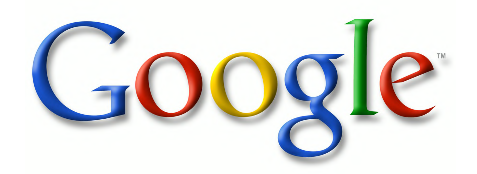
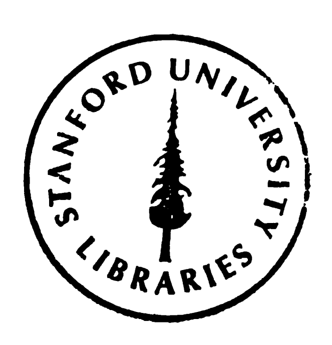
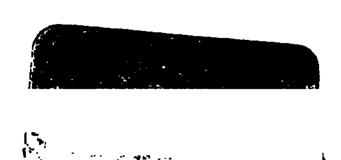
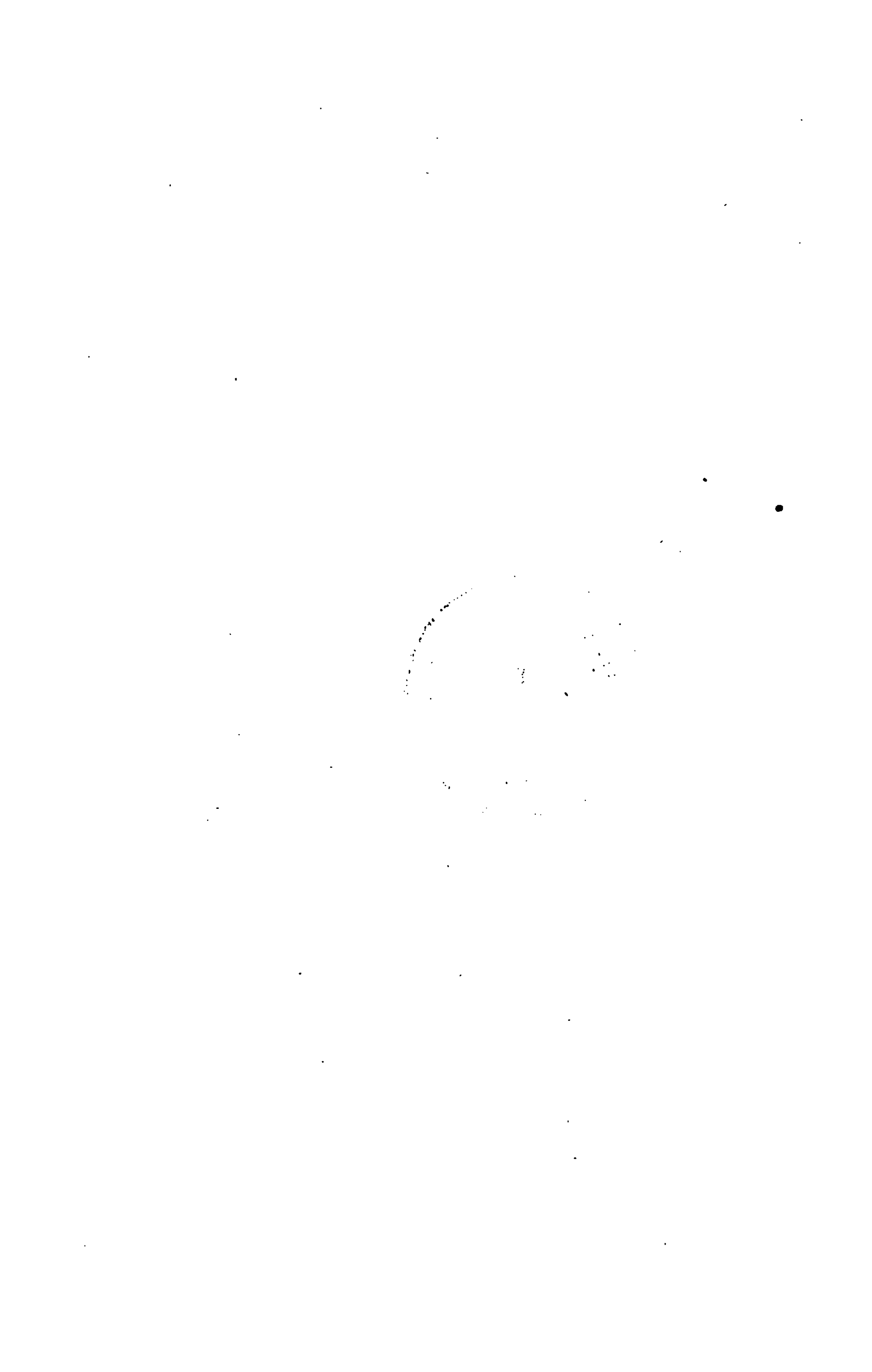





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







Die deutsche Prosa

von

Mosheim bis auf unsere Tage.

Erster Theil.

Von Mosheim bis Wilhelm von Humboldt.

Die deutsche Prosa

von

Mosheim bis auf unsere Tage.

Eine Mustersammlung

mit Rücksicht auf höhere Lehr-Anstalten herausgegeben

von

Gustav Schwab.

Erster Theil.

Von Mosheim bis Wilhelm von Humboldt.

Stuttgart.
Verlag von Sam. Gottl. Liesching.
1843.

Vorwort.

Niemand wird eine Literaturgeschichte der deutschen Prosa, auch nur im Umriß, von einer Vorrede zu dieser Sammlung erwarten. Vielmehr rechtfertigen oder entschuldigen gerade die vorzüglichen Werke in jenem Fache, welche die neueste Zeit uns gebracht hat und noch bringt, die immer aufs Neue ihnen zur Seite tretenden Beispiel- und Mustersammlungen.

Als eine solche, auf den Lehrzweck ebensowohl berechnet, als auf den Selbstunterricht und den freien, geistigen Genuß, kündigt sich auch dieses Buch an, obgleich es sich an kein bestimmtes jener neuesten Werke anschließt. Bei der Auswahl der Stücke ist der Verfasser ungefähr von den gleichen Grundsätzen geleitet worden, wie bei seiner poetischen Mustersammlung (Leipzig, Weidmann, 2te Aufl. 1840): er wollte auch hier das Beste, Edelste jeder Periode, seit Festsetzung der modernen Sprachformen, in ganzen Aufsätzen oder in Bruchstücken geben, die so viel als möglich sich zugleich als ein Ganzes darstellten; wollte in einer Zeit, in welcher die Wissenschaft zu so großem Theile einer Entwicklungstheorie huldigt, nach welcher jede Wahrheit allmählich zur Unwahrheit, und jede Unwahrheit zur Wahrheit wird, thatsächlich daran erinnern, daß der menschliche Geist, und mithin auch die Literatur, von jeher, auch ausser seinen logischen und dialektischen Gesetzen, Urwahres und Ewiges, nur so oder anders ausgeprägt, besessen und hervorgebracht hat. Daß bei einer solchen Wahl dennoch die Wandlung der Form und des Styls, so wie bis auf einen gewissen Grad des Gehaltes selber, fühlbar gemacht werden konnte, wird der Augenschein lehren.

Wenn so das ganze Werk eine Sammlung der schönsten Blumen- und Fruchtstücke aus den verschiedenen Jahrgängen des geistigen Segens im Garten unsrer Literatur bilden sollte, so ergiebt sich daraus von selbst, daß dieses Handbuch der deutschen Prosa kein bloßes Musterbuch des werdenden und gewordenen Styls abgeben sollte. Denn wenn auch die Entfaltung des letzteren im Großen gleichen Schritt mit dem Inhalte geht, weil jeder ächte Gedanke „sich die Form von selbst erschafft," wie der geistreiche Schilderer der „Kunst der deutschen Prosa" sagt, so hätte doch, wenn die allmählige Ausbildung des deutschen Styls an Beispielen hätte gezeigt werden sollen, wohl ganz anders gewählt, auch auf die im ganzen streng beobachtete Orthographie der einzelnen Schriftsteller noch viel mehr kritische Sorgfalt verwendet werden müssen.

Was aber die Fortbewegung und Erweiterung des Inhalts selbst betrifft, die auch bei einem festen und unwandelbaren Kerne von ewiger Geltung, der an keine Zeitentwickelung gebunden ist, dennoch stattfindet, so dürfte dieselbe aus den zusammengestellten Stücken auch ohne besondere Nachweisung erkannt oder doch geahnet werden. Das große göttliche Gesetz der Dreifaltigkeit des Wissens, Wollens und Könnens spiegelt sich auch in allen Menschenwerken ab, mischt sich darum auch in allen Literaturen und wogt in ihren Perioden auf und nieder.

Ueberschauen wir nun das Gesammelte, bei dessen Auswahl der Herausgeber sich, im Uebrigen frei von jeder Voraussetzung, einzig durch die Absicht hat leiten lassen, das Beste und Charaktervollste jeder Periode auszusuchen, so findet sich, daß im **ersten Buch** weder die Kunst, noch die allgemeine wissenschaftliche Wahrheit, sondern die Rücksicht auf Willen und Gewissen, die sittliche Tendenz, vorherrscht, daß — immerhin ohne Ausschließung des Schönen und des Wahren — die Hinneigung zum Guten die prädominirende ist, freilich großentheils in den Formen einer nüchternen Verstandesphilosophie, die zum Reigen der gesammten Literatur zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre Menuetweise forttönen ließ. Doch wird die Einförmigkeit schon gewaltig durch einzelne Blitze des Genius (wie in Hamann, Schubart, Hippel, Lavater, Lichtenberg), oder aus dem Borne tieferer geschichtlicher Studien (wie bei Möser) oder vielseitiger Welterfahrung und feiner geselliger Bildung (wie bei Rabener, Sturz, Zimmermann, Wieland, Thümmel, Engel) unterbrochen und erfrischt. Zugleich aber stehen schon neben den Predigern des Guten die Propheten des

Schönen und des Wahren (Winkelmann und Lessing, Kant und Jakobi) hoch hervorragend, da.

Das Schöne oder die Kunst bricht sich in unsrer Sammlung, welche ein Miniaturbild der deutschen Nationalliteratur seit den letzten hundert Jahren geben möchte, die Bahn im **zweiten Buche** mit Herder, Heinse, Göthe, Schiller und vielen Nachfolgern. Doch ist es von der Idee des Guten keineswegs abgelöst, und vielfältig mit sittlichen Tendenzen durchdrungen und verschwistert in Pestalozzi, Stolberg, Voß, Seume, Hegner; in den Historikern dieser Zeit, J. v. Müller, Spittler, Heeren, in seinen Politikern Klinger, Posselt, Genz; und der erste Heroe der Wahrheit in dieser Periode, J. G. Fichte, das Schöne allerdings nicht beabsichtigend, hängt um so unerschütterlicher fest am Willen, an der Idee der sittlichen Weltordnung.

Zur ausschließlicheren Herrschaft kommt die Kunst auch in der deutschen Prosa erst mit dem **dritten Buche** in der romantischen Schule. Die beiden Schlegel, Hölderlin, Rahel (mit starker Legirung von Sittlichkeit und objectiver Wahrheit), Wackenroder, Novalis, Tieck, H. v. Kleist, sind die Hauptrepräsentanten dieser Richtung. Auch die Philosophen nnd Theologen derselben Periode, Schelling und Schleiermacher an der Spitze, tragen die Spuren jener Kunstherrschaft, ebenso Steffens und Schubert in ihren früheren Schriften, während allerdings diese Beiden allmählig über sie hinausgreifen oder die Kunst mit dem Wissen und dem Wollen wenigstens zu verschmelzen und zu versöhnen bemüht sind, und dadurch sich als Vorläufer einer — wer weiß wann? zukünftigen — Periode des Heiligen in unsrer Nationalliteratur darstellen.

Aber Einer steht schon in dieser Aller Mitte bis dahin noch als Fremdling, auch in der Geschichte der deutschen Prosa sich eben nicht hervorhebend, einsam da, er, der eine noch übrige Periode, die des reinen Wissens, das sich das Wollen und Können nur als verschiedene Momente derselben Thätigkeit unterordnen will, vorbereitet, ein wahrer Abraham, der ein ganzes Volk in seinen Lenden trägt: der Name ist überflüssig zu nennen: es ist Hegel.

Und doch erscheint seine geistige Nachkommenschaft im **vierten Buche,** in welchem man die Periode jenes objektiven Wahrheitstriebes und als sein Resultat das reine Wissen erwarten sollte, weniger zahlreich in dieser Sammlung. Der Herausgeber ist nur theilweise daran Schuld,

obwohl er gesteht, daß er sich nicht eben berufen fühlte, einer Jugend, für welche diese Blätter vor andern Lesern bestimmt sind, Oel in das Feuer zu gießen, von welchem sie, nachgerade schon vor dem Unterscheidungsalter, ohnedem ergriffen ist. Vielmehr möchte er sie durch eine Auswahl des Edelsten, was unsere Nationalliteratur von Mosheim bis zur Gegenwart bieten konnte, soviel in seinen Kräften steht, überzeugen, daß es gesunde und köstliche Geistesnahrung auch ausserhalb des neuesten philosophischen Systems in unsrer vaterländischen Literatur genug giebt. Dennoch darf er versichern, es nicht besonders auf diesen Beweis angelegt zu haben. Denn die eigentlichen Produkte jener Schule halten sich noch immer ausserhalb der Kunst und des Lebens, auf dem Gebiete der strengern Wissenschaft, und fallen somit nicht in den Bereich dieser Sammlung. Was aber zur Literatur im engern Sinne gehört, mag immerhin von der neuesten Speculation tingirt seyn, im Ganzen beutet es doch nur die Verlassenschaft der vorangegangenen Kunstperiode aus, so wenig es die Schriftsteller Wort haben wollen: oder es verfolgt die objektive Wahrheit auf der von aussen vorgezeichneten historischen oder naturwissenschaftlichen Bahn; oder es geht seinen unabhängigen Weg bald auf dem verlassenen Pfade älterer Perioden, bald durch den Urwald ungebahnten Gedankenholzes. Nach dieser dreifachen Richtung werden sich drei Hauptgruppen unterscheiden lassen. Zur **ersten**, wo die Kunst mit dem neuesten Wissen (vielleicht zum Theil wider Willen) verquickt ist, rechnen wir die Namen Bettina, Immermann, Heine, Fechner, Rosenkranz, Gervinus, Mundt, Gutzkow; in die **zweite** stellen wir Uhland, Ranke, Ullmann, Menzel, Leo, Barthold, Passavant d. ä., Waagen, Martius; der **dritten** gehören bald so, bald so an Passavant d. j., Neander, Tholuck, Lange, P. A. Pfizer und Andere.

Wiederholt aber versichert der Sammler, daß dieses ganze Schema ihn in der Zusammenstellung der Proben nicht geleitet hat, sondern daß es jetzt erst, bei'm Ueberblicke des Gedruckten, sein nicht beabsichtigtes Fachwerk dem Blick entgegenbietet.

Was er noch weiter über die Sammlung zu sagen hat, ist Weniges. Eine Klippe, an welcher schon manche Blumenlese gescheitert ist, glaubt er glücklich umgangen zu haben, indem er der Versuchung widerstand, in ein Musterbuch der Literatur zu viel Aufsätze aufzunehmen, die wieder

von nichts andrem handeln, als von der Literatur selbst, als hätte das Papier über nichts anderes zu berichten, als wieder über eine papierne Welt. Allerdings war die Literatur, die Kunst der Dichtung und der Prosa, nicht auszuschließen, aber, was das Object der Darstellungen betrifft, forderte die Religion, die Wissenschaft, die bildende und zeichnende Kunst, die Natur, das öffentliche und bürgerliche, das häusliche und gesellige Leben, die Geschichte, Vaterlands- und Völkerkunde vollkommen gleiche Rechte, und der Herausgeber ist bemüht gewesen, keinen dieser Gegenstände zu verkürzen, und so dem Werke den Reiz wohlthätiger Mannigfaltigkeit zu verleihen.

Auch den Kreis der Schriftsteller glaubte er mit einer gewissen Weitherzigkeit behandeln zu dürfen und nicht den Ruhm der Classicität zur einzigen Bedingung der Aufnahme machen zu müssen. Wo er Hohes, Schönes, Reines und Gediegenes fand, war ihm der Name des Bringers gleichgültig und wog nicht durch lauteren oder leiseren Klang schwerer oder leichter. Und so ist denn auch einer Anzahl von Urkunden des Geistes der Zugang nicht versperrt worden, die nicht förmlichen Schriftwerken entnommen sind.

Es giebt Stellen im Hochgebirge, die ein Echo hegen, das die einfachsten Accorde wie Sphärenmusik zurückgiebt. In der Literatur sind Throne und Fürstenstühle, Staatsmannskabinete, Künstlerwerkstätten, der Trutzwinkel eines zurückgezogenen Weltmannes oder Diplomaten — zuweilen solche Stellen. Ein einfaches Wort der Wahrheit, eine Gesinnung, Erfahrung, Ahnung, zur rechten Zeit, ohne literarische oder künstlerische Absicht von dorther hinausgesprochen, hallt in der Welt wie ein ganzes Tonkunstwerk wieder, ist so gewichtig, wie ein ganzes, gutes Buch. Wer wollte es uns verargen, daß wir auch solche Akkorde aufgenommen?

Noch darf der Herausgeber von den allermeisten Stücken versichern, daß sie aus den Quellen, nicht aus andern Sammlungen geschöpft sind, und auch dadurch den Eindruck der Frische machen werden. Nur zwei oder drei hätte er seines Wissens auslassen müssen, weil sie auch in andern Mustersammlungen stehen, aber er hätte damit die beste Probe des Schriftstellers übergangen und dazu konnte er sich nicht entschließen.

Die Orthographie ist, wie gesagt, so weit sie charakteristisch für den Schriftsteller ist, respektirt worden, und ihren steten Wechsel in den einzelnen Stücken mag der Lehrer zur Einprägung des Feststehenden

benützen; nur Marotten, offenbaren Fehlern, falscher Schreibung von Fremdwörtern (leider ist Seume's „Sybille" übersehen worden) und Inconsequenzen von Schriftstellern selbst konnte diese Ehre nicht angethan werden, weil es allen Genuß des Mitgetheilten gestört hätte. Diplomatische Genauigkeit in diesem Zeitraume unsrer Literatur als unerläßlich zu verlangen, wo die Orthographie von jeher zum Theil von den Officinen abhing, wäre unfruchtbare Pedanterey. Mit leisester Hand ist auch einiges Anstößige im Inhalt entfernt worden.

Die Lebensläufe suchen ihr Verdienst in der Kürze und Uebersichtlichkeit, mehrere in neueren Daten, einige in gänzlicher Neuheit, wobei, wie bei vielem Andern, der Verleger, mit Herzensantheil an dem Werke, den Herausgeber treulich und oft mit unerwartetem Erfolge unterstützt hat.

Viererlei Uebersichten, über Inhalt und Form des Mitgetheilten, über Stand und Stamm der Verfasser, erleichtern den Gebrauch des Werkes und geben der Wißbegier neue Fingerzeige.

Und so wird so ziemlich alles besprochen seyn, was der Sammler auf dem Herzen hatte, und er entläßt sein weltliches Erbauungsbuch, wie er es am liebsten nennen möchte, mit dem Segenswunsche, den nicht nur ein Besitzer dem eigenen Schatze, mit dem er wuchern will, sondern auch ein ehrlicher Verwalter und Pfleger fremden Schätzen in die Welt nachsendet.

Stuttgart, den 24. Juli 1842.

G. S.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Von Mosheim bis Jacobi.

Zweites Buch.

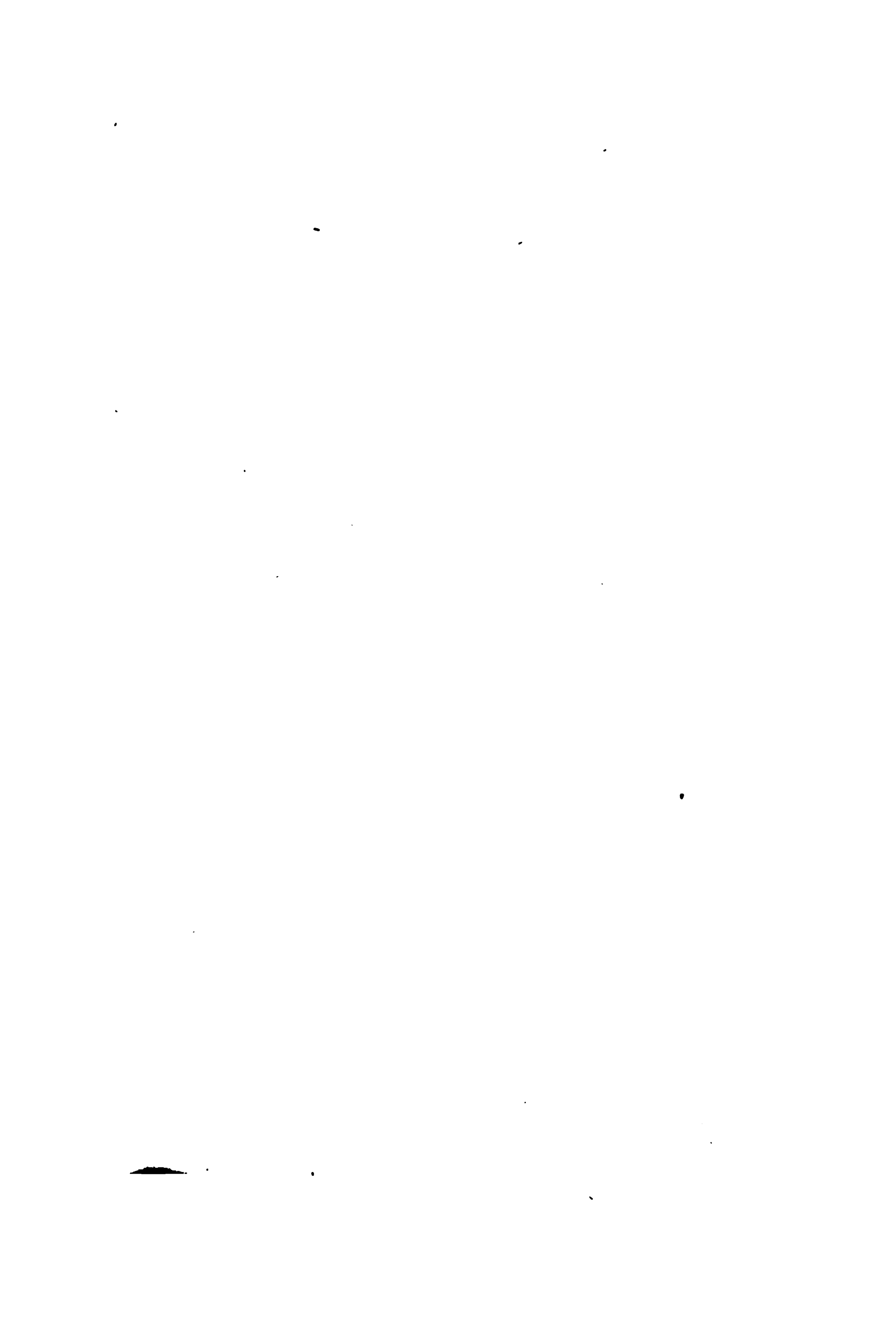
Von Herder bis W. v. Humboldt.

Berichtigung.

Der Aufsatz von Karoline Rudolphi sollte zwischen Schlabrendorf und Stolberg (S. 386 und 387) statt S. 448 stehen; der Irrthum rührt daher, daß bisher das Jahr 1754 als ihr Geburtsjahr angenommen worden. Erst nach dem Druck ihres Beitrags wurde durch eine gefällige Mittheilung aus Heidelberg das richtige Datum (1750) ermittelt, wie denn der Lebenslauf noch richtig eingereiht werden konnte.

Erstes Buch.

Von Mosheim bis Jacobi.



Aus den Schriftstellern:

Johann Lorenz von Mosheim, geb. den 9. Oct. 1694 zu Lübeck; protest. erzogner Sohn eines kathol. Vaters; zur Theologie gebildet in Kiel; Mag. 1718; Beisitzer der philos. Facultät zu Kiel 1719; ord. Prof. der Theol. zu Helmstädt, auch D. der Theol. 1723; nach Johann Burchard Menken's Tod Präsident der deutschen Gesellschaft zu Leipzig 1732; Kirchen- und Consist.-Rath, Abt von Marienthal und Michaelstein, Generalinspektor der Schulen von Wolfenbüttel und Blankenburg; Kanzler und Prof. der Theol. zu Göttingen 1747; gest. das. den 9. Sept. 1755. Orakel der Studenten; Muster auf der Kanzel; großer Restaurator der Kirchengeschichte; Vater der modernen Kanzelberedsamkeit, und durch Takt, Kraft und Geschmack erster Bildner der neudeutschen Gesellschaftssprache des 18. Jahrhunderts.

Hermann Samuel Reimarus, geb. den 22. Dec. 1694 zu Hamburg; studirt auf dem Johanneum das. und in Jena, promovirt in Wittenberg als Mag. legens und wird Adjunkt der philos. Facult. das. 1714 f.; reist durch Belgien und England 1720; Schulrector zu Wismar 1723; Prof. der hebr. Sprache am Gymnas. zu Hamburg 1727; später auch der Mathem.; gest. das. den 1. März 1768. Gründl. Philolog, Naturhistoriker, insbes. Theolog; Begründer der natürlichen Religionslehre; ernster, nicht frivoler Gegner des positiven Christenthums; Verf. der Wolfenbüttler Fragmente. In der Sprache noch etwas schwerfällig, aber concis.

Gottlieb Wilhelm Rabener, geb. den 17. Sept. 1714 zu Wachau bei Leipzig; auf der Schule zu Meißen 1728 ff. mit Gärtner und Gellert verbunden; studirt zu Leipzig Jurisprudenz und Steuerkunde 1734 ff., disputirt 1737; nimmt an Schwabe's Zeitschrift in Leipz. durch satir. Aufsätze Theil 1741—1744, vereinigt sich mit Gärtner, Cramer, den beiden Schlegel, C. A. Schmidt, Ebert, Zachariä, Mylius, Giseke, Gellert u. a. zu den Bremischen Beiträgen. —

Steuerrevisor des Leipziger Kreises 1741; vertrauter Freund Weisse's; Obersteuersecretär in Dresden 1753; verliert alle seine Papiere beim Dresdner Brand 1760; Steuerrath 1763; an der linken Seite vom Schlage gelähmt 1767; gest. zu Dresden den 22. März 1771. Der erste Meister deutscher Satire nach Liscovs Versuchen. Lachender Geißler genereller Thorheiten im bequemsten, aber nie nachlässigen Style. Molière in Prosa aufgelöst.

Christian Fürchtegott Gellert, geb. den 4. Juli 1715 zu Haynichen bei Freiberg; gebildet auf der Schule zu Meißen 1729 ff. und der Univ. Leipzig 1734; stud. Theologie bis 1738; predigt in der Heimath mosheimisch. Hauslehrer bei Dresden 1739; begleitet einen Schwestersohn nach Leipzig 1741; tritt als Schriftsteller in den „Belustigungen" auf 1742; Mag. 1744; disput. 1745; Privatdocent; außerord. Prof. der Philos. zu Leipzig 1751. Liest bei überfüllten Hörsälen über Dichtkunst, Beredsamkeit; endl. classisch über Moral. Zu Friedrich II. gerufen 1760: „c'est le plus raisonnable des savans allemands." Der sanfteste Lehrer und Bändiger deutscher Jünglinge. Bei seiner Kränklichkeit vom Churfürsten von Sachsen mit einem Pferde beschenkt; von vielen Großen mit Gaben geehrt; in der letzten Krankheit von des Königs Leibarzt gepflegt; nach seinem Tode von Deutschland beweint, von unzähligen Reimern beheult. Gest. zu Leipzig den 13. Dec. 1769. (Dichter.) Eleganter Briefsteller; breiter, aber korrekter Romanschreiber: durch die Tiefe frommer Ueberzeugung und edle Form ergreifender Moralist.

Johann Joachim Winkelmann, geb. den 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark. Macht gründliche philol. Studien auf dem cöln. Gymnas. zu Berlin 1735; unter Fabricius in Hamburg; endlich in Halle seit Ostern 1738; mehrmals Hauslehrer, dazwischen in Jena, stud. neuere Sprachen und Geschichte; Conrektor an der Schule zu Seehausen in der Altmark 1743; Bibliotheksecretär des Grafen von Bünau zu Nöthenitz, in der Nähe von Dresden, wo zuerst seine Liebe zur Kunst erwacht 1748 ff.; lebt in Dresden seinen Vorbereitungen zur Kunstkritik; zur kathol. Confession übergetreten, ohne Amt, 1754: mit Lippert, Hagedorn und Oeser; tritt mit seinen „Gedanken über die Nachahmung der griech. Kunstwerke" hervor 1755; wird vom päbstl. Nuntius, Monf. Archinto, begünstigt, reist als Königl. Sächs. Pensionär nach Rom 1755, vom Pabste beschützt; besucht Neapel 1758; kehrt nach Rom zurück; besucht Florenz 1758; Bibliothekar und Aufseher über die Alterthümer des Cardinals Albani 1759; reist

wiederholt nach Neapel 1762 ff.; Oberaufseher aller Alterthümer in und um Rom 1763; besucht Deutschland wieder und kommt nach Wien 1768; wird auf der Rückreise zu Triest von dem Italiener Francesco Arcangeli, seinem Reisegefährten, ermordet den 8. Juni 1768. Schöpfer der Kunstgeschichte und Kunstkritik. Erschließt das Verständniß der Antike, in einer vom Wesen beherrschten und durchdrungenen Sprache.

Justus Möser, geb. den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück; stud. zu Jena und Göttingen die Rechte 1740—1742; Rechtsanwalt das. 1742; advocatus patriae zu Osnabrück 1747; Secretär der Landstände und Syndicus der Ritterschaft; Rathgeber des Regenten des Bisthums Osnabrück, während der Minderjährigkeit des protest. Bischofs, Prinzen von England; Justitiarius bei'm Criminalgerichte zu Osnabrück 1762; schreibt die „patriotischen Phantasien" seit 1766; Geheimer Referendär bei der Regierung 1768; zugleich charakteris. Geheimer Justizrath 1783; feiert sein 50jähriges Dienstjubiläum 1792; gest. zu Osnabrück den 8. Jan. 1794. Patriot und Nationalschriftsteller vom ächten Schrot und Korn; Kraftsprache voll Witz und Laune.

Friedrich Karl von Moser, Sohn von Johann Jakob Moser, geb. den 18. Dec. 1723. Administrator der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein; später Hessen-Darmstädtischer Rath und Gesandter; schreibt den „Herrn und Diener" 1759; von Joseph II. zum Reichshofrath ernannt 1764; aufs Neue in Darmstädtischen Diensten als erster Staatsminister; Präsident sämmtl. Kollegien und Kanzler 1772; fällt in Ungnade und processirt vor dem Reichshofrath mit seinem Fürsten 1780 ff.; privatisirt zu Zwingenberg 1781 ff. und, nachdem er sein eingezogenes Vermögen und 3000 Gulden Pension erhalten, zu Ludwigsburg. Gest. das. den 10. Nov. 1798. Freimüthiger und patriotischer Publicist (Herausgeber des patriot. Archivs); bei unbeholfenem Kanzleistyl und unter vielen Provinzialismen dennoch beredt.

Immanuel Kant, geb. den 22. April 1724 zu Königsberg; stud. das. Theologie; akadem. Lehrer das. 1755; ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik 1770; tritt mit seiner Kritik der reinen Vernunft 1781 hervor, läßt 1787 die der praktischen Vernunft und 1790 die Kritik der Urtheilskraft als Hauptwerke seines Systems folgen; gest. zu Königsberg den 12. Febr. 1804. Der große Vater der kritischen Philosophie; in der Kritik der Urtheilskraft Begründer der metaphysischen Aesthetik, hier auch großer Stylist, durch gänzliche Angemessenheit des Ausdrucks.

Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. den 2. Jul. 1724 zu Quedlinburg; gebildet auf der Schulpforte 1740 ff. und durchs Studium der Theologie zu Jena 1745 ff., wo er schon die ersten Gesänge der Messiade entwirft. Verbindet sich in Leipzig mit den schon genannten Freunden zu den Bremer Beiträgen, in welchen der Anfang seines Messias erschien. Er reist mit Sulzer nach Zürich 1750, und wird in der Schweiz mit Ehrfurcht aufgenommen; von Bernstorf gerufen, kommt er nach Kopenhagen 1751 und wird König Friedrich V. vorgestellt; theilt seinen Aufenthalt zwischen Dänemark und Hamburg, wo er Meta heirathet 1754 und bald verliert. Von 1771 an wohnt er als charakt. K. Dän. Leg.-Rath und markgr. Bad. Hofrath in Hamburg; von der franz. Revolution vorübergehend begeistert und vom Nationalkonvent zu Paris mit dem franz. Bürgerrecht beschenkt 1792; gest. zu Hamburg den 14. Mai 1803 und im Triumph, mit einem Gefolge von 120 Wagen und viel Tausenden Leidtragender, beerdigt zu Ottensen den 22. Mai 1803. (Dichter unter den ersten.) Schaffender Grammatiker; Göthe erklärt seine Gelehrtenrepublik für ein Meisterstück.

Johann Georg Büsch, geb. den 3. Jan. 1728 zu Altenmeding im Lüneburg'schen; seit dem 3. Lebensjahre zu Hamburg erzogen, studirt dort auf dem Johanneum, und 1748 — 1751 Theologie, mehr aber Sprachen und Geschichte zu Göttingen; Lehrer der Mathematik am Gymnas. zu Hamburg 1756; hoch verdient um diese Stadt; bringt die Gesellschaft nützlicher Zünfte und Gewerbe (1765), die Creditkasse, Brandversicherungsanstalt, Krankenprivatanstalt in Gang, wirkt für Vervollkommnung des Armenwesens und Verbesserung des Straßenpflasters; stiftet mit Wurmb die Handlungsschule (1767), die unter seiner und Ebelings Direktion 1771 ff. die erste in Europa wird; theilt sein Leben zwischen seine Lehrämter, Reisen und literar. Arbeiten; schreibt „über den Geldumlauf" (1780 ff.) und eine „theoret. praktische Darstellung der Handlung" (1792—1799) und legt in den 5 Bänden seiner „Erfahrungen" (1790 ff.) einen reichen Schatz nieder; verliert im Alter das Augenlicht fast ganz; gest. zu Hamburg den 5 Aug. 1800. Als Staatsrath und Handelslehrer durch Gründlichkeit, Originalität und Anwendbarkeit seiner Grundsätze classisch.

Karl Friedrich, Großherzog von Baden, geb. den 22. Nov. 1728 zu Carlsruhe in dem Zirkelhaus, fromm erzogen und unter Kriegsunruhen ernst und vaterlos herangewachsen, wird durch den Tod seines Großvaters Markgraf von Durlach, 12 Mai 1738, selbst-

ständiger Regent 1746, zugleich Markgraf von Baden-Baden 1771 ff. seit der Revolution mit Verlust des überrheinischen Landes 1790 ff.: durch den Reichsbeschluß vom 27 April 1803 erhält er die Churwürde, und als Mitglied des Rheinbundes die Großherzogswürde. Ein Vater seines Volks befreit er es von seiner Schuldenlast 1750—1760; schafft die Tortur ab 1767; bringt die Landwirthschaft in Flor, hebt die Leibeigenschaft auf, 1783; fördert die Justizpflege, die hohen und niedern Schulen, gönnt dem ärmsten Unterthanen Zutritt; gest. zu Carlsruhe nach 65jähriger Regierung im 83. Lebensjahre den 10. Juni 1811. Sein Manifest an sein Volk (1783) ist ein rührendes Denkmal seiner Volksliebe, seines Freisinns und seiner Frömmigkeit, und in mancher Dorfschenke Badens noch unter Glas und Rahmen zu sehen.

Johann Georg Ritter von Zimmermann, geb. den 8. Dec. 1728 zu Brugg in der Schweiz (K. Bern, jetzt Aargau), stud. in Göttingen; Stadtphysikus in Brugg um 1753; königl. großbritann. Hofrath und Leibarzt zu Hannover 1768; zu Friedrich dem Gr. in seiner letzten Krankheit nach Potsdam gerufen 1786; gest. zu Hannover den 7. Oct. 1795. Beobachter und Schilderer; eitel und eigenliebig auch in seinen Schriften; zuletzt halbverrückt.

Gotthold Ephraim Lessing, geb. den 22. Jan. 1729 zu Kamenz, Sohn eines Predigers; frühzeitig gebildet von seinem Vater, durch Privatunterricht und in der Stadtschule seines Mutterorts; auf der Fürstenschule zu Meißen 1741 ff.; zu Leipzig 1746 ff.; wird Weisse's Freund; soll Theologie studiren, wirft sich aber auf's Theater, reitet, ficht, tanzt; disputirt mit Mylius, den Schlegel, Zachariä u. A. 1746 — 1748; wird mit dem erstern vertraut und lernt von der Neuberin und ihrer Schauspielergesellschaft; studirt Aesthetik, Philosophie, Naturlehre und Mathematik; tritt anonym zuerst in den „Ermunterungen" auf, mit Lustspielen und Liedern. Mit Mylius gibt er die physik. Wochenschrift: „der Naturforscher" heraus; mit seinem Namen veröffentlicht er den „jungen Gelehrten," dann schriftstellert er, zum Theil mit Mylius, abwechselnd in Wittenberg (wo er Magister wird) und Berlin 1749 ff.; kritisirt die Messiade und fängt an, sie in's Lateinische zu übersetzen, verbessert das Jöcher'sche Gelehrtenlexikon 1750 f.; und gibt in Berlin die 4 ersten Theile seiner Schriften heraus 1753 f.; wird Mendelssohns und Nicolai's Freund, und pflegt Umgang mit Ramler, Sulzer u. A. Seine Miß Sara Sampson vollendet er in Potsdam; diese macht in Frankfurt a. d. O., in andern Städten, endlich in Wien großes Bühnenglück. Im Jahre 1755 kehrt

er nach Leipzig zurück, findet hier v. Kleist, v. Brawe und v. Cronegk, und unternimmt mit Mendelssohn und Nicolai die Bibl. der schönen Wissenschaften 1757 ff. Mit der Anlage seiner „Virginia“ (woraus „Emilia Galotti“ wurde) geht er nach Berlin, läßt das Trauerspiel „Philotas“ erscheinen; edirt mit seinen dortigen zwei Freunden die „Literaturbriefe“, besorgt mit Ramler Logau's Sinngedichte; schreibt das Leben des Sophokles; giebt die Fabeln heraus 1759; wird Ehrenmitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1760. Unerwartet geht er als Gouvernementssekretär zum General v. Tauenzien nach Breslau, beobachtet dort die Weltbegebenheiten, studirt die Truppen, lernt im Umgang mit Officieren am Farotisch; dichtet die „Minna von Barnhelm“ 1763, kauft sich an Büchern arm; befaßt sich endlich mit theolog. Untersuchungen. Nur Begierde nach Unabhängigkeit treibt ihn nach Berlin zurück 1765, wo sein „Laokoon“ erscheint. Im J. 1767 geht er nach Hamburg und schreibt seine unsterbliche Dramaturgie. Von Bode läßt er sich zu einem Autorenbuchhandel verführen, der gänzlich mißglückt. Er vernichtet den Haller Klotz im literar. Zweikampf; wird herzogl. braunschweig. Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel 1770, nachdem er mit Herder Freundschaft geschlossen; er entdeckt und publicirt eine seltne theologische Handschrift; geht nach Berlin und zeigt seinen Freunden den „Wolfenbüttler Fragmentisten“: er edirt die „vermischten Schriften“. „Emilia Galotti“ wird fertig und zu Braunschweig aufgeführt 1772; dann geht er nach Wien, und mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig auf 8 Monate nach Italien 1775; zurück nach München, Dresden 1776: ist in Mannheim 1777, polemisirt zu Gunsten der Fragmente 1778; endlich kehrt er wieder auf seinen Posten in Wolfenbüttel zurück, wo er den vielfach angefeindeten „Nathan“ vollendet 1779, und endlich die „Erziehung des Menschengeschlechts“ herausgiebt, deren Grundgedanken neuerdings dem Studenten Thaer (dem nachher. Nationalökonomen), nach dessen eignen Aeußerungen, vindicirt werden. Gest. zu Wolfenbüttel, den 15. Febr. 1781. Genius deutscher Forschung und Kritik, Waffenschmied der deutschen Sprache; (Verstandesdichter;) vernichtender Sieger in literar. Kriegen.

Moses Mendelssohn, geb. den 12. Elul 489 nach hebr. Zeitrechnung (1729) zu Dessau von jüd. Eltern. Lebt vom 14. Jahre an in Berlin von den Wohlthaten reicher Juden; Abschreiber eines Rabbiners; disputirt mit Israel Moses über den Talmud; studirt Mathematik und Latein; wird mit der neuesten Literatur bekannt

seit 1748, disputirt mit Christen über philosoph. Materien; mit Lessing durchs Schachspiel befreundet 1754; Kinderlehrer bei dem jüd. Seidenfabrikanten Bernard; Aufseher, Faktor, endlich Theilnehmer an dessen Fabrik; schreibt die „Briefe über die Empfindungen“, „Jerusalem“, die „Morgenstunden“; correspondirt mit Lessing, Abbt, Nicolai; von Lavater nicht bekehrt. Als Jakobi den todten Lessing des Spinozismus beschuldigt, stirbt Mendelssohn, nachdem er den Freund öffentlich vertheidigt, aus Verdruß zu Berlin den 4. Jan. 1786. Der jüdische Sokrates.

Salomon Geßner, geb. den 1. April 1730 zu Zürich, Sohn eines im großen Rathe sitzenden Buchhändlers. Sein zu Hause und auf der Landschule unterdrücktes Talent wird von einem Landprediger geweckt und herausgebildet; er studirt in Zürich und soll sich 1749 in Berlin für den Buchhandel bilden, was nicht gelingt; versucht sich unter Ramlers Leitung in Versen und Prosa, geht nach Hamburg und schließt Freundschaft mit Hagedorn; kehrt nach Zürich zurück und wird als Dichter durch einzelne Lieder, seinen Daphnis (1754) Inkle und Jariko (1755) und seine Idyllen (1755) bekannt; später erschien der Tod Abels; und im Jahr 1762 seine Gedichte in 4 Bänden. Seiner Gattin zu Liebe wird er Landschaftmaler, und bald als Dichter in ganz Europa weit über Gebühr berühmt. Gest. an einem Anfalle von Apoplexie zu Zürich den 2. März 1786. Seine Idyllenprosa ist jetzt nicht mehr genießbar; seine Gedanken über Landschaftmalerei verdienen Aufbewahrung.

Johann Georg Hamann, geb. den 27. Aug. 1730 zu Königsberg. Cand. der Theol., Hauslehrer in Kurland 1751; privatisirt in Riga und zu Hause; studirt Politik und Handelswissenschaften 1751—1756; geht als Handelsreisender 1756 nach Berlin, Lübeck, 1757 nach Holland und endlich nach England; kehrt 1758 als Hauslehrer zu seinem Handelsherrn nach Riga zurück; dann nach Königsberg ins Vaterhaus 1759; wird unbesoldeter Kopist beim Stadtmagistrat von Königsberg, 1762, und bald zugleich freiwilliger Canzlist bei der Kriegs- und Domänenkammer; quittirt 1764, reist nach Deutschland, dem Elsaß und Basel; wird Hofmeister in Mietau, begleitet seinen Patron, einen Rechtsgelehrten, nach Warschau 1765 f.; lebt in einer „Gewissensehe;“ Freund von Mendelssohn und Kant; Vertrauter Herders; wird endlich Secretär und Translateur zu Königsberg bei der Provinzial-Accise- und Zolldirection 1767; dann Packhofverwalter beim königl. Licent 1777; von einem jungen Edelmann, seinem Bewunderer, unterstützt 1784; schmachtet drei Jahre nach Urlaub; wird pensionirt 1787; reist zu seinen Freunden

nach Münster und Düsseldorf, und stirbt zu Münster den 21. Jun. 1788. „Der Magus aus Norden,“ ein Sämann irdischer und himmlischer Weisheit. Im Styl Jean Pauls Vorläufer.

Johann Friedrich Tiede, geb. den 9. April 1732 zu Pasewalk; studirt seit 1752 Theologie zu Halle, wird 1754 Secretär des Generals Mayr, 1759 Feldprediger, 1774 Inspector der Schulen mehrerer Kreise; K. preuß. Consist.-Rath und Pastor Primarius zu Schweidnitz. Gest. den 19. Oct. 1795. Verfasser geist- und schwungvoller Meditationen; werth, daß sein Andenken erneuert werde.

Christoph Friedrich Nicolai, geb. den 18. März 1733; Lehrling einer Buchhandlung in Frankfurt a. d. O., wo er an der Thür vor Al. Baumgartens Collegium hospitirt; Theilnehmer an der väterlichen Buchhandlung zu Berlin seit 1752; Freund Lessings und Mendelssohns; entsagt der Handlung 1757, muß sie übernehmen 1758. Gründer der Bibliothek der schönen Wissenschaften (1757—1760), der Briefe, die neueste Lit. betreffend (1761—1766); der allg. deutschen Bibliothek (1765—1792); Fortsetzer der neuen allg. d. B. (bis 1805); Mitglied der königl. Akad. der Wissensch. zu München 1781, zu Berlin 1799, Correspondent der Akad. zu St. Petersburg 1804. Gest. zu Berlin den 8. Jan. 1811. Feind des alten schlechten und des neuen guten Geschmacks. Literar. Todfeind der krit. Philosophie. Verdienstvoller Buchhändler und Gelehrter, glatter Aufklärer, mit Humor polemisirender Romanschreiber.

Christoph Martin Wieland, geb. den 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach; stud. in Klosterbergen zu Erfurt, endl. die Rechte zu Tübingen 1750 ff.; Schriftsteller (anfangs sittlich-religiöser) seit 1752; lebt und schreibt bei Bodmer in Zürich, dann in Bern bis 1759; Canzleidirector in der Reichsstadt Biberach 1760; Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu Erfurt 1769; Lehrer und Erzieher der Prinzen von Weimar 1772; herzogl. Sachsen-Weimar'scher Hofrath und Churmaynz. Regierungsrath; Lehrer und Freund der Herzogin Amalie. Pegnizschäfer 1807. Napoleon ertheilt ihm das Kreuz der Ehrenlegion 1808. Seit 1797 in Osmanstädt bei Weimar; seit 1803 wieder in Weimar. Seine eigenthümliche Schriftstellerlaufbahn beginnt er mit „Araspes und Panthea“ 1761: diesem Roman folgte die Uebersetzung Shakspeares 1762—1766; „Don Sylvio von Rosalva“ 1764; „Agathon“ 1764—1767; „Iris und Zenide“, „Musarion“ 1768; „die Grazien,“ „Diogenes von Sinope“, „Abhandlungen“, Poetische

Erzählungen aller Art 1770 ff.; „der neue Amadis“ 1771: der goldne Spiegel“ 1772; Begründer des deutschen Merkur 1773 — 1789, durch den er mit Herder und Göthe in Opposition geräth; nun folgen „die Abderiten“ 1774; „Danischmend“ 1775; „Oberon“ 1780; Aufsätze und Dichtungen in Menge 1782 ff.; Horazens Briefe und Satiren 1782 ff. und Luzian, übersetzt 1788 ff.; „Göttergespräche“ 1791; „Agathodämon“ 1796; „Aristipp“ 1800; „Euthanasia“ 1805; Cicero's Briefe übersetzt 1808 ff., Wielands letzte, nicht ganz zu Ende gebrachte Arbeit. Gest. zu Weimar den 20. Jan. 1813. (Dichter.) Epikuröischer Moralist und als solcher in Romanen, Briefen, Kritiken, Abhandlungen und Uebersetzungen durch Grazie, Geist und Kunst Mitschöpfer der deutschen classischen Prosa.

Johann Karl August Musäus, geb. 1735 zu Jena, studirt das. Theologie 1754—1759, lebt als Candidat des Predigtamts bei Eisenach; schreibt seine Parodie „Grandison der Zweite“ 1760; wird Pagenhofmeister am Weimar'schen Hofe 1763; und Professor am Gymnasium zu Weimar 1770; satirisirt in seinen „physiognomischen Reisen“ (1781) gegen Wieland, und wird dadurch nach gebrochenem Incognito berühmt; setzt sich unter die Spinnräder der alten Weiber, zu alten Soldaten, ruft die Kinder von der Straße, um die Motive zu seinen Volksmährchen zu sammeln, und tritt mit ihnen hervor 1782—1786; von Wieland in einer dritten Auflage 1806 herausgegeben. Noch schrieb er „Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier“ 1785, und kleine Romane und Erzählungen „Strausfedern, erster Bd.“ 1787. Gest. zu Weimar den 28. Oct. 1787. Zeitsatiriker mit durchscheinender Bonhommie und bilderreichem, etwas zu absichtlichem Humor: possierlich lebhaft.

Helfrich Peter Sturz, geb. den 16. Febr. 1736 zu Darmstadt, stud. zu Göttingen, Jena und Gießen 1754—1757; Rechtsgelehrter; Secretär zu München bei dem K. K. Gesandten, Baron v. Widmann 1759; Privatsecretär des Kanzlers v. Eyben in Glückstadt; reist nach Wien und Wetzlar; Bernburg'scher Rath; Privatsecretär des Grafen Bernstorf in Kopenhagen 1762; Secretär im Dep. der ausw. Angel. das. 1763; Freund Klopstocks; dän. Leg. Rath 1768; reist mit dem Gefolge Christians VII. nach England und Frankreich; ins Generalpostdirectorium versetzt 1770; in Struensee's Fall verwickelt 17. Jan. 1772, Staatsgefangener; nach 4 Monaten frei; lebt als dän. Pensionär in Glückstadt und Altona; Reg.-Rath in Oldenburg 1772; Etatsrath das. 1775;

Gest. auf Besuch zu Bremen den 12. Nov. 1779. Politisch-ästhetischer Moralist; Anflug von Humor; viel Geist und Geschmack; zuweilen pretiös.

Moriz August von Thümmel, geb. den 27. Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig; stud. zu Leipzig 1756 ff. die Rechte; Kammerjunker in Coburg 1761; dichtet die „Wilhelmine“ 1764, Geh. Hofrath, dann Geh. Rath und Minister das. 1768; reist durch Frankreich und Italien 1772; 1775—1777; privatisirt auf seinen Gütern seit 1783; dichtet den Roman seiner Reisen 1791—1805; gest. zu Coburg auf Besuch den 16. Oct. 1817. Lebemann und Humorist in Reisebeschreibung und Roman; musterhaft im Styl.

Thomas Abbt, geb. den 25. Nov. 1738 zu Ulm; Theolog, Mag. legens zu Halle 1758; außerord. Prof. der Philos. zu Frankfurt a. d. Oder 1760; ord. Prof. der Mathem. zu Rinteln 1761; bereist Oberdeutschland, die Schweiz und Frankreich 1763; schreibt „vom Verdienst“ 1764; von dem Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe nach Bückeburg eingeladen; Hof-, Reg.- und Consist.-Rath, auch patronus scholarum das. 1765; gest. das. den 3. Nov. 1766. Philosophischer Moralist. Nicht vollständig ausgebildetes Talent voll Wärme und Ueberzeugung.

Christian Friedrich Daniel Schubart, geb. den 26. März 1739 zu Obersontheim in Schwaben. Theolog, Haus- und Musiklehrer in und bei Aalen; Schullehrer und Organist in Geislingen um 1764; Organist und Musikdirector in Ludwigsburg 1768; hält Vorlesungen über Geschichte und Aesthetik. Wegen Satire des Landes verwiesen; Musiklehrer in Heilbronn, Heidelberg, Mannheim; spielt vor dem Churfürsten zu Schwetzingen; lebt bei Gönnern in Mannheim, Würzburg, München; will katholisch werden; flieht nach Augsburg; schreibt die deutsche Chronik (1774—1777), dichtet und musicirt, von den Jesuiten verfolgt und, nach Arrest, verwiesen; setzt die Chronik in Ulm fort; wird mit ungarischer Gefangenschaft bedroht, aber durch den Klosteramtm. Scholl zu Blaubeuren dem Herz. Carl v. Württemberg ausgeliefert (2. Jan. 1777); schmachtet im Kerker auf dem Asberg, wo er sich zum Mysticismus bekehrt und von wo aus er seine Gedichte edirt; befreit, und zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannt 1787; gibt die Vaterlandschronik heraus und beginnt sein Leben zu schreiben. Gest. zu Stuttgart den 10. Oct. 1791. Weder als Dichter noch als Prosaiker classisch, aber von genialer Anlage, und zum

Volksschriftsteller geboren; in seinem Temperament untergegangen. Als Selbstbiograph ausgezeichnet.

Johann August Eberhard, geb. den 31. Aug. 1739 zu Halberstadt; Theolog; Hauslehrer 1759; zugleich Conrector an der Martinischule und 2ter Pred. an der Hosp.-Kirche zu Halberst. 1763; begl. seinen Patron, den Präsidenten, später Minister gewordenen Freiherrn von der Horst nach Berlin; wird Nicolai's und Mendelssohns Freund; Prediger bei'm berlin. Arbeitshaus 1758; Pred. in Charlottenburg 1774; Prof. der Philos. zu Halle 1778; ausw. Mitglied der Akad. der Wissensch. zu Berlin 1785; gest. zu Halle den 6. Jan. 1809. Leibnitzianer; („neue Apologie des Sokrates," „Sittenlehre der Vernunft"); classisch in der Lehrform; Aesthetiker; („Theorie der schönen Künste und Wissensch."); Gründer der deutschen Synonymik.

Matthias Claudius, geb. den 15. Aug. 1704 zu Reinfeld im Holstein.; stud. zu Jena; Privatmann in Wandsbeck bei Hamburg, redig. eine polit. Zeitschrift. Oberlandcommissär in Darmstadt, wo er eine Landzeitung herausgeben soll, 1776; geht nach Wandsbeck zurück 1777, wo er bleibt, auch als Revisor bei der Schleswig-Holstein. Bank in Altona seit 1788; giebt den Wandsbecker Boten heraus (1775—1812); gest. zu Hamburg den 21. Jan. 1815. (Dichter.) Volksschriftsteller voll frommen Humors, zuweilen mit Manier.

Johann Heinrich Jung, genannt **Stilling**, geb. den 12. Sept. 1740 zu Grund im Nassauischen. Schneidergeselle; Schullehrer, Hauslehrer; stud. in Straßburg die Medicin; mit Göthe und Herder befreundet; Arzt zu Elberfeld; großmüthiger und geschickter Operateur des Staars; Professor der Nationalöconomie zu Lautern 1778, an der Cameralschule zu Heidelberg um 1783; auf kurze Zeit zu Marburg 1787; schreibt die Theorie der Geisterkunde 1808; gest. als Badenscher Geh. Hofrath zu Carlsruhe den 23. März 1817. Nationalöconom; Geisterseher; fromm mit Manier; als Selbstbiograph (1777 ff.) berühmter, lieblicher Genremaler.

Theodor Gottfried von Hippel, geboren den 31. Januar 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen; studirt Theologie zu Königsberg; Theolog; geht mit einem jungen Edelmann aus Königsberg nach Petersburg 1760; Hauslehrer in Königsberg; studirt die Rechte 1762; Advokat bei dem das. Stadtgericht 1765; Hofgerichtsadvokat; städt. Gerichtsverwandter, Assessor des Stip.-Colleg. 1772; schreibt „über die Ehe" 1774; die „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" 1778 ff.; Criminalrath, Stadtrath, Hofhalsrichter, endlich Criminaldirector; dirig. erster Bürgermeister, Polizeidirector, Kriegsrath und Stadtpräsident 1780; läßt seinen Adel vom Kaiser

renoviren; richtet den Magistrat in Danzig ein; gest. zu Königsberg den 23. Apr. 1796. Er strebte aus Liebe nach einem Amt, und opferte dem Amt die Liebe. Unverehelichter Lobredner der Ehe; Mann nach der Uhr ohne Uhr; geldloser Liebhaber des Gelds; mit Todtenköpfen umgebener Lebensfreund; von Kant ein „Plan- und Centralkopf" genannt. Kantianischer Humorist in Roman und Abhandlungen, mit einem Anflug von Frömmelei.

Joseph II, römisch-deutscher Kaiser, geb. zu Wien den 13 März 1741; zum röm. Könige gewählt 1764; Mitregent seiner Mutter Maria Theresia; besucht Friedrich den Großen im Lager zu Neisse 25 Aug. 1768: im Besitz seiner Erbstaaten seit 1779; reformirt die Klöster, während Pabst Pius in Wien den Segen austheilt 1782; begünstigt die Presse, die Toleranz, hebt die Todesstrafe auf, fördert die Erziehung, die Polizei, das Kirchenwesen, den Landbau; streitet mit den Holländern um die freie Scheldeschiffahrt 1784; kriegt mit der Pforte; bekämpft die empörten Niederlande, 1788; giebt ein unglückliches Steuergesetz 1789; sieht Ungarn in Empörung, entsagt seinen reformatorischen Entwürfen an der Schwelle des Grabes; gest. zu Wien den 20 Febr. 1790. Seine große Seele spiegelt sich in den wenigen Briefen, die wir von ihm haben.

Johann Jakob Engel, geb. den 11. Sept. 1741 zu Parchim im Mecklenburg-Schwerin'schen; Theolog in Rostock; D. der Philos. 1763; hält in Bützow am Schluß des 7jähr. Kriegs die beredte Friedensrede; Gelehrter in Leipzig 1765; Philolog. — Professor der Moralphilos. und der schönen Wissensch. am Joachimsth. Gymnas. zu Berlin 1776—1787; schreibt die „Lobrede auf den König" (1781); Lehrer des nachher. K. Friedrich Wilh. III.; Mitglied der Akad. der Wissensch.; Oberdirector des Berlin. Theaters 1787, später mit Ramler bis 1794; privatisirt in Schwerin; nach Berlin zurückgerufen als Pensionär des neuen Königs 1798; gest. auf Besuch bei seiner 84jähr. Mutter zu Parchim den 28. Jun. 1802. „Philosoph für die Welt," (1775); empir. Aesthetiker, Panegyriker, vortrefflicher Genrenovellist, („Lorenz Stark" 1801); eleganter Stylist, Begründer der Mimik (1785 ff.).

Johann Caspar Lavater, geb. den 15. Nov. 1741 zu Zürich. Theolog. Greift als Patriot mit dem Maler Füßli einen ungerechten Landvogt an, und stürzt ihn 1762; reist mit Füßli und Heß nach Berlin und zu Spalding 1763; Geistlicher in Zürich 1764; Diaconus an der Waisenhauskirche 1769; physiognomische Reise nach Ems, wo er mit Göthe persönlich befreundet wird 1774; Bund mit andern Gelehrten. Pfarrer an der Waisenkirche 1775; zugl. Diaconus an

der Petrikirche 1778; reist im Triumph nach Bremen 1786; Pfarrer an Petri zu Zürich 1786; von Bernstorf nach Kopenhagen gerufen 1793. In der Revolution muthiger aber menschenfreundlicher Gegner der französ. Tyrannei 1795—1798; nach Basel deportirt 1799; nach Zürich zurückgekehrt wird er, bei der Wiedereinnahme durch Massena, auf der Straße schwärmende Soldaten beschwichtigend, von einem franz. Grenadier meuchlings in die Seite geschossen; so gest. das. den 26. Sept. 1793. (Dichter.) Beredter Prediger; bekehrungssüchtiger, theosophisch-poetischer Dogmatiker; Stifter der Tagebuchs-Selbstliebäugelei; Begründer der Physiognomik, und hierin genial. Styl prägnant, nicht ohne Affectation, abgerissen, dithyrambisch.

Christian Garve, geb. den 7. Jan. 1742 zu Breslau. Stud. Philosophie und wird in Leipzig Weisse's und Gellert's Freund; an des Letztern Stelle außerord. Prof. der Philosophie 1770; resign. Gesundheit halber und kehrt nach Breslau zurück 1772; von Friedrich II. berufen und mit der Uebersetzung von Cicero's Officien beauftragt (1779—1783). Erträgt den Gesichtskrebs mit der größten Standhaftigkeit; gest. zu Breslau den 1. Dec. 1798. Edler Psycholog und Moralist, Meister in klarer Entwickelung der Begriffe, in einer Sprache, die Göthe „mit reinem Wasser" verglich, „das stärkend wirkt."

Georg Christoph Lichtenberg, geb. den 1. Jul. 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt; durch einen Fall verwachsen, frühzeitig zurückgezogen und der Astrognosie zugewandt, deßhalb vom Landgrafen Ludwig VIII. unterstützt; in Göttingen gebildet; reist nach England, wird dort vom König ausgezeichnet, und außerord. Prof. der Philosophie zu Göttingen 1770; ordentl. 1775; reist zum zweitenmal nach England 1774, studirt Garrick und Hogarth; lernt G. Forster, Banks, Solander, den Südländer Omai, den Korsen Paoli kennen, übernimmt in Göttingen Experimentalphysik 1777, und den Gött. Taschenkalender 1778, Mitgl. der Naturforscher zu Halle und der Nat.Ges. zu Danzig 1782, der Petersb. Akad. 1795; k. Großbr. Hofrath 1788. Gest. zu Göttingen den 24. Febr. 1799. Origineller, frappant auf dem Papier fixirender Denker; eleganter Mathematiker und Physiker, großer Humorist.

Friedrich Heinrich Jacobi, Johann Georgs, des Dichters, jüngerer Bruder, geb. den 25. Januar 1743 zu Düsseldorf; vom Vater zum Kaufmannsstande bestimmt, lebt er drei Jahre lang zu Genf im Umgange der geistreichsten Menschen, und übernimmt, heimgekehrt, die väterliche Handlung um 1763; wohnt mit seiner Familie zu Pempelfort auf der Zuckerfabrik seines Vaters um 1770 ff.; wird durch

Vermittlung des Grafen v. Goltstein Mitglied der Hofkammer; durch den Bruder mit Wieland und Göthe bekannt; geht 1779 als Geh. Rath nach München; in Ungnade gefallen; zieht sich nach Pempelfort zurück, reist nach Weimar; beschäftigt sich seit 1785 mit Spinoza; flüchtet vor der franz. Revolution nach Holstein 1794, lebt in Hamburg, Wandsbeck, Eutin mit den Freunden; reist an den Rhein und nach Paris 1801; nach München berufen, die Akad. der Wissenschaften zu organisiren 1804; wird deren Präsident; resign. 1812; gest. den 10. März 1819. Sucht Poesie und Philosophie in der Form des Romans zu verbinden; („Allwill" 1792; „Woldemar" 1794); indignirter und leidenschaftlicher Verfechter des Glaubens und des Theismus gegen das pantheistische Wissen, und dadurch beredter Polemiker; in Fehden mit Mendelssohn, Kant, Fichte, zuletzt in der heftigsten mit Schelling.

Mosheim.

Die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit.

(1735.)

Die Wage, womit das Wohl und Wehe der Menschen insgemein abgewogen wird, ist falsch. Und die den Zustand der Sterblichen schätzen, ziehen mehr ihre Einbildung, als ihre Vernunft, zu Rathe.

Es ist wahr, daß unter den Menschen viele Unglückliche sind, die von einem immerwährenden Kummer des Gemüthes gefressen, und durch die Plage ihres Lebens aller Freude unfähig gemacht werden. Erbarmet euch dieser Elenden, ihr, die ihr glücklicher und ruhiger seyd, und erwartet mit ihnen in Geduld den Tag, an dem der Herr ihren Schmerz wenden und den Urhebern desselben den gerechten Lohn ihrer Unbarmherzigkeit geben wird! Allein es ist eben so gewiß, daß sehr viele derer, so durch die Arbeit ihrer Hände ihr Brod auf verschiedene Weise erwerben, viele derer, so weder Aemter und Würden bekleiden, noch sich sonderlicher Güter und Schätze zu rühmen haben, ja viele derer, die in schlechten Winkeln ihre Tage hinbringen, und nichts mehr sammlen können, als was die Nothdurft ihres Leibes und Lebens erfordert, wenn sie nur sonsten weder Qual des Gemüthes, noch Schmerzen des Leibes ausstehen, überhaupt so unglücklich nicht sind, als sie ihren Verächtern scheinen. Wir reden jetzt von der Gottseligkeit und Zufriedenheit nicht. Es ist bewiesen, daß da die gröste Glückseligkeit

wohne, wo sich diese beide Tugenden aufhalten. Und es ist gleichfalls unstreitig, daß der Aermste und Geringste sich diese theuren Güter zu eigen machen könne, ja daß sie sich viel mehr dem, was vor der Welt thöricht und unedel, als dem, was edel und gewaltig, zu ergeben pflegen. Wir vergleichen hie nur Menschen mit Menschen, äusserliche Umstände mit äusserlichen Umständen, irdische Vortheile mit irdischen Vortheilen. Wir fragen nicht: ob ein Tag-Löhner, der den Herrn fürchtet, und nichts mehr begehret, als was ihm der Wille des Höchsten beschieden, glückseliger sey, als ein Gewaltiger und Reicher, der sich nie mit seinen Begierden versöhnen kann, und mehr von der Liebe seines vermeinten Gutes, als des höchsten, entzündet ist? Diese Frage ist unter allen, die ihrer Vernunft mächtig sind, entschieden. Wir fragen nur: ob ein Armer, in so weit als er ein Armer ist, ob ein Niedriger, in so weit als er ein Niedriger ist, ob ein Mühseliger, in so fern er mühselig ist, wenn er sonst am Leibe und Geiste gesund ist, unglücklicher und elender sey, als ein Reicher, Hoher und in Wollust und Ruhe Lebender? Der Reiche und Gewaltige zweifelt nicht, diese Frage sey eben so klar entschieden, wie die erstere. Daher blähet er sich, und vergisset so wohl seines Ursprunges, als seines Endes. Und wir behaupten, daß er irre, und daß die Weisheit gegen ihn spreche: Tretet herunter von euren Höhen, eingebildete Glückselige! ihr seyd euren armen Brüdern gleicher, als ihr es meinet. Eure Herkunft, euer Ruf, euer Ende machen euch nicht allein denen ähnlich, von welchen ihr euch so sorgfältig absondert: auch eure äußerlichen Umstände vereinigen euch mit ihnen.

Nehmet aus dem Haufen derer, die das Feld bauen, einen Menschen heraus, der so viel Witz und Ueberlegung hat, als er in seinem Stande bedarf, der durch eine emsige Wartung aus seinem kleinen Acker so viel herausziehen kann, daß er niemand um Mitleiden ansprechen darf, der seinen Hunger mit schlechten Speisen stillet, seinen Leib mit einem geringen Tuche decket, der auf nichts mehr hoffen kann, als daß er sein unan-

sehnliches Erbe keinem Schuldner hinterlassen werde. Worin ist dieser unglücklicher, als der, so in einem kostbaren Palaste von vielen bedienet wird, grosse Länder, Aecker und Güter beherrschet, seinen Leib in Purpur, Gold und Seide hüllet, in einer prächtigen Gesellschaft Tafel hält, täglich allerhand Speisen vor sich stehet, die aus allen Theilen der Welt zusammen gesammlet und nach der Kunst zubereitet sind, der alles, mit einem Worte, um und bei sich hat, was zu dem Glücke der Hohen dieser Welt gehöret? Ihm mangeln unzählige Dinge, die dieser hat, und so oft er es wünschet, haben kann. Allein er wünschet und begehret auch die Dinge nicht, die ihm fehlen. Und dem fehlt eigentlich nichts, der sich nach dem, was ihm zu fehlen scheinet, gar nicht sehnet. Das Maaß unsrer Begierden ist das Maaß unseres irdischen Glücks und Unglücks. Die mit ihren Neigungen und Wünschen nicht über die Grenzen des Standes gehen, worin sie gesetzet sind, die sind glücklich, sie mögen leben, in welchen Umständen sie wollen. Dieser Mann, von dem wir reden, hat von dem weisen Urheber seiner Natur anstatt des Ueberflusses, worin jener pranget, ein eingeschränktes Herze empfangen, das sich aus dem Cirkel seiner Umstände nicht waget. Und dadurch ist er eben so selig, als jener, ungeachtet die verdorbne Einbildung des Mächtigen seinen Zustand für bedaurenswürdig hält.

Er kleidet und speiset sich schlecht. Und was hat er denn deswegen weniger, als der andre? Er hat eben das von seiner armseligen Kleidung und Nahrung, was der Reiche von seinem prächtigen Gewand und von seiner kostbaren Speise. Sein Kittel schützet ihn gegen die Strenge der Luft und das Ungewitter. Seine Speise benimmt ihm den Hunger und gibt ihm neue Kräfte. Und was hat der Reiche und Gewaltige mehr von seinem prächtigen Rocke und wohl besetzter Tafel? Allein seine Einbildung wird doch so nicht erfreuet, als die Einbildung desjenigen, dem ein buntes, kostbar gewirktes und vortrefliches Gewand die Augen füllet? Sein Geschmack wird doch so nicht

vergnügt, als der Geschmack desjenigen, dem die ganze Natur und die Kunst vieler Köche zu Gebote stehet? Was liesse sich hierauf nicht sagen? Doch eines aus vielen. Und wer von uns weiß es denn, daß die Einbildung und der Geschmack dieses Mannes weniger angenehme Empfindungen nach seiner besondern Beschaffenheit haben? Es ist noch zweifelhaft, ob sein schlechtes Feyer-Kleid ihm nicht eben die Freude verursache, die dem Reichen sein güldener Mantel. Es ist noch unausgemacht, ob der Hunger und die Arbeit ihm sein Brod, und was er sonst von schlechten Nahrungs-Mitteln zu sich nimmt, nicht eben so schmackhaft und angenehm mache, als dem Reichen seine so sorgfältig bereiteten Speisen sind.

Er wohnet übel. Und bringt ihm denn seine Hütte nicht eben den Nutzen, den der Hohe und Gewaltige aus seinem Pallaste ziehet? Sie bewahret ihn und sein kleines Vermögen vor Kälte, vor Hitze, vor Dieben, vor Nachstellungen. Was braucht er mehr? Allein er muß doch viele Unbequemlichkeit in seinem engen und übel eingerichteten Raume empfinden, und vieler Bequemlichkeiten, die eine freie und wohl gebaute Wohnung gibt, entbehren. Nach unsrer Meinung, nicht nach der Wahrheit. Wir, die wir bequemer und besser wohnen, würden allerdings viel leiden, wenn wir aus unsern Häusern in seine Hütte verbannet und gewiesen würden. Er fühlet diese Uebel nicht, weil er daran von den ersten Jahren gewöhnet worden, und ruhet eben so gut wie wir. Er spüret den Mangel unserer Bequemlichkeiten nicht, weil er sie nicht kennet. Wer bekümmert sich um Vortheile, deren Werth man nicht begreifet? Er muß sich selbst bedienen und kann keinen Aufwärtern befehlen. Allein die Dienste, der er nach seinen Umständen bedarf, sind so bewandt, daß er sie ohne Unlust selber leisten kann. Vielleicht würde es ihm verdrießlicher fallen, wenn er alle Kleinigkeiten, die zur Pflege seines Lebens und zu seiner übrigen Nothwendigkeit gehören, von einer andern Hand erwarten und nehmen sollte! Sein Name ist unbekannt. Allein er glaubet auch nicht, daß ein grosser Name seine Wohlfahrt vermehren könne.

Er gibt keine Gesetze und muß selber gehorchen. Allein sein Gehorsam macht ihm nicht mehr Beschwerung und Mühe, als dem Herrschenden seine Macht zu gebieten. Wir wollen diese Vergleichung nicht weiter fortsetzen. Reiniget ihr eure Einbildung und beurtheilet das Glück andrer nicht nach dem Urtheil eurer Augen und Ohren, sondern nach der Fürschrift des Geistes Gottes und einer gesunden Vernunft, so wird euch die große Ungleichheit zwischen den Hohen und Niedrigen, die so viel Hochmuth und Frevel verursachet, nicht länger verführen.

Reimarus.

Von der Seelen Unsterblichkeit.

(1754.)

Der Mensch ist von Natur, durch die vernünftige Vorstellung seiner selbst und anderer Dinge, zu einem Vermögen und Verlangen nach einer höheren, reineren und dauerhafteren Vollkommenheit und Glückseligkeit, als er in diesem Leben erhalten kann, bestimmt. Es fließt nämlich natürlich und nothwendig aus der Vernunft, die eine wesentliche Eigenschaft aller Menschen ist, daß ihre Gedanken, durch Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, auf das Zukünftige geführet werden, daß sie eine Vorstellung von Zeit und Dauer bekommen, daß sie voraus denken, und wenn sie sich selbst und ihr Leben nach der zukünftigen möglichen Dauer betrachten, daß ihre angeborene Begierde zum Leben sich so weit, als ihre Vorstellung der zukünftigen Zeit geht, das ist, bis ins Unendliche erstrecken muß. Es fließt natürlich und nothwendig aus der Vernunft, daß alle Menschen sich durch ihre allgemeinen und abgesonderten Begriffe noch immer eine höhere und reinere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit gedenken, als sie wirklich besitzen, oder in diesem Leben erhalten können, und daß ihr Verlangen folglich mit dieser niedrigen und gemischten Glückseligkeit nimmer völlig befriediget wird, sondern der Vorstellung des größeren möglichen Guten ohne Aufhören folget. Kurz, der Menschen Begierden müssen sich, vermöge ihrer Verstandeskräfte, nothwendig ins Unendliche, und über die Schranken dieses kurzen und unvollkommenen Lebens auslassen.

Man bemerket daher, in Absicht auf den äußersten Zweck,

mancherlei wichtigen Unterschied zwischen den Thieren und uns. Die Thiere sind von Natur unvermögend, vollkommener und glücklicher zu werden, als sie in diesem Leben sind und werden: wir aber werden selbst in diesem Leben immer vollkommener; doch nimmer so vollkommen und glücklich, als wir werden könnten. Die Thiere haben keine Vorstellung von einer höheren und dauerhafteren Glückseligkeit, als sie hier wirklich genießen: wir aber können die Dauer und Stufe des Lebens und der Glückseligkeit bis ins Unendliche in unseren Gedanken vergrößern. Die Thiere sind bloß sinnlich, und nur einer sinnlichen Lust fähig: wir aber, als vernünftige Menschen, auch einer geistigen. Die Thiere denken nicht weiter, als das Gegenwärtige: wir aber können und müssen uns auch das Zukünftige vorstellen. Die Thiere können durch die Stillung leiblicher Nothdurft völlig befriediget werden: ein Mensch hergegen kann sich, mit aller Bemühung, weder in der sinnlichen noch vernünftigen Lust, während dieses Lebens, Genüge thun. Die Thiere bezahlen der Natur ihre Schuld, ohne den herannahenden Tod vorher zu kennen oder zu fürchten, noch an ein ferneres und besseres Leben zu denken, oder solches zu wünschen; der Mensch allein weiß zum voraus, daß er sterben muß, denkt mit Furcht an sein Ende, und kann nicht anders zufrieden sterben, als wenn er auf ein besseres Leben hoffet.

Weil dieses Sehnen der Menschen nach einem dauerhafteren und besseren Leben, als das gegenwärtige ist, aus den Kräften und Regeln unsers Verstandes und Willens natürlich entspringt, und dem Wesen unserer Seele und deren Fähigkeit zu einer mehreren Vollkommenheit und Glückseligkeit gemäß ist: so kann man es nicht unter die unnatürlichen Grillen und süßen Träume der Menschen rechnen. Von diesen läßt sich allemal zeigen, daß sie den Regeln unsers Verstandes und Willens, so wie dem Wesen und der Natur der Dinge, entgegen laufen. Aber hat unser Wille, vermöge seiner Natur, eine Glückseligkeit zum Ziele seines Wunsches und Bemühens, und strecket er sich natür-

licher Weise nach den Schranken der vernünftigen Vorstellung von möglicher Vollkommenheit und Glückseligkeit: so muß sich auch sein Verlangen, nach den Regeln unserer Natur, über das Ziel dieses zeitlichen Lebens, in eine glückseligere Ewigkeit erstrecken. Selbst die falschen und irdischen Begierden der Menschen zeigen, daß sie ins Unendliche gehen, und daß sie bloß darum fehlen und trügen, weil sie unsere zu höheren Dingen geschaffene Natur mit endlichen und vergänglichen Dingen zu vergnügen gedenken.

Wir müssen also nothwendig daraus schließen, daß wir von dem Schöpfer zu solcher Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt sind, wozu uns das Bemühen unserer Natur nach eingepflanzten Regeln führet. Es ist uns so natürlich, voraus zu denken, und uns unsern künftigen Zustand auf eine ungemessene Länge vorzustellen, als es den Thieren natürlich ist, sich bloß an das Gegenwärtige zu halten: es ist uns eben so natürlich, daß wir immer vollkommener werden können und wollen, als es den Thieren natürlich ist, daß ihre Fähigkeit und Begierden in gewissen unveränderlichen Schranken der Vollkommenheit eingeschlossen sind: es ist uns eben so natürlich, daß wir uns, bei dem Begriffe von einer möglichen längeren und höheren Glückseligkeit, mit diesem kurzen Leben und dessen niedriger und oft vergällter Lust nicht begnügen, sondern ein besseres und dauerhafteres wünschen, als es den Thieren natürlich ist, daß sie mit der gegenwärtigen Ersättigung ihrer Nothdurft und Triebe vollkommen zufrieden sind, und weiter nichts bedenken noch verlangen. Wenn nun dieses ganz offenbar ist, so ist unser natürliches Verlangen nach einem besseren und dauerhafteren Leben auch eben sowohl ein Reiz des Schöpfers zu unserer Bestimmung, als es bei den Thieren die blinden Triebe sind.

Kann man sich wohl vorstellen, daß den Lebendigen ein Hunger nach einer gewissen Speise natürlich sey, und daß doch die Speise nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne ersättiget und das Leben erhalten werden? Kann man sich

einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter sich einmüthig zu versammlen, und über alle Wolken in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land sey, wo sie ihr Leben fortsetzen und unterhalten könnten? Kann man sich gedenken, daß Wasserinsecten, gegen das Ende ihres dermaligen Zustandes, ein Verlangen nach der Luft haben sollten, und sich aus dem Wasser heraus begäben, wenn sie nicht, nach ihrer Verwandelung, in diesem Elemente aufs neue leben würden? Nein, die Stimme der Natur triegt nicht, sie ist ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jeder bestimmten Art des Lebens; sie ist ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Absichten. Wie könnte er denn seine vernünftigen Geschöpfe, durch ihre Natur, zu einer Vorstellung eines längeren und besseren Lebens, und zu einem Verlangen nach demselben, rege gemachet haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beschieden hat?

Rabener.

Kleider machen Leute.

(1750.)

In diesen drei Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig, und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsere Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle tiefe ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht,

zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakay weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heut Gesellschaft im Zimmer! — — Aber wäre es nicht möglich — — Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird ein Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem

vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt und den Schweiß seines betrognen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider, und geringere Verdienste? Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch die äußerliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwickelung des Spiels abzuwarten. Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider. Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einemmale verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige

Loge, in welcher er so viel der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander und ärgern sich über die Unverschämtheit dieses gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bei seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beifall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarin, wer dieser Herr seyn müsse? es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beifall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet von Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarin an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und Seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige

Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Kamin stund, und allen Bedienten lächerlich war, ist itzo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht, zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer aus dem Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchem er Erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwei Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadeligen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bei dem Meister, hielt den Hut unter dem Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich

Gellert.

I. Portraits.

(Um 1760.)

1. Der Mann mit Einem Laster und mit vielen Tugenden.

Die Menschen sind selten so verderbt, daß sie sich vielen Lastern zugleich ergeben sollten; und selten so schlimm, daß sie ein Laster, dem sie sich überlassen, nicht durch gewisse Tugenden gleichsam vergüten wollten. Dorant gehöret unter diese Classe. Er dienet der Wollust, obgleich nicht ohne alle Mäßigung, und ist so offenherzig, daß er diesen Fehler selbst gesteht: aber eben dieser Dorant ist gerecht, gutthätig, dienstfertig, aufrichtig. Er kennt und gebraucht alle Künste, das Herz einer Unschuldigen, die seine Neigung gereizet hat, zu verführen; und doch kann er keinen Unglücklichen ohne Mitleiden sehen, und ohne Hülfe von sich lassen. Man liebt ihn wegen seiner Gutthätigkeit selbst in den Gesellschaften, wo man seinen Fehler kennet. Er verabscheut die berüchtigten Häuser der Wollust, und würde sie zerstören, wenn es auf ihn ankäme; aber eine Beyschläferinn zu halten, die er in kurzer Zeit mit einer andern vertauscht: dieses scheint ihm nichts Böses und nichts Gutes zu seyn. Er belohnet sie mit etlichen hundert Thalern; denn dieses, sagt er, wäre ungerecht, wenn sie hülflos bleiben sollte. Er verhilft ihr so gar mit seinem Schaden zu einer Heirath, um sie zu versorgen, und man lobt diese Sorgfalt an ihm. Dorant, spricht die große Welt, hat doch im Grunde ein gutes Herz. Dieser Dorant, der, durch seine gesittete Lebensart und seinen Stand

gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bei den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumassen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre.

Gellert.

I. Portraits.

(Um 1760.)

1. Der Mann mit Einem Laster und mit vielen Tugenden.

Die Menschen sind selten so verderbt, daß sie sich vielen Lastern zugleich ergeben sollten; und selten so schlimm, daß sie ein Laster, dem sie sich überlassen, nicht durch gewisse Tugenden gleichsam vergüten wollten. Dorant gehöret unter diese Classe. Er dienet der Wollust, obgleich nicht ohne alle Mäßigung, und ist so offenherzig, daß er diesen Fehler selbst gesteht: aber eben dieser Dorant ist gerecht, gutthätig, dienstfertig, aufrichtig. Er kennt und gebraucht alle Künste, das Herz einer Unschuldigen, die seine Neigung gereizet hat, zu verführen; und doch kann er keinen Unglücklichen ohne Mitleiden sehen, und ohne Hülfe von sich lassen. Man liebt ihn wegen seiner Gutthätigkeit selbst in den Gesellschaften, wo man seinen Fehler kennet. Er verabscheut die berüchtigten Häuser der Wollust, und würde sie zerstören, wenn es auf ihn ankäme; aber eine Beyschläferinn zu halten, die er in kurzer Zeit mit einer andern vertauscht: dieses scheint ihm nichts Böses und nichts Gutes zu seyn. Er belohnet sie mit etlichen hundert Thalern; denn dieses, sagt er, wäre ungerecht, wenn sie hülflos bleiben sollte. Er verhilft ihr so gar mit seinem Schaden zu einer Heirath, um sie zu versorgen, und man lobt diese Sorgfalt an ihm. Dorant, spricht die große Welt, hat doch im Grunde ein gutes Herz. Dieser Dorant, der, durch seine gesittete Lebensart und seinen Stand

gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bei den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre.

Gellert.

I. Portraits.

(Um 1760.)

1. Der Mann mit Einem Laster und mit vielen Tugenden.

Die Menschen sind selten so verderbt, daß sie sich vielen Lastern zugleich ergeben sollten; und selten so schlimm, daß sie ein Laster, dem sie sich überlassen, nicht durch gewisse Tugenden gleichsam vergüten wollten. Dorant gehöret unter diese Classe. Er dienet der Wollust, obgleich nicht ohne alle Mäßigung, und ist so offenherzig, daß er diesen Fehler selbst gesteht: aber eben dieser Dorant ist gerecht, gutthätig, dienstfertig, aufrichtig. Er kennt und gebraucht alle Künste, das Herz einer Unschuldigen, die seine Neigung gereizet hat, zu verführen; und doch kann er keinen Unglücklichen ohne Mitleiden sehen, und ohne Hülfe von sich lassen. Man liebt ihn wegen seiner Gutthätigkeit selbst in den Gesellschaften, wo man seinen Fehler kennet. Er verabscheut die berüchtigten Häuser der Wollust, und würde sie zerstören, wenn es auf ihn ankäme; aber eine Beyschläferinn zu halten, die er in kurzer Zeit mit einer andern vertauscht: dieses scheint ihm nichts Böses und nichts Gutes zu seyn. Er belohnet sie mit etlichen hundert Thalern; denn dieses, sagt er, wäre ungerecht, wenn sie hülflos bleiben sollte. Er verhilft ihr so gar mit seinem Schaden zu einer Heirath, um sie zu versorgen, und man lobt diese Sorgfalt an ihm. Dorant, spricht die große Welt, hat doch im Grunde ein gutes Herz. Dieser Dorant, der, durch seine gesittete Lebensart und seinen Stand

2. Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laster und ohne Tugend.

Craft, mehr einsiedlerisch, als gesellschaftlich, lebt für sich, und theilet sein Vermögen so ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er ist ohne Familie, hat keine Haussorgen, ist Herr seiner Zeit, und sorgt, daß er Niemand zur Last falle. Er lebt seit zehn Jahren einen Tag so regelmäßig als den andern; ist gesund, und mit seinem Schicksale zufrieden. Um acht Uhr erwacht er; der Thee, die Zeitung, und das Fenster beschäfftigen ihn bis zehn Uhr. Um diese Zeit besorgt er seine Geschäffte, das heißt, er trägt die gestrigen Ausgaben in sein Tagebuch ein, besieht seinen gestrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, schreibt einen Brief, wenn ihm der Wohlstand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem Laden ist zugeschickt worden, oder zeichnet eine halbe Stunde zu seinem Vergnügen, oder tritt an seinen Flügel. Ehe es zwölf Uhr schlägt, ist er angekleidet. Er speist gut, aber mäßig, und weiß seit dreyßig Jahren nicht was ein Rausch ist. Seine Zeit von zwey Uhr nach Tische bis Abends um zehn Uhr ist ebenfalls eingetheilet. Eine Stunde schenkt er dem Billiard, eine dem Besuche, den er giebt oder annimmt, eine halbe Stunde dem Schlafe, eine Stunde dem Lesen einer anmuthigen Schrift, eine dem Spaziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlzeit, und um zehn Uhr überläßt er sich regelmäßig dem Schlafe. Von dieser Ordnung weicht er nicht ab, außer des Sonntags, da er die Kirche besucht. Dieser Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß sein Herr alle Morgen bete und alle Abende singe. Und in der That, Craft ist mäßig und haushälterisch; kein Freund der Wollust und tobender Vergnügungen. Er spricht von Niemanden Böses; läßt jeden in seinen Würden; bezahlt, was er zu geben schuldig ist, richtig; und lebt stille

für sich. Gleichwohl, wer ist Crast, wenn man ihn in seinem ganzen Betragen untersucht? Ist er mehr, als ein regelmäßiger Müßiggänger? Was ist die Hauptabsicht seines Plans? Bequemlichkeit und methodisirte Trägheit. Er lebt mäßig, um gesund zu seyn; wirthschaftlich, um nicht zu darben; und ordentlich, um die beschwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für sich, und nicht für Andere. Ist er deswegen in die große Gesellschaft der Menschen gesetzet worden? Er befördert sein Vergnügen; aber ist es das, welches von der Vernunft gebilligt wird? Er geht mit seinem Vermögen sorgfältig um, weil es die Pflicht eines Vernünftigen ist. Aber ist nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit eine Pflicht, eine beständige Pflicht? Er wendet die Zeit bloß zur Pflege und Erhaltung seines Körpers an; und also lebt er, um künftig so lange gelebt zu haben, als er nur gekonnt. Er hat eine Seele bloß für seine Sinne, und einen Verstand, bloß um die Gegenstände zu entdecken, die seiner Bequemlichkeit schmeicheln. Er glaubt, er thue nichts Böses, weil er sich vor Lastern hütet, die sich selbst bestrafen; allein sein ganzer Plan des Lebens ist böse, weil ihn die Vernunft und die göttliche Bestimmung verwirft. Er beweist selbst durch seine Einrichtung, daß die Seele des Menschen ein geschäfftiges Wesen ist, weil er ihr in jeder Stunde eine Art der Unterhaltung giebt. Warum kann er nicht einsehen, daß es besser ist, ein nützlicher und arbeitsamer Mann zu seyn, als ein geschäfftiger Müßiggänger? Hofft er, daß ihn Gott einst ewig für die Mühe belohnen soll, die er auf das Vergnügen seiner Sinne so ordentlich verwandt hat? Könnte er so oft schlafen, als er wollte, so würde er wahrscheinlich den größten Theil seines Lebens verschlafen. Er habe noch so wenig Gaben von der Natur empfangen; so hat er doch mit allen Menschen die Pflicht der Vernunft und der Religion gemein, seine geringen Talente zum Besten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierinnen besteht seine Tugend und Ruhe. Er soll zufrieden leben, als

ein Mitbürger, nicht als ein träumerischer Einsiedler. Er darf seine Bequemlichkeit suchen, aber er lebt nicht für sich allein, sonst würde ihn der Schöpfer in eine Höle eingeschlossen und mit den nöthigen Lebensmitteln umringt haben. Endlich ist es falsch, daß ein bequemliches Leben ein zufriednes Leben ist. Wenn Craft nachdenkt; (und er kann doch nicht alle ernsthafte Gedanken durch Trägheit ersticken,) macht ihm sein Herz wegen seiner sinnlichen Lebensart gar keine Vorwürfe? Fühlt er nichts Leeres in seiner Seele? keine Besorgniß, daß Andre, für die er nichts nützliches thut, ihn verachten werden? keine Beschämung, daß er vierzig oder fünfzig Jahre gelebt hat, ohne ein bessrer Mensch geworden zu seyn? Kann er sich auf die schützende Hand der Vorsehung verlassen, und sich, wenn sein Vermögen, das er itzt nur zu seiner Bequemlichkeit gebraucht, sich in Mangel verwandeln sollte, mit ihrem Beystande trösten? Kann er auf Hoffnung sterben, wenn er an den Tod denkt? Hat er diese Vortheile des Geistes nicht, so ist er nicht zufrieden, sondern nur von seiner Bequemlichkeit, der er dienet, mit einem angenehmen Kützel auf einige Jahre für seine Dienstbarkeit belohnet, und zugleich bestrafet.

II. Briefe.

Leipzig den 17. Nov. 1760.

Hochzuehrender Herr Hauptmann!

Sie können also aus einer vielfachen Erfahrung sagen; Ob tausend fallen zu meiner Seiten, und zehntausend zu meiner Rechten: so wirds doch mich nicht treffen. Ja, wiederum in einem blutigen Treffen bey dem Leben erhalten, und nur leicht verwundet. Zu welcher Freudigkeit gegen Gott, und zu welchem muthigen Vertrauen in künftigen Gefahren muß Sie nicht diese Errettung ermuntern; und welche Wollust muß es seyn, nach einem vielstündigen Tode sich auf dem Schlachtfelde gesund erblicken,

und seine Augen von der blutenden Erde das erstemal zum Himmel erheben. O! wie muß ein Trunk Wasser in diesen Augenblicken eine unbegreifliche Erquickung, und ein Stück Brod, mit Dank zu Gott, mehr als alle Freuden der Erde seyn. Ich kann diese Vorstellung nicht verlassen, ohne zugleich mit Ihnen Den zu preisen, dessen allmächtiger Schutz sie bewahret, und in Ihnen mir einen so theuren und rechtschaffenen Freund erhalten hat. Aus Verlangen, Sie bald zu sehen, würde ich Sie ermuntern, nach Leipzig zu kommen, so bald Sie von Ihren Wunden wieder hergestellet wären. Allein ich fürchte, daß ich dieses Vergnügen nicht genießen soll. Zwei Lazarethe, liebster Herr Hauptmann! eines zur Rechten, und eines zur Linken, das ist ein zu schrecklicher Anblick, und eine zu angstvolle Nachbarschaft, als daß ich sie so lange sollte aushalten können. Einen Elenden vor seinem Fenster sehen müssen, ist schon viel. Aber hundert Elende sehen müssen, ihre Klagen hören, und den giftigen Geruch derer eingekerkerten Kranken in sich ziehen müssen: leiden sehen, ohne helfen zu können; das thut schrecklich weh, und würde mich in kurzen selbst zum Elenden machen. . . . .

G.

(An eine Freundin.)

Leipzig den 3. Dec. 1760.

Nun bin ich vollkommen gedecket. Ich habe Fußvolk und Reiterei, die Grenadiere und die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarethe, so nahe als man sie haben kann, und mein ganzer Hof ist mit Soldaten angefüllt, von denen viele kränker und viele auch gesünder sind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäscht um mich herum. Man lacht, man weint, man singt, man flucht, man betet, alles durcheinander. Man löset hier einen Arm ab, und setzet dort einen Fuß an. Der Eine redet von der Schlacht bei Torgau, und hält sie für die blutigste; der Andre zieht die von Collin noch vor. Der Eine redet von seinem Fleiße auf der Universität Halle und Jena, und der Andere versichert, daß er weder schreiben noch lesen könne.

Der Eine lobt meine Schriften, und weiset auf mein Kammerfenster; und der Andre lacht mich aus. Kurz, die Scene wird zu ernsthaft, und die Nachbarschaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehn, so sauer mirs auch ankommt, mein sonst einsames schwarze Bret zu verlassen. In der Stadt ist vielleicht kein Haus sicher, und das noch sicher ist, nimmt mich darum nicht auf. Also muß ich aus der Stadt, und wohin? Nach Bonau? Aber Bonau ist fünf Meilen, und was will ich ohne Beschäftigung in Bonau anfangen? Der Müssiggang ist so gut, als ein Lazareth, und vielleicht noch schlimmer. Doch genug, daß Sie wissen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht sagen kann, wohin. Leben Sie indessen vollkommen wohl. G.

An seine Schwester.

Leipzig den 16. Dez. 1760.

Es ist wahr, daß mich die beiden Sächsischen Prinzen bei ihrer Anwesenheit in Leipzig haben zu sich rufen lassen, und mir nebst dem Herzog von Braganza ausserordentlich viel Gnade erzeigt haben. Es ist auch wahr, daß mich der König von Preußen am vergangenen Donnerstage hat zu sich rufen lassen, und mir bei einem beinahe zweistündigen Gespräche sehr gnädig begegnet ist. Ich mußte ihm zuletzt noch eine Fabel (der Maler) auswendig sagen. Nun fing er an: Das ist gut, das ist sehr gut, das habe ich nicht gedacht, das ist schön, gut und kurz; ich muß ihn loben, nein, ich muß ihn unter den Deutschen doch loben. Komme er wieder zu mir und da stecke er seine Fabeln zu sich und lese mir welche vor, u. s. w. Gott sey Dank, daß diese Unterredung, vor der ich mich herzlich gefürchtet, so glücklich abgelaufen ist. — — Lebet wohl, grüßet alle die Unsrigen herzlich. G.

Leipzig den 22. Dez. 1768.

Gnädige Frau,

Jetzt heiße ich Sie nur schriftlich in ** willkommen, bald aber denke ich auch persönlich dieses Glück zu haben. — — — Daß mein Schecke vorigen Donnerstag gestorben ist, darf ich Ihnen das sagen? O ja! denn es ist für mich ein sehr wichtiger Verlust, den ich schwerlich werde ersetzen können. Das Sonderbare dabei war, daß die Mittwoche vorher mein Churfürstlich Pferd ankam. Wie dieses aussieht, wollen Sie wissen? Lichtbraun mit schwarzen Extremitäten und schwarzem Strieme über das Kreuz — ferner sieht es still und freundlich aus, und auch nicht ganz still und freundlich. Kurz, es läßt sich besser sehen als beschreiben. Ich werde es also mit seinem goldnen Zaume, mit seinem blau sammetnen Sattel und der nur gar zu schönen Schabrake, kurz so, wie mir es der Churfürstliche Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittags in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten brachte, in den Hof nach ** schicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! so sorgfältig der gute, gnädige Churfürst auch bei der Wahl dieses Geschenkes gewesen seyn mag, so fürchte ich mich doch vor dieser Wohlthat; denn ein kranker alter Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen. Wie vielmal der liebe Churfürst das Pferd auf dem Schloßplatze hat probiren lassen; wie er selber aus dem Fenster gerufen, daß man sich in einer weißen Wildschur darauf setzen sollte, um zu wissen, ob es sich etwan davor scheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieses brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Herrn Oberstallmeisters hinein. So viel von der Geschichte des Pferdes! —

Ich küsse Ihnen ehrerbietigst die Hand und empfehle mich Ihrem Herrn Gemahle zu Gnaden. G.

Winkelmann.

Von der Grazie in Werken der Kunst.

(Um 1762.)

Die Grazie ist das Vernünftig Gefällige. Es ist ein Begriff von weitem Umfange, weil er sich auf alle Handlungen erstrecket. Die Grazie ist ein Geschenk des Himmels, aber nicht wie die Schönheit; denn er ertheilet nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derselben. Sie bildet sich durch Erziehung und Ueberlegung, und kann zur Natur werden, welche dazu geschaffen ist. Sie ist ferne vom Zwange und gesuchten Witze; aber es erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, die Natur in allen Handlungen, wo sie sich nach eines Jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfalt und in der Stille der Seele wirket sie, und wird durch ein wildes Feuer und in aufgebrachten Neigungen verdunkelt. Aller Menschen Thun und Handeln wird durch dieselbe angenehm, und in einem schönen Körper herrschet sie mit großer Gewalt. Xenophon war mit derselben begabet; Thucydides aber hat sie nicht gesuchet. In ihr bestund der Vorzug des Apelles und des Correggio in neueren Zeiten, und Michel Angelo hat sie nicht erlanget: über die Werke des Alterthums aber hat sie sich allgemein ergossen, und ist auch in dem Mittelmäßigen zu erkennen.

Die Kenntniß und Beurtheilung der Grazie am Menschen, und in der Nachahmung desselben auf Statuen und auf Gemälden, scheint verschieden zu seyn, weil hier vielen dasjenige

nicht anstößig ist, was ihnen im Leben mißfallen würde. Diese Verschiedenheit der Empfindung lieget entweder in der Eigenschaft der Nachahmung überhaupt, welche desto mehr rühret, je fremder sie ist als das Nachgeahmete, oder mehr an ungeübten Sinnen und am Mangel öfterer Betrachtung und gründlicher Vergleichung der Werke der Kunst. Denn was bei Aufklärung des Verstandes und bei Vortheilen der Erziehung an neueren Werken gefällt, wird oft nach erlangter wahren Kenntniß der Schönheiten des Alterthums ekelhaft werden. Die allgemeine Empfindung der wahren Grazie wäre also nicht natürlich: da sie aber erlangt werden kann, und ein Theil des guten Geschmacks ist, so ist auch dieser so wie jene zu lehren: weil sogar die Schönheit zu lehren ist, obgleich noch keine allgemeine deutliche Erklärung derselben bestimmet worden.

Im Unterricht über Werke der Kunst ist die Grazie das Sinnlichste, und zur Ueberzeugung von dem Vorzuge der alten Werke vor den Neuern giebt sie den begreiflichsten Beweis: mit derselben muß man anfangen zu lehren, bis man zur hohen abstracten Schönheit gehen kann.

Die Grazie in den Werken der Kunst gehet nur die menschliche Figur an, und lieget nicht allein in deren Wesentlichem, dem Stande und den Gebärden, sondern auch in dem Zufälligen, dem Schmucke und der Kleidung. Ihre Eigenschaft ist das eigenthümliche Verhältniß der handelnden Personen zur Handlung: denn sie ist wie Wasser, welches desto vollkommener ist, je weniger es Geschmack hat; alle Fremdartigkeit ist der Grazie so wie der Schönheit nachtheilig. Man merke, daß die Rede von dem Hohen oder Heroischen und Tragischen in der Kunst, nicht von dem komischen Theile derselben ist.

Stand und Gebärden an den alten Figuren sind wie an einem Menschen, welcher Achtung erwekt und fordern kann, und der vor den Augen weiser Männer auftritt; ihre Bewegung hat den nothwendigen Grund des Wirkens in sich, wie durch ein flüssiges dünnes Geblüt und mit einem sittsamen Geist

zu geschehen pfleget: nur allein die Stellung der Bakchantinnen auf geschnittenen Steinen ist der Absicht bei denselben gemäß; das ist, gewaltsam. Was von stehenden Figuren gesaget wird, gilt auch von liegenden.

Im ruhigen Stande, wo ein Bein das tragende ist, und das andere das spielende, tritt dieses nur so weit zurück, als nöthig war, die Figur aus der senkrechten Linie zu sezen; und an Faunen hat man die ungelehrte Natur auch in der Richtung dieses Fußes beobachtet, welcher, gleichsam unmerksam auf Zierlichkeit, einwärts stehet. Den neuern Künstlern schien ein ruhiger Stand unbedeutend und ohne Geist; sie rücken daher den spielenden Fuß weiter hinaus, und um eine idealische Stellung zu machen, setzen sie ein Theil der Schwere des Körpers von dem tragenden Beine weg, und drehen den Oberleib von neuem aus seiner Ruhe, und den Kopf wie an Personen, die nach einem unerwarteten Blitze sehen. Diejenigen, welchen dieses, aus Mangel an Gelegenheit, das Alte zu sehen, nicht deutlich ist, mögen sich einen Ritter einer Komödie, oder auch einen jungen Franzosen in seiner eigenen Brühe vorstellen. Wo der Raum diesen Stand der Beine nicht erlaubete, um nicht das Bein, welches nicht träget, müssig zu lassen, sezet man es auf etwas Erhobenes, als ein Bild eines Menschen, welcher, um mit Jemand zu reden, das eine Bein allezeit auf einen Stuhl sezen wollte, oder um fest zu stehen, sich einen Stein unterlegete. Die Alten waren dergestalt auf den höchsten Wohlstand bedacht, daß nicht leicht Figuren mit einem Beine über das andere geschlagen stehen, es sey denn ein Bakchus in Marmor, ein Paris oder Nireus auf geschnittenen Steinen, zum Zeichen der Weichlichkeit.

In den Gebärden der alten Figuren bricht die Freude nicht in Lachen aus, sondern sie zeiget nur die Heiterkeit vom inneren Vergnügen; auf dem Gesichte einer Bakchantin bliket gleichsam nur die Morgenröthe von der Wollust auf. In Betrübniß und Unmuth sind sie ein Bild des Meers, dessen Tiefe still

ist, wenn die Fläche anfängt unruhig zu werden; auch im empfindlichsten Schmerzen erscheinet Niobe als die Heldin, welche der Latona nicht weichen wollte. Denn die Seele kann in einen Zustand gesetzet werden, wo sie von der Größe des Leidens, welches sie nicht fassen kann, übertäubet, der Unempfindlichkeit nahe kommt. Die alten Künstler haben hier, wie ihre Dichter, ihre Personen gleichsam außer der Handlung, die Schrecken oder Wehklagen erweken müßte, gezeiget, auch um die Würdigkeit der Menschen in Fassung der Seele vorzustellen.

Die Neuern, welche theils das Alterthum nicht kennen lernen, oder nicht zur Betrachtung der Grazie in der Natur gelanget sind, haben nicht allein die Natur gebildet, wie sie empfindet, sondern auch was sie n i c h t empfindet. Die Zärtlichkeit einer sitzenden Venus in Marmor zu Potsdam, vom Pigalle aus Paris, ist in einer Empfindung, in welcher ihr das Wasser aus dem Munde, welcher nach Luft zu schnappen scheinet, laufen will: denn sie soll vor Begierde schmachtend aussehen. Sollte man glauben, daß ein solcher Mensch in Rom einige Jahre unterhalten gewesen, das Alterthum nachzuahmen! Eine Charitas von Bernini an einem der päpstlichen Grabmäler in S. Peter zu Rom soll liebreich und mit mütterlichen Augen auf ihre Kinder sehen: es sind aber viel widersprechende Dinge in diesem Gesichte: das liebreiche ist ein gezwungenes, satirisches Lachen, damit ihr der Künstler seine ihm gewöhnliche Grazie, die Grübchen in den Wangen, geben konnte. In Vorstellung der Betrübniß geht er bis auf das Haarausreissen, wie man auf vielen berühmten Gemälden, welche gestochen sind, sehen kann.

Die Bewegung der Hände, welche die Gebärden begleiten, und deren Haltung überhaupt, ist an alten Statuen wie an Personen, die von Niemand glauben beobachtet zu werden: und ob sich gleich wenig Hände an denselben erhalten haben, so siehet man doch an der Richtung des Arms, daß die Bewegung natürlich gewesen ist. Diejenigen, welche die mangelnden

oder zerstümmelten Hände ergänzet, haben ihnen vielmals, so wie an ihren eigenen Werken, eine Haltung gegeben, die eine Person vor dem Spiegel machen würde, welche ihre vermeinte schöne Hand denen, die sie bei ihrem Putze unterhalten, so lange und so oft sie kann, im völligen Lichte wollte sehen lassen. Im Ausdrucke sind die Hände insgemein gezwungen, wie eines jungen Anfängers auf der Kanzel. Fasset eine Figur ihr Gewand, so hält sie es wie Spinnewebe. Eine Nemesis, welche auf alten geschnittenen Steinen gewöhnlich ihr Peplum von dem Busen sanft in die Höhe hält, würde es in neueren Bildern nicht anders thun können, als mit zierlich ausgestreckten drei lezten Fingern.

Die Grazie in dem Zufälligen alter Figuren, dem Schmuke und der Kleidung lieget wie an der Figur selbst, in dem, was der Natur am nächsten kömmt. An den allerältesten Werken ist der Wurf der Falten unter dem Gürtel fast senkrecht, wie sie an einem dünnen Gewande natürlich fallen. Mit dem Wachsthume der Kunst wurde die Mannigfaltigkeit gesuchet; aber das Gewand stellete allezeit ein leichtes Gewebe vor, und die Falten wurden nicht gehäufet, oder hier und da zerstreuet, sondern sind in ganze Massen vereiniget. Dieses blieben die zwo vornehmsten Beobachtungen im Alterthume, wie wir noch an der schönen Flora (nicht der farnesischen) im Campidoglio, von Hadrians Zeiten, sehen. An Bakchanten und tanzenden Figuren wurde das Gewand zerstreueter und fliegender gearbeitet, auch an Statuen, wie eine im Palast Riccardi zu Florenz beweiset; aber der Wohlstand blieb beobachtet, und die Fähigkeit der Materie wurde nicht übertrieben. Götter und Helden sind wie an heiligen Orten stehend, wo die Stille wohnet, und nicht als ein Spiel der Winde, oder im Fahnenschwenken vorgestellet; fliegende und luftige Gewänder suche man sonderlich auf geschnittenen Steinen an einer Atalanta, wo die Person und die Materie es erforderte und erlaubete.

Die Grazie erstreket sich auf die Bekleidung, weil sie mit

ihren Geschwistern vor Alters bekleidet war, und die Grazie in der Bekleidung bildet sich wie von selbst in unsrem Begriffe, wenn wir uns vorstellen, wie wir die Grazien gekleidet sehen möchten; man würde sie nicht in Gallakleidern, sondern wie eine Schönheit, die man liebete, im leichten Ueberwurf, kürzlich aus dem Bette erhoben, zu sehen wünschen.

In neuern Werken der Kunst scheint man nach Raphaels und dessen bester Schüler Zeiten, nicht gedacht zu haben, daß die Grazie auch an der Kleidung Theil nehmen könne, weil man, statt der leichten Gewänder die schweren gewählet, die gleichsam wie Verhüllungen der Unfähigkeit, das Schöne zu bilden, anzusehen sind: denn die Falten von großem Inhalt überheben den Künstler der von den Alten gesuchten Andeutung der Form des Körpers unter dem Gewande, und eine Figur scheinet öfters nur zum Tragen gemachet zu seyn. Bernini und Peter von Cortona sind in großen und schweren Gewändern die Muster ihrer Nachfolger geworden. Wir kleiden uns in leichte Zeuge; aber unsere Bilder genießen diesen Vortheil nicht.

Wenn man geschichtmäßig von der Grazie nach Wiederherstellung der Kunst reden sollte; so würde es mehr auf das Gegentheil gehen. In der Bildhauerei hat die Nachahmung eines einzigen großen Mannes, des Michel Angelo, die Künstler von dem Alterthume und von der Kenntniß der Grazie entfernet. Sein hoher Verstand und seine große Wissenschaft wollte sich in Nachahmung der Alten nicht allein einschränken, und seine Einbildungskraft war zu feurig zu zärtlichen Empfindungen und zur lieblichen Grazie. Seine gedruckten und noch ungedruckten Gedichte sind voll von Betrachtungen der hohen Schönheit; aber er hat sie nicht gebildet, so wenig wie die Grazie seine Werke. Denn da er nur das Außerordentliche und das Schwere in der Kunst suchete, so sezete er diesem das Gefällige nach, weil dieses mehr in Empfindung als in Wissenschaft bestehet; und um diese allenthalben zu zeigen, wurde er

übertrieben. Seine liegenden Statuen auf den Grabmalen in der großherzoglichen Kapelle zu S. Lorenzo in Florenz haben eine so ungewöhnliche Lage, daß das Leben sich Gewalt anthun müßte, sich also liegend zu erhalten, und eben durch diese gekünstelte Lage ist er aus dem Wohlstande der Natur und des Orts, für welchen er arbeitete, gegangen. Seine Schüler folgeten ihm, und da sie ihn in der Wissenschaft nicht erreicheten, und ihren Werken auch dieser Werth fehlete, so wird der Mangel der Grazie, da der Verstand nicht beschäftiget ist, hier noch merklicher und anstößiger. Wie wenig Guglielmo della Porta, der beste aus dieser Schule, die Grazie und das Alterthum begriffen hat, siehet man unter anderm an dem farnesischen Stier, an welchem die Circe bis auf den Gürtel von seiner Hand ist. Johann Bologna, Algardi und Fiaminga sind große Künstler, aber unter den Alten, auch in dem Theile der Kunst, wovon wir reden.

Endlich erschien Lorenzo Bernini in der Welt, ein Mann von großem Talent und Geiste, aber dem die Grazie nicht einmal im Traume erschienen ist. Er wollte alle Theile der Kunst umfassen, war Maler, Baumeister und Bildhauer, und suchete als dieser vornehmlich ein Original zu werden. Im achtzehnten Jahre machte er den Apollo und die Daphne, ein wunderbares Werk für ein solches Alter und welches versprach, daß durch ihn die Bildhauerei auf ihren höchsten Gipfel kommen würde. Er machete hierauf seinen Ovid, welcher jenem Werke nicht beikommt. Der allgemeine Beifall machete ihn stolz und es scheinet, sein Vorsatz sey gewesen, da er die alten Werke weder erreichen, noch verdunkeln konnte, einen neuen Weg zu nehmen, den ihm der verderbte Geschmack selbiger Zeit erleichterte, auf welchem er die erste Stelle unter den Künstlern neuerer Zeit erhalten könnte; und es ist ihm gelungen. Von der Zeit an entfernte sich die Grazie gänzlich von ihm, weil sie sich mit seinem Vorhaben nicht reimen konnte, denn er ergrif das entgegengesetzte Ende vom Alterthum: seine Bilder

suchte er in der gemeinen Natur, und sein Ideal ist von Geschöpfen unter einem ihm unbekannten Himmel genommen; denn in dem schönsten Theile von Italien ist die Natur anders als an seinen Bildern gestaltet. Er wurde als der Gott der Kunst verehret und nachgeahmet; und da nur die Heiligkeit, nicht die Weisheit Statuen erhält, so ist eine berninische Figur besser für die Kirche als der Laokoon. —

Die Grazien standen in Athen beim Aufgang nach dem heiligsten Orte zu: unsere Künstler sollten sie über ihre Werkstatt sezen und am Ringe tragen, zur unaufhörlichen Erinnerung, und ihnen opfern, um sich diese Göttinen hold zu machen.

Ich habe mich in dieser kurzen Betrachtung vornehmlich auf die Bildhauerei eingeschränket, weil man sie über Gemälde auch ausser Italien machen kann, und der Leser wird das Vergnügen haben, selbst mehr zu entdecken, als ich gesaget habe: ich streue nur einzelne Körner aus zu einer grösseren Aussaat, wenn sich Muße und Umstände finden werden.

Justus Möser.

I. Die Spinnstube, eine Osnabrückische Geschichte.

(Zwischen 1766 und 1775.)

Selinde, wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufnahme war sonst Gertraud, war die älteste Tochter redlicher Eltern und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch so viel möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften, sagte er oft, gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen. Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu seyn, und Alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hüner hörte, da ruhete sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächse nur bey Selinden. Ihre Rüben giengen den märkischen weit vor; und der Bischof hatte keine andre Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt; jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie

versteckt zu sehn glaubte. Das einzige, was man an ihr überflüßiges bemerkte, war ein Heideblümgen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß er der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte; und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hünerplatz; ein anders auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreybeinigten Stuhle, (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigten vor, weil sie sich auf demselben, ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das Geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fusse das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hünerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbett Acht gehabt, und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube gieng und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich * Boiserie genannt wird, gezieret war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst

* Pannel, ouvrage à pans, oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig als das erste Stück eines Schillings seinen Ursprung hat, drückt die Sache unstreitig besser aus, als Boiserie.

ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahret waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winter-Abende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen seyn würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bey einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte, und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um alles mit wenigem zu sagen: es waren alle nothwendige Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicher Weise erreichet werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschälet hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen, und hatte die grosse Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüßigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schliessen, daß er bey seiner

Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet, und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu seyn, daß er die edle Einfalt als etwas niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn andre in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gern gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reitzungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pfleget. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satirische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. Ist es möglich, sagte er einsmal gegen den Vater, daß Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurück gekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herum zerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall wo ich in der Welt gewesen, haben die Bediente ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bey dem Hofmeister; der Herr vom Hause

wohnt in einem und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.

Mein lieber Arist, war des Vaters Antwort, ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsre dauerhafteste Freundinn sey. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsere Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sey, welche ein Mensch bis ins höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu; und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unseres Verfahrens. Nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnigten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod essen sehen? Wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen? Wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinen Adjutanten hinterbracht wurden? Und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte! Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß; in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl

dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel als das Kriegeshandwerk? und sollte es vornehmer seyn, sein Leben zu vermiethen, als sein eigener Herr zu seyn, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn; die Wollust sucht ihn; und der Geiz verspricht sich alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde; und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann; es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben seyn, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen, ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser, als andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit manche gute Lehre im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würde, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meynen, und sie müßten sehr unempfindliche Geschöpfe seyn, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern, und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführet, und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herrn und Frauen

werden. Sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten; und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich andre sonst mehr aus Stolz als aus Religion herablassen. Ordentlicher Weise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten, als andre, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlne Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Copien hervor.

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. Es ist einem jeden nicht gegeben, fiel er jedoch hier ein, sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsre Umstände wollen doch einigen Unterschied haben; und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äusserliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht bewiese ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerley Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursacht, sich oft in einem Baurenhause gelabet, und ihren getreuesten Unterthanen unerkannter Weise zugetrunken haben.

Und Sie wollten dies verwerfen? versetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuthe. Sie wollten eine Handlung

lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie, fuhr er fort, ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblick las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung! rief er aus. Wie sanft, wie lieblich, wie fliessend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemählde, worauf der Held in einem einfärbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stange unerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Mahler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt. Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werkes ist dieser, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helena ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darinn schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und sagte nur noch: ich weis wohl, die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unserer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemählde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt, und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zu Ehre, wenn wir mit

dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es gibt Herrn, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das ihrige nicht aus der Encyclopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eignem Verstande wie aus ofnem Herzen reden, allezeit grösser seyn werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschliessen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten: so müßte uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverstelleten Originalen ein weit angenehmer Schauspiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher schwatzen.

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eigenen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte: sie würde sichs von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satire vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch sagte sie endlich: die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts widriges haben, und ich weis zum voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen seyn werden. Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie Beyderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wenn gleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu; nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig

gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und ein gutes Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihre Heideblümgen und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reitzungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte: so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik*

* Die Worte davon lauten in Factis Limburg. S. 18 also: „Die Kleidung von den Leuten in deutschen Landen war also gethan. Die alte Leute mit Namen, trugen lange und weite Kleider, und hatten nicht Einen Knauf, sondern an den Armen hatten sie vier oder fünf Knäuff. Die Aermel waren bescheidentlich weit. Dieselben Röcke waren um die Brust oben gemützert und geslützert, und waren vornen aufgeschlitzt bis an den Gürtel. Die jungen Männer trugen kurze Kleider, die waren abgeschnitten auf den Lenden, und gemützert und gefalten, mit engen Armen. Die Kogeln waren groß. Darnach zu Hand trugen sie Röcke mit vierundzwanzig oder dreißig Geren, und lange Hoicken, die waren geknaufft vornen nieder bis auf die Füß. Und trugen stumpe Schuhe. Etliche trugen Kugeln, die hatten vornen einen Lappen und hinten einen Lappen, die waren verschnitten und gezattelt. Das manches Jahr gewähret. Herrn, Ritter und Knechte, wann sie hoffarthen, so hatten sie lange Lappen an ihren Armen bis auf die Erden, gefübert mit Kleinspalt oder mit Bund, als den Herren und Rittern zugehört, und die Knechte als ihnen zugehört. Die Frauen giengen gekleibet zu Hof und Danzen mit Paar Kleidern, und den Unterrock mit engen Armen. Das oberste Kleid hieß ein Sorkett, und war bey den Seiten neben unten aufgeschlissen, und gefübert im Winter mit Bund, oder im Sommer mit Zendel, das da ziemlich einem jeglichen Weib war. Auch

von „gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verzattelten Röcken, von Kleinspalt, Kogeln, Sorkett und Diffelsett" lieset.

Selinde, die alles was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielete ihre neue Rolle würklich schöner, als wenn sie solche gelernet hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Caffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um viere, spielete bis achte, setzte sich wieder zu Tische bis zehne, zog sich aus bis um zwölfe und schlief wieder bis achte; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fieng Arist allmählig an, Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war vieles verloren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende gieng, schien sie allmählig mit einem Blick zu fragen, wiewohl mit aller Bescheidenheit, und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten, und mit einem stählernen Hacken an eben derselben Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehete das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem

trugen die Frauen der Burgersen in den Städten gar zierliche Hoicken, die nennte man Fyllen, und war das kleine Gespense von Diffelsett krauß und eng beysammen gefalten mit einem Saume beynahe einer Spannen breit, deren kostet einer neun oder zehn Gülden." Die Kugeln hiengen vermuthlich auch an den Kappen: und rührt daher das heutige Sprichwort: Kappen und Kugeln verspielen.

andern. Von dieser Art hatte er heimlich eines für Selinden kommen lassen; und für sich ein Gestell zu Knötgen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knötgen als zu trenseln. * Ehe sichs Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen sein feyerliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmante Rädgen mit einer unendlichen Menge Berloquen wäre geziert gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sahe doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze seyn sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knötgen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlete Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts, als nützliche Arbeit die Zeit verkürzen, und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden; jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daß sie recht behalten würde . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug zu wissen, daß Selinde den Sieg, und eine ganz neue Spinnstube erhielt; woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie Eingangs zur linken liegen sollte, weil er hier

* Das Trenseln, welches vor dreißig Jahren Mode war, bestand darinn, daß man goldene und silberne Borten, auch seidne Zeuge in ihre Fäden auflösete. Viele modische Leute kauften sich neue Borten, um ihre Hände solchergestalt zu beschäftigen.

seinen Saal behalten, und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der rechten zur linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt: und jedermann weis, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabey, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen; und daß sie zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

II. Die Erziehung mag wohl sclavisch seyn.

(Zwischen 1766 und 1775.)

Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn Einer das Laufen lernen soll, so läßt man ihn in schweren Schuen und im gepflügten Lande laufen, dagegen aber sollen Kinder, woraus man grosse Männer ziehen will, alles spielend fassen. Es wird ihnen alles so süß und so leicht gemacht; sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyclopädien, so früh und so kühn, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleyernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrerer Macht heben zu können, sey ein grosser Narr gewesen und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Calender zu studiren. Was kommt aber bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien, und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungrig aus, wie die heisse Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend

ein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Produkten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, so viel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen können, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrengt worden. In dem Augenblick, da er anfängt sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweyte Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andere, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Mahler und Bildhauer bey einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigsten Gebäude erfordert wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönerten Künste jenen jungen Herrn weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntnissen wird man aber nie spielend und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne grosse Arbeit zugedacht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen und die Thränen wird' er seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben; von dem Ton unserer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen groben Pedanten schelten, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet, und der Lehrer, der endlich auch die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit, von allen Dingen witzig zu sprechen und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen, und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde!

Friedr. Karl von Moser.*

I. Regierungsantritt.

(1759.)

Ein Herr weiche bei dem Antritt seiner Regierung von dem alten System nicht leichtsinnig ab. Man muß seiner Sache sehr gewiß seyn, ehe man ein neues System erwählet. Ist aber das alte Staatsgebäude offenbar und aus zuverlässiger Erfahrung unschicklich und keiner Reparation werth, so unternehme er sogleich beim Antritt seiner Regierung die Reform. Denn bei einem neuen Regenten sind die Gemüther auf Veränderungsleiden gefaßt, mithin die Hindernisse nicht so stark. Jedoch brauche er dabei die Vorsichtigkeit, seinen Plan nur als ein Project auszugeben, damit er nicht in die Versuchung des Eigensinns falle, sondern, was besser und richtiger ist, mit Ehren ab- und zuzuthun Freiheit behalte.

* * *

Bey einem neuen Regenten kommt über die Maßen viel darauf an, sich gleich anfangs in solchen Credit zu setzen, wodurch den Gemüthern eine wo nicht große, doch vortheilhafte Idee eingepräget wird. Die ersten Eindrücke sind nicht nur die lebhaftesten, sondern dauern auch am längsten. Wenn ein General in

* In diesen Aufsätzen ist die unsern Augen unleidliche Schreibweise, die nicht Mosers Zeitalter, sondern einem früheren angehört, auf dessen Bildungsstufe er, was die Sprache betrifft, sich befunden hatte — aufs schonendste geändert worden, weil sie die Proben selbst ungenießbar gemacht haben würde.

seinem ersten Feldzug glücklich ist, kann er ohne Schande schon einmal verlieren; ist er aber im Anfang unglücklich, so bleibt er verachtet, bis ihn ein Meisterstreich wieder erhebet.

Es ist dieses um so nöthiger, wenn die Welt von einem Hof ohnehin kein sonderlich gutes Vorurtheil gehabt hat. Dieses läßt sich ändern und man kann sobald zum Muster der Nachahmung werden, als man vorher ein Vorwurf des Tadels und der Verachtung gewesen.

Zu diesem langen und oft ungebahnten Weg gehöret Muth, ihn getrost zu betreten, die Ergreifung der nöthigen Hülfsmittel macht ihn leicht und Zeit und Geduld helfen ihn glücklich vollenden.

Viele laufen oft zu gleicher Zeit zum Ziel und nur Einer erreicht es. Von den guten Vorsätzen der Erbprinzen liesse sich ein feiner Band in Folio schreiben; wenn nur der zehente Theil derselben in Erfüllung gegangen wäre, müßten wir güldene Zeiten in Deutschland haben. Soll man sagen: Es sey ihnen kein Ernst gewesen? allerdings war es ihr gründlicher Ernst; ein anders ist aber Plane machen, und ein anders, sie ausführen und darüber halten. Schwere Vorsätze glücklich und unermüdet durchzusetzen ist ein nur wenigen beschiedenes Theil. Der Wille ist oft unverbesserlich, es fehlen ihnen nur die Mittel und Werkzeuge, das ist, die genugsam brauchbaren und redlichen Männer, ohne welche es todte Wünsche bleiben; und in kurzem gehts hernach wieder wie vorhin, ja oft noch viel ärger.

Wenn man auch die Redlichkeit als ausgemacht voraussetzt (wobei doch noch vieles zu bedenken ist), so sind die guten Leute, welche einem Herrn die Fackel vorgetragen und ihm die Fehler der väterlichen Regierung beleuchtet haben, ofternmahlen am allerwenigsten die fähigsten, um den alten Schutt wegzuräumen und ein neues Gebäude aufzuführen.

Tadeln kann noch wohl jeder, im Bessermachen steckt die Kunst.

II. Christliche Räthe.

(1759.)

Ich kann mich der Regungen von Freude nicht erwehren, auch nur im Bilde der Möglichkeit mir einen Herrn vorzustellen, der selbst ein Christ wäre, der wahre Christen zu Räthen und Dienern und viele wahre Christen zu Unterthanen hätte. Wir haben einen und andern dergleichen gehabt, wo alles dieses beisammen war, wir haben ihrer Gottlob! auch noch, sie sind aber sehr rar, und diese Beispiele werden wohl allemal selten bleiben.

Es ist noch immer viel, wenn ein Fürst, der die große Religion hat, einen Mann zum Rath und Diener nehmen mag, der sich zur kleinen Religion bekennet. O! wüßten die Großen der Welt, welch wichtige und nützliche Personen wahre Christen sind, sie würden sie suchen, wie man Gold- und Silberminen in der Erde sucht, sie würden sie für den Schatz, Reichthum, Kleinod und Mark ihres Landes halten.

Wenn ein großer Herr das Geheimniß verstünde, viele wahre Christen als Minister und Räthe in seine Dienste zu bekommen, er würde Wunderdinge thun können.

Ein frommer Minister giebt der ganzen Regierung eines Herrn ein Lustre, und wenn ein Herr mehrere dergleichen hätte, so möchte man wohl sagen, daß, wenn er auch für seine Person, außer der angebornen Würde, wenig Großes an sich hätte, er von ihrem Glanz so umleuchtet würde, als die bei Illumination gewöhnlichen Wasserglaskugeln, welche von dem Feuer, das um sie brennt, Strahlen von sich werfen, die sie von selbst hervorzubringen niemals vermögend wären.

Wie ruhmvoll ist noch nach hundert Jahren das Andenken der Regierung Herzog Ernsts des Frommen zu Gotha, der selbst ein großer und weiser Fürst war, auch nur dadurch, weil Veit von Seckendorf sein Minister war. Ein gewisser Hof, der nicht in dem Ruf einer großen Justizliebe stund und auf dessen

Rechnung vielmehr viele gewaltthätige und ungerechte Handlungen stunden, hat sich dadurch wieder eine Zeit lang in Credit bei der Welt gesetzt, weil ein Minister in die Dienste dieses Hauses trat, von dessen christlicher redlichen und durchaus gerechten Denkungart jedermann die Ueberzeugung hatte.

Nimmt man diejenigen Bedienungen, welche mit Verwaltung der Landeseinkünfte zu thun haben, so darf man kühnlich sagen, wenn ein Herr ein Cammercollegium von wahren Christen hätte, daß er den Stein der Weisen, den so viel Narren vergebens suchen, gefunden habe. König Friedrich Wilhelm in Preussen hatte sehr gerne fromme Acciseinnehmer, „weil sie ihn nicht betrügen.“ Doch das ist noch das Geringste; aber die Einkunft vermehren, das will in heutigem Verstand cameralisch heissen. Ein Herr kann keine größere Plusmacher finden, als Cammerräthe, die wahre Christen sind.

Der göttliche Segen ist eine große und unerschöpfliche Revenüe. Wendet also ein redlicher Cameralist den Fluch, der manchmal noch von langem her auf dem Haus haftet, ab, vermindert er die Seufzer und Klagen der Unterthanen, so vermehret er damit allemal die Einkünfte seines Herrn auf eine zuverläßige und unwidersprechliche Weise.

Die Sprache wird freilich in manchem Lande sehr fanatisch lauten und die unfehlbare Antwort erfolgen: Geld brauchen wir, den Segen mögt ihr selbst behalten. Wohlan, er soll auch nicht zu euch kommen. Den Beweis, welch eine Goldgrub der göttliche Segen sey, siehet man am klarsten in dem entgegengesetzten Fall, an einem Regiment oder Haushaltung, die bei den reichsten Einkünften der Fluch drückt. Wie wenn der Wind in die Spreu bläst, so verfliegt das Geld, und zum Zeichen des Unsegens wird dessen niemand recht froh. Man thut viel und hat doch wenig dafür. Andere machen mit der Hälfte mehr Staat, sich mehr Vergnügen und das Land freue sich seines Herrn. Das möchte wohl seyn, daß bei einem christlichen Cammercollegio ein nicht gleichgesinnter Herr mit manchen Vorstellungen angegangen werden würde, womit ihm solche nicht

beschwerlich fallen, die das verfluchte Prinzipium haben: „Wenn nur der Herr genug, wenn nur der Herr alles hat, was er haben will, es mag dann herkommen, woher es will, es mag darüber darben und seufzen, wer da will, es mag dann am Ende gut thun, so kurz oder so lange es will!"

Indem hier die wahren Christen mit Recht so hoch erhoben worden, so schließt sich daraus keineswegs, daß Einer um eines durch die Gnade Gottes redlich gemachten Herzens willen zu allem tüchtig sey. Einer hohen Person wurde vor einiger Zeit ein Bedienter mit den Worten vorgeschlagen: „Es ist ein frommer Mann!" Sie fragte darauf: „Was ist er noch mehr!" und sie hatte ganz recht. Gott hat alle berufen, Christen, nicht aber, durch das Christenthum Minister zu werden.

Ein Christ ist allezeit der ehrlichste Mann, er ist aber noch höher, als nur ein ehrlicher Mann; ja nur ein Christ kann als ein zuverläßiger ehrlicher Mann geachtet werden. Es ist dankenswerth, daß die Wahrheit den Fürsten dieses Bekenntniß selbst abgedrungen hat. Denn Herzog Carl Alexander zu Würtemberg redet seinen Sohn und Nachfolger in seinem Anno 1737 errichteten Testament mit der vortrefflichen Lehre an: „Wir „können nicht umhin, denselben väterlich zu ermahnen, daß er „die Wichtigkeit und schwere Verantwortung seines Fürstenamts „wohl und reiflich erwäge, Gott beständig vor Augen habe, und „beständig erinnert sey, daß ohne gutes Christenthum „keiner ein ehrlicher Mann unter den Menschen „seyn und gehalten werden kann."

III. Johann Jakob Moser.

(1786.)

Werde ich noch Entschuldigung bedürfen, daß ich diesem Band das Bild des ehrwürdigen Patrioten, obgleich im Blick eines nach Erlösung und Ewigkeit sich sehnenden Geistes, vorseze,

den ich meinen Vater zu nennen das Glück habe? Denn wer mehr, denn ER, kann sich unter unsern Zeitgenossen so nennen lassen, der länger, denn ein gewöhnliches Menschenalter, mit Lehre und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Gesetze und Freiheit unsers allgemeinen und seines besondern Vaterlands gearbeitet, gewürkt, gestritten und gelitten, in mehr denn Einem Kampf den Bekenner-Lohn der Wahrheit, den patriotischen Märtyrer-Cranz errungen und selbst am Ziel seiner ehrenvollen Lauf-Bahn, da sein silbergraues Haupt nur noch Ruhe fordern zu dürfen schien, seinen Propheten-Mund noch aufthat, um in seinen Werken, den Früchten 50jähriger Erfahrung, unsern Nachkommen Zeugniß und Weissagung zu hinterlassen: wer wir waren? was wir jezo sind? und was Deutschland nach uns zu werden beginne? Zu groß, um eines andern Sclave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter Einer Parthie zu seyn, leiteten ihn in seinen Lehren und Rathschlägen nur das Gesez und der große Gedanke von der allgemeinen Wohlfarth. Diese allein erfüllte seine reine, edle Seele, dieser allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und von Eigennuz, alle andere Rücksichten von Dank oder Undank, Lob oder Verfolgung, Vortheilen oder Leiden mit gleich standhafter Beharrlichkeit auf, ward dafür von Freunden und Feinden seiner Zeit, selbst von dem Fürsten, der ihn hart behandelt, mit dem Ehren-Namen des ganz ehrlichen Manns belohnt, ein Ruhm, den sein ganzes langes Leben durch eine Reihe sich stets gleicher Handlungen verdienet, und den die Nachwelt noch mit dem unzerstörlichen Siegel der Wahrheit bekräftigen wird.

Ich hatte das Glück, in meinem Vater zugleich meinen Freund und Führer zu haben, von ihm selbst geleitet, und von früher Jugend an in die Grundsäze der Rechtschaffenheit, in die Geheimnisse des wahren Patriotismus eingeweyhet zu seyn. Noch mehr denn seine Lehren und Unterricht, leuchtete mir aber auf dem Weg meines Lebens sein Beyspiel vor. Nun selbst meinem Ziel nahe, nun selbst Mann und Greis, darf ich, nach allen

Abwechslungen meines Lebens, nach allen Verirrungen, wozu mich Eigenliebe und Gutmüthigkeit, Vorurtheile und Leichtglaubigkeit, Mangel von Fürsten- Welt- und Menschen-Kenntniß, falsches Vertrauen auf mich selbst und andere, zuweilen verleitet, mir noch sagen, seinen Ermahnungen und Vorbild nicht untreu, von dem wahren patriotischen Glauben nicht abtrünnig geworden zu seyn, der Wahrheit, dem Gewissen, der Pflicht gegen Gesez und Vaterland, ihm gleich, auch mein reines Opfer gebracht zu haben; darf ich nun, mit frohester Ergießung eines dank- und empfindungsvollen Herzens, für mein erstes und gröstes zeitliches Glück schäzen, der Sohn eines solchen Vaters zu seyn; bei allem Ungemach, das auch mir, um der Wahrheit und Gewissens willen, zu Theil geworden, mich seines frommen Seegens erfreuen; und, bei minderm Umfang von Verdiensten, doch um der Nacheiferung willen seines Beyspiels und [seiner] treuen Wahrheits-Liebe, einst in der deutsch-patriotischen Leidens-Geschichte das schöne Zeugniß: Vater und Sohn, verhoffen zu erringen.

Kant.

Von der Natur als einer Macht.

(1790.)

Macht ist ein Vermögen, welches großen Hindernissen überlegen ist. Eben dieselbe heißt eine Gewalt, wenn sie auch dem Widerstande dessen, was selbst Macht besitzt, überlegen ist. Die Natur im ästhetischen Urtheile als Macht, die über uns keine Gewalt hat, betrachtet, ist dynamisch-erhaben.

Wenn von uns die Natur dynamisch als erhaben beurtheilt werden soll, so muß sie als Furcht erregend vorgestellt werden (obgleich nicht umgekehrt, jeder Furcht erregende Gegenstand in unserm ästhetischen Urtheile erhaben gefunden wird). Denn in der ästhetischen Beurtheilung (ohne Begriff) kann die Ueberlegenheit über Hindernisse nur nach der Größe des Widerstandes beurtheilt werden. Nun ist aber das, dem wir zu widerstehen bestrebt sind, ein Uebel, und, wenn wir unser Vermögen demselben nicht gewachsen finden, ein Gegenstand der Furcht. Also kann für die ästhetische Urtheilskraft die Natur nur so fern als Macht, mithin dynamisch-erhaben, gelten, sofern sie als Gegenstand der Furcht betrachtet wird.

Man kann aber einen Gegenstand als furchtbar betrachten, ohne sich vor ihm zu fürchten, wenn wir ihn nämlich so beurtheilen, daß wir uns blos den Fall denken, da wir ihm etwa Widerstand thun wollten, und daß alsdenn aller Widerstand bei weitem vergeblich sein würde. So fürchtet der Tugendhafte Gott, ohne sich vor ihm zu fürchten, weil er ihm und seinen Geboten

widerstehen zu wollen, sich als keinen von ihm besorglichen Fall denkt. Aber auf jeden solchen Fall, den er als an sich nicht unmöglich denkt, erkennt er ihn als furchtbar.

Der sich fürchtet, kann über das Erhabene der Natur gar nicht urtheilen, so wenig als der, welcher durch Neigung und Appetit eingenommen ist, über das Schöne. Er fliehet den Anblick eines Gegenstandes, der ihm diese Scheu einjagt und es ist unmöglich, an einem Schrecken, der ernstlich gemeint wäre, Wohlgefallen zu finden. Daher ist die Annehmlichkeit aus dem Aufhören einer Beschwerde das Frohseyn. Dieses aber, wegen der Befreiung von einer Gefahr, ist ein Frohseyn mit dem Vorsatze, sich derselben nie mehr auszusetzen, ja man mag an jene Empfindung nicht einmal gerne zurückdenken, weit gefehlt, daß man die Gelegenheit dazu selbst aufsuchen sollte.

Kühne, überhangende, gleichsam drohende Felsen, am Himmel sich aufthürmende Donnerwolken, mit Blitzen und Krachen einherziehend, Vulkane in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt, Orkane mit ihrer zurückgelassenen Verwüstung, der grenzenlose Ocean in Empörung gesetzt, ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses u. dgl. machen unser Vermögen zu widerstehen, in Vergleichung mit ihrer Macht, zur unbedeutenden Kleinigkeit. Aber ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaaß erhöhen und ein Vermögen zu widerstehen von ganz anderer Art in uns entdecken lassen, welches uns Muth macht, uns mit der scheinbaren Allgewalt der Natur messen zu können.

Denn, so wie wir zwar an der Unermeßlichkeit der Natur, und der Unzulänglichkeit unseres Vermögens, einen der ästhetischen Größenschätzung ihres Gebiets proportionirten Maaßstab zu nehmen, unsere eigene Einschränkung [erkannten], gleichwohl aber doch auch an unserm Vernunftvermögen zugleich einen andern nicht sinnlichen Maaßstab, welcher jene Unendlichkeit selbst als

Einheit unter sich hat, gegen den alles in der Natur klein ist; mithin in unserm Gemüthe eine Ueberlegenheit über die Natur selbst in ihrer Unermeßlichkeit fanden: so gibt auch die Unwiderstehlichkeit ihrer Macht uns, als Naturwesen betrachtet, zwar unsere Ohnmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurtheilen und eine Ueberlegenheit über die Natur, worauf sich eine Selbsterhaltung von ganz andrer Art gründet, als diejenige ist, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann, dabei die Menschheit in unserer Person unerniedrigt bleibt, obgleich der Mensch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf solche Weise wird die Natur in unserm ästhetischen Urtheile nicht, sofern sie furchterregend ist, als erhaben beurtheilt, sondern weil sie unsere **Kraft** (die nicht Natur ist) in uns aufruft, um das, wofür wir besorgt sind (Güter, Gesundheit und Leben) als klein und daher ihre Macht (der wir in Ansehung dieser Stücke allerdings unterworfen sind) für uns und unsere Persönlichkeit demungeachtet doch für keine Gewalt anzusehen, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unsere höchste Grundsätze und deren Behauptung oder Verlassung ankäme. Also heißt die Natur hier erhaben, blos weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung selbst über die Natur sich fühlbar machen kann.

Diese Selbstschätzung verliert dadurch nichts, daß wir uns sicher sehen müssen, um dieses begeisternde Wohlgefallen zu empfinden, mithin, weil es mit der Gefahr nicht Ernst ist, es auch (wie es scheinen möchte) mit der Erhabenheit unseres Geistesvermögens eben so wenig Ernst seyn möchte. Denn das Wohlgefallen betrifft hier nur die in solchem Falle sich entdeckende Bestimmung unseres Vermögens, sowie die Anlage zu demselben in unserer Natur ist, indessen daß die Entwickelung und Uebung desselben uns überlassen und obliegend ist: und hierin ist Wahrheit; so sehr sich auch der Mensch, wenn er seine Reflexion bis

dahin erstreckt, seiner gegenwärtigen wirklichen Ohnmacht bewußt seyn mag.

Dieses Princip scheint zwar zu weit hergeholt und vernünftelt, mithin für ein ästhetisches Urtheil überschwenglich zu seyn; allein die Beobachtung des Menschen beweiset das Gegentheil und daß es den gemeinsten Beurtheilungen zum Grunde liegen kann, ob man sich gleich desselben nicht immer bewußt ist. Denn was ist das, was selbst den Wilden ein Gegenstand der größten Bewunderung ist? Ein Mensch, der nicht erschrickt, der sich nicht fürchtet, also der Gefahr nicht weicht, zugleich aber mit völliger Ueberlegung rüstig zu Werke geht. Auch im allergesittetsten Zustande bleibt diese vorzügliche Hochachtung für den Krieger; nur daß man noch dazu verlangt, daß er zugleich alle Tugenden des Friedens: Sanftmuth, Mitleid und selbst geziemende Sorgfalt für seine eigne Person beweise, eben darum weil daran die Unbezwinglichkeit seines Gemüths durch Gefahr erkannt wird. Daher mag man noch so viel in der Vergleichung des Staatsmanns mit dem Feldherrn über die Vorzüglichkeit der Achtung, die einer vor dem andern verdient, streiten; das ästhetische Urtheil entscheidet für den letztern. Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volks, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich muthig darunter hat behaupten können; da hingegen ein langer Friede den bloßen Handlungsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volks zu erniedrigen pflegt.

Wider diese Auflösung des Begriffs des Erhabenen, sofern dieses der Macht beigelegt wird, scheint zu streiten: daß wir Gott im Ungewitter, im Sturm, im Erdbeben u. dgl. als im Zorn, zugleich aber auch in seiner Erhabenheit sich darstellend vorstellig zu machen pflegen, wobei doch die Einbildung einer Ueberlegenheit unseres Gemüths über die Wirkungen und, wie

es scheint, gar die Absichten einer solchen Macht, Thorheit und Frevel zugleich seyn würde. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unserer eigenen Natur, sondern vielmehr Unterwerfung, Niedergeschlagenheit und Gefühl seiner gänzlichen Ohnmacht die Gemüthsstimmung zu seyn, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt und auch gewöhnlichermaaßen mit der Idee desselben bei dergleichen Naturbegebenheiten verbunden zu seyn pflegt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit niederhängendem Haupte, mit zerknirschten, angstvollen Geberden und Stimmen, das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben und noch beobachten. Allein diese Gemüthsstimmung ist auch bei weitem nicht mit der Idee der Erhabenheit einer Religion und ihres Gegenstandes an sich und nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich wirklich fürchtet, weil er dazu in sich Ursache findet, indem er sich bewußt ist, mit seiner verwerflichen Gesinnung wider eine Macht zu verstoßen, deren Wille unwiderstehlich und zugleich gerecht ist, ist in gar keiner Gemüthsfassung, um die göttliche Größe zu bewundern, wozu eine Stimmung zur ruhigen Contemplation und zwangfreies Urtheil erforderlich ist. Nur alsdenn wenn er sich seiner aufrichtigen gottgefälligen Gesinnung bewußt ist, dienen jene Wirkungen seiner Macht,* in ihm die Idee der Erhabenheit dieses Wesens zu erwecken, sofern er einer seinem [Gottes] Willen gemäßen Erhabenheit der Gesinnung an ihm selbst sich bewußt ist und dadurch über die Furcht vor solchen Wirkungen der Natur, die er nicht als Ausbrüche seines [Gottes] Zornes ansieht, erhoben wird. Selbst die Demuth, als unnachsichtliche Beurtheilung seiner Mängel, die sonst, beim Bewußtseyn guter Gesinnungen, leicht mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur bemäntelt werden könnten, ist eine erhabene Gemüthsstimmung, sich willkührlich dem Schmerze der Selbstverweise zu unterwerfen, um die Ursache dazu nach und nach zu vertilgen. Auf solche Weise allein

* Nämlich der Macht Gottes.

unterscheidet sich innerlich Religion von Superstition, welche letztere nicht Ehrfurcht für das Erhabene, sondern Furcht und Angst vor dem übermächtigen Wesen, dessen Willen der erschreckte Mensch sich unterworfen sieht, ohne ihn doch hochzuschätzen, im Gemüthe gründet, woraus denn freylich nichts als Gunstbewerbung und Einschmeichelung statt einer Religion des guten Lebenswandels entspringen kann.

Also ist die Erhabenheit in keinem Dinge der Natur, sondern nur in unserm Gemüthe enthalten, sofern wir der Natur in uns, und dadurch auch der Natur (sofern sie auf uns einfließt) außer uns, überlegen zu seyn uns bewußt werden können. Alles, was dieses Gefühl in uns erregt, wozu die Macht der Natur gehört, welche unsere Kräfte auffordert, heißt alsdenn (obzwar uneigentlich) erhaben, und nur unter der Voraussetzung dieser Idee in uns und in Beziehung auf sie sind wir fähig, zur Idee der Erhabenheit desjenigen Wesens zu gelangen, welches nicht blos durch seine Macht, die es in der Natur beweiset, innige Achtung in uns wirkt, sondern noch mehr durch das Vermögen, welches in uns gelegt ist, jene ohne Furcht zu beurtheilen und unsere Bestimmung als über sie erhaben zu denken.

Klopstock.

Guter Rath der Aldermänner.

(Gelehrtenrepublik, 1774.)

Großer Unterschied.

Kleider machen Leute. Kleider machen keinen Mann. Scribenten, die ihre Werke so schönfarbig, und nach so modischem Schnitte kleiden, bescheidet euch, immer Leute zu seyn; denn Männer seyd ihr nun einmal nicht. Zurück, Jüngling, sagte Ekhard, denn du hast es nicht recht gefaßt. Nackt, wie ein wilder Mann, darfst du deßwegen nicht gehen.

Gewöhnliche Regelmäßigkeit.

Unrichtig angewendet, ist ein Sprüchwort kein wahres Wort. Ebenso angewendet, bringt die tiefsinnigste Regel eine Mißgeburt hervor.

Nothwendige Kenntniß.

Da schwatzen sie: der eine kennt die Leidenschaft; der andre kennt ihre Schattirung. Wehe dem Dichter, der beides nicht kennt, wie der Bauer sein Feld, oder der Günstling den Fürsten, durch den er herrscht, oder, welches mit dem letzten völlig einerlei ist, der Teufel die Seele, die er holt.

Drei Fragen.

Wohl thätest du, wenn du unter Zeiten herumwandertest in der gelehrten Geschicht', und, kämest du dann vorbei bei den großen Lichtern, die weiland glänzten und jetzo sind sie erloschen, dich zu fragen anhübst: warum sind ausgegangen, die doch hiebevor so viel Scheines hatten? Ferner: wie ist ihm zu thun,

daß ich dereinsten nicht auch erlösche; soll't's anders dahin kommen, daß der Funken, so etwa in mir ist noch, finge? Ist mancherlei bei den Fragen zu bedenken, und 's kommt allhie gar sonderlich auf die rechte Erforsch- und Beherzigung Dessen an, was da ist wahr, und gut, und neu; was Mark hat und Kraft, was tief ergründet ist; was Gestalt hat voll Anmuth, so daß Aug' und Herz daran weiden möge, wer bieder ist, und selbiger dadurch gelocket und entzündet werde ähnlich Werk hervorzubringen. Könntest auch noch die dritte Frag' hinzufügen: wie ist's kommen, daß ihrer Etliche blieben sind, die sie vordem waren? Müßtest alsdann gar tief in ihren Sinn und Geist eindringen, und nicht ablassen, du habest denn ausforscht, was da sey ihr Leben und Weben, Lust und Liebe; Art und Eigenschaft, auch Eigenheit. Denn merke dir: Art und Eigenschaft ist gar nothwendig Ding, fleugt Adlerflug; da hingegen Alles, was nicht Art und Eigenschaft hat, umher flattert, und nicht weiß, wo es hin will.

Die Ironie.

Die rechte Ironie ist eine gar keusche Dirne, enthält sich mit großer Strenge des Mitlachens. Am besten hat sie's troffen, wenn nicht etwa nur, wer mit Haut und Haar Gauch ist, sondern auch der Klügling denkt, sie meine das in allem Ernste, was sie sagt.

Die ekle Nase.

Ein kalter einsylbiger Mann hatte seine Bücher folgendermaßen geordnet:

In einem kleinen Cabinete hatte er die Originalwerke, und in einem großen Saale die unzähligen Arbeiten der Nachahmer und der Ausschreiber. Jene nannte er seine Blumen, und diese, nach einer wörtlichen Dolmetschung des französischen Ausdrucks: seine verfaulten Töpfe. Kam einer zu ihm, und wollte seine Bücher sehen, so hatte er's bald weg, wohin er ihn führen müßte. Es begab sich selten, daß er Jemanden in's

Cabinet führte. Gewöhnlich ging er mit den Leuten in den Saal, machte links und rechts die Deckel auf, und ließ hinein riechen.

Inhalt und Ausführung.

Ist Jemandem eine Schrift fertig worden, und hat er einen Freund, der nicht leugt noch treugt, und der scharfes Geistes ist, aber bei Leibe nicht spitzfindiges; so geh' er zu selbigem Freunde, und zeig' ihm die Schrift vor, und thue ihm dabei folgende zwei bedenkliche Fragen:

Hat's auch Inhalt, was du da liesest?

Hat's auch Gestalt gewonnen? oder ist's so unlieblich anzuschau'n, als ein Mensch, der nur in Haut und Knochen hängt?

Hapert's dem Freunde bei der Antwort auf die erste Frage, dann ohne Anstand und Säumniß mit dem Buche in's Feuer!

Gehn ihm aber nur bei der zweiten Frage die Achseln ein wenig in die Höhe, nun so magst du dich wohl noch einmal an dein Werk machen, nicht, daß du die Feile gebrauchest, denn du hast ja nichts abzufeilen: sondern, daß du dem Inhalte Gestalt gebest.

Was solchen Leuten nicht werden kann.

Wenn in gemeinem Leben einer dem andern jetzt eine freundliche und gleich darauf eine spöttische Miene machte!

einer den andern jetzt mit einem Kratzfuße bewillkommte, und ihm gleich darauf einen Tritt versetzte;

einer seinem Gaste jetzt gutes Räucherpulver und dann Gestank aufstreute:

so . . jeder weiß, wie ein solch Betragen in gemeinem Leben würd' angesehen werden.

Unter dem Vorwande der Unpartheilichkeit verfährt der große Haufen der Kritiker gegen die Scribenten eben so, auch gegen solche, denen an ihrer Freundlichkeit, ihren Kratzfüßen und ihrem Räuchern nichts gelegen ist.

Der große Haufen wird doch diesem allen ungeachtet nicht etwa gar verlangen, daß man nach den Regeln des gemeinen Lebens von ihm urtheile?

Also sollen wir nur immer loben, und niemals tadeln?

Elender Behelf! Als wenn der Tadel nothwendig Gestank und deßgleichen seyn müßte; und als wenn dem, der nicht so geradezu fürlieb nimmt, euer nichts entscheidendes Lob nicht gleichgültig wäre!

Weniges von Vielem.

Auch das gehört zu dem Vollendeten einer Schrift, daß Alles darin Beziehungen und Verhältnisse unter sich habe, und daß sich von diesen die seltneren Abstände nicht zu weit entfernen. Freilich sind diese Züge des Gemäldes Manchen unsichtbar; aber sind sie deßwegen nicht da, weils Leute mit blöden Augen gibt?

Nachsicht.

Magst du doch die oder jene Thorheit begehn; aber vor der Lächerlichkeit der Lächerlichkeiten sey auf deiner Hut, nämlich: dem Meister Unterricht in seiner Kunst zu geben.

Wundergeschichte.

Es waren einmal Leute, die viel ausländische Schriften lasen, und selbst Bücher schrieben. Sie gingen auf den Krücken der Ausländer, ritten bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügten mit ihren Kälbern, tanzten ihren Seiltanz. Viele ihrer gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten sie für rechte Wundermänner. Doch etlichen entgings nicht, wie es mit ihren Schriften eigentlich zusammenhinge; aber überall kamen sie ihnen gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen.

Ungekannte Gleichheit.

In einer gewissen verfeinerten Schreibart einiger Neuern, welche falschverstandner Atticismus ist, große Gedanken sagen, oder die Sitt' und Weise der Scholastiker wieder aufwärmen wollen, ist einerlei. Die Scholastiker ließen Engel auf Nadelspitzen tanzen.

Büsch. *

Ueber den Werth des Geldes.

(1780.)

So sehr manche Schriftsteller wider das Geld und über dessen Nichtswürdigkeit gewitzelt oder philosophirt haben, so hat doch nun einmal die Uebereinstimmung der Menschen dasselbe zu einer Waare gemacht, an der wir haben, was wir an keiner andern Waare haben, die Gewißheit, uns alle Bedürfnisse des Lebens nach der freiesten Auswahl verschaffen zu können, und die Aussicht eines Besserseins nach jeder Vorstellung, die ein jeder sich seinen Leidenschaften gemäß davon macht.

An dieser Bemerkung müssen wir stark halten. Sie wird uns in dieser ganzen Abhandlung sehr wichtig bleiben, und uns die große Zauberkraft des Geldes, die es auf die ganze Betriebsamkeit freier Menschen hat, am besten erklären.

So lange wir auf diesem Erdball leben, haben wir ein fortdauerndes Gefühl einzelner Bedürfnisse, welche die Fortsetzung und Erhaltung unsrer Existenz uns nothwendig macht. Dies allein treibt uns zur willigen Uebernehmung aller der Arbeit, welche die Erwerbung dieser Bedürfnisse uns nothwendig macht. Dem, der seiner Existenz noch nicht müde ist, wird keine Schwierigkeit diese Arbeit verleiden. Sollte er auch seiner Freiheit dabei entsagen müssen, dem edelsten und unsrer Geistesbeschaffen-

* Auch in diesem Aufsatz ist die nicht durchgedrungene reformirende Orthographie des Verfassers, diesmal ohne weiters vom Setzer, gewiß mit richtigem Gefühle, auf das gewohnte reducirt worden.

heit vorzüglich angemessenen Grunde aller Glückseligkeit, so wird er es thun.

So leben Millionen Menschen in Arbeit und Knechtschaft, und genießen doch wenigstens ihrer Existenz, wenn sie sich gleich deren nur wenig freuen. Diesen nimmt der Mangel der Freiheit allen Wunsch, wie jede Hoffnung des Besserseins. Einem jeden Gedanken daran, der ihnen entstehen mögte, stellt sich das Gefühl der Einschränkungen entgegen, die ihre Entwürfe und Bemühungen durch den Willen ihrer Oberherren bald leiden würden, wenn ja einmal der Entwurf sich der Ausführung näherte.

Aber der freie Mensch, dessen Betriebsamkeit und die Beförderungsmittel derselben der Gegenstand dieser ganzen Abhandlung sind, hat diesen Wunsch und Trieb zum Bessersein fortdauernd, weil er ihn mit mehrerer Hoffnung der Erfüllung fassen kann. Er kann allgemein bei ihm sein, und wenn er sich auch auf dunkle unbestimmte Vorstellungen gründet, so ist er deswegen nicht minder lebhaft. Aller Arbeit unterzieht er sich gern, wenn nur dazu ihm eine Aussicht entsteht. Aber man entferne das Geld aus der bürgerlichen Gesellschaft, dann werden doch auch seine Arbeiten sich mehrentheils auf die Erwerbung solcher Bedürfnisse einschränken, die nichts mehr als die Aussicht eines einstweiligen Genusses geben.

Die Möglichkeit ist freilich da, wenn er dieser Bedürfnisse mehr hat, als er selbst verbrauchen kann, zu dem Genuß auch andrer Bedürfnisse zu gelangen. Aber wie entfernt sie sei, wie viele Schwierigkeiten sich ihr entgegen setzen, davon habe ich in dem ersten Abschnitte dieses Buchs genug gesagt. Und wenn er auch mit dem Ueberfluß der durch seine Arbeit erworbenen Naturgüter sich einzelne Bedürfnisse eintauscht, so entsteht ihm auch bei diesen nichts als der einstweilige Genuß derselben, und er kann wenigstens sich nichts damit erwerben, das ihn der Erfüllung des allgemeinen Wunsches eines Besserseins näher führte.

Dies aber thut das Geld in demjenigen Gebrauche desselben, den nun einmal die Menschen unter sich eingeführt haben. Denke

dir, o Mensch, was du willst, als zu deinem Bessersein zuträglich. Hast du das Geld dazu, so hast du das Mittel, alle Menschen zu deinem Dienste aufzufordern, welche zur Erfüllung dieses bestimmten Wunsches etwas beitragen können. Dies Mittel hast du noch nicht, wenn dein Vorrathshaus voll dir überflüssigen Korns, oder Wolle, oder Flachses, oder Weins ist. Denn du kannst noch immer an Menschen gerathen, die dir den Dienst leisten, die dir das Bedürfniß reichen könnten, dessen du zu deinem Bessersein entbehrst, die dir aber beides versagen werden, weil sie auch Korn, auch Wolle, auch Flachs, auch Wein genug zu ihrem Bedürfniß haben. Aber biete ihnen Geld an. Dies giebt auch ihnen die Aussicht auf ein Bessersein; der Wunsch dabei sei gleich jetzt so unbestimmt bei ihnen, als er wolle. Dein Geld giebt ihnen, was du so wenig, als sie selbst, hast. Es giebt es ihnen nach Jahren, wenn sie dessen noch jetzt nicht benöthigt sind. Nur der wird dir nicht dienen wollen, der keine Bedürfnisse, der kein Bessersein, als in dem Müssiggange, kennt. Aber fehlts dir bei einem, so fehlts dir bei tausend andern nicht. Eben in dieser Aussicht ist auch ihnen dein Geld eine Waare von allgemeiner Brauchbarkeit, und sie leisten dir den Dienst, den du von ihnen verlangst, gewiß.

Wo ist etwas, das so vermögend wäre, die Menschen thätig zu machen, als eben dies Ding, dem die bürgerlichen Gesellschaften die Fähigkeit gegeben haben, eine jede Leidenschaft zu vergnügen. Laß einen Menschen gesinnt sein, wie er will, laß ihn die edelsten, laß die niedrigsten Leidenschaften ihn beherrschen: das Mittel, sie zu vergnügen, ist Geld. Ist er zur Wohlthätigkeit geneigt, so wird es Thorheit, dieser edlen Neigung folgen zu wollen, wenn er nicht Mittel weiß, Geld zu gewinnen. Ist er eigennützig, bekümmert wegen seines fortdauernden Auskommens in zu ängstlicher Voraussicht künftiger Bedürfnisse, die ihm den Genuß gegenwärtiger Freuden verleidet; auch für diese Leidenschaft ist keine andre Beruhigung zu hoffen, als durch vermehrte Thätigkeit und Fleiß im Gelderwerben. Stolz, Wollust

und alle Regungen der Sinnlichkeit, wenn sie nicht etwa in brausenden Ausbrüchen blos auf den Genuß des Gegenwärtigen gehen, sondern der, den sie beherrschen, etwas weiter dabei hinaus denkt, wie er sie fortdauernd vergnügen wolle, nöthigen ihn, sich zum Gelderwerber, das ist, zu einem thätigen Mann, zu machen.

Wenn das Verlangen, irgend ein bestimmtes Bedürfniß zu genießen, einzelne Arbeiten natürlich veranlaßt, so wirkt das Verlangen nach Geld eine unbeschränkte Arbeitsamkeit. Denn es ist nicht sowohl ein Verlangen nach diesem oder jenem bestimmten Dinge, als ein Verlangen nach der Fähigkeit, aller Bedürfnisse des Lebens und des Wohllebens zu genießen.

Aber fast zu lebhaft mache ich hier die Lobrede des Geldes. Es ist meinem Zweck gemäßer, hier eine wichtige Folgerung anzuhängen, die ich künftig noch oft benutzen werde. Sie ist diese: Das Geld wird da seine heilsamen Wirkungen in Beförderung einer allgemeinen Betriebsamkeit am lebhaftesten äussern, wo der Wunsch und die Aussicht des Besserseins den Erwerbern desselben am wenigsten gestört wird. Alle Einrichtungen bürgerlicher Gesellschaften, durch welche diese Aussichten gekränkt, erschwert oder ganz gestört werden, alle solche Verfügungen, durch welche man glaubt, Arbeiten von Menschen erzwingen zu können, ohne daß diese Aussicht dabei den Arbeitenden gelassen wird, halten die nützliche Betriebsamkeit der Menschen nieder, die das Glück einzelner und aller macht. Sie machen das Geld, welches doch diese so leicht befördern könnte, unwirksam. Und wenn sie auch einen Theil desjenigen erzwingen, was man dabei zur unmittelbaren Absicht hat, so wird doch der Wohlstand einer solchen bürgerlichen Gesellschaft weit unter demjenigen bleiben, was er sein könnte, wenn diese Hindernisse weggeräumt und dem Gelde seine völlige Wirksamkeit gelassen würde.

So gewiß, so mächtig wird denn der Reiz des Geldes, daß es nicht leicht an Menschen fehlt, die es zu verdienen suchen, und eben, indem sie es für sich verdienen, doch zugleich für

andre arbeiten, welche dadurch auch ihr Auskommen finden. Aber noch immer kömmt es auf die Art der Arbeiten an, ob sie den Werth in einem Volke erlangen, ob sie hinlänglich begehrt werden, um diejenigen, welche ihr Geld für Bedürfnisse aller Art wegzugeben bereit halten, zu reizen, daß sie diese Arbeiten und deren Producte zu ihren Bedürfnissen rechnen, und durch ihr Geld allen Denjenigen Unterhalt geben, die diese Arbeiten anbieten. Noch immer kömmt es darauf an, daß, wenn diejenigen versorgt sind, welche für die nothwendigsten Bedürfnisse arbeiten, und noch andre übrig sind, die dadurch nicht mehr ihr Auskommen finden können, auch Arbeit für diese ausfindig gemacht, und den übrigen im Volk angenehm genug werde, daß sie ihr Geld als Lohn dieser Dienste weggeben. Dieser Menschen hat eine jede etwas zahlreiche und zu einer gewissen Einrichtung gebrachte bürgerliche Gesellschaft immer sehr viele, und wenn sie deren nicht viele hat, so ist sie gewiß noch nicht sehr blühend. Sie entstehen und mehren sich mit dem zunehmenden Wohlstande einer bürgerlichen Gesellschaft. Sie helfen deren Wohlstand vermehren, sind aber auch die ersten, welche die Abnahme dieses Wohlstandes durch den Abgang an ihrem Auskommen und die Schwierigkeit, ihre Existenz fortzusetzen, empfinden.

Die nähere Untersuchung des durch das Geld erleichterten Ganges menschlicher Beschäftigungen, durch welchen Auskommen für alle die verschiedenen Volksclassen entsteht, welche eine zu gewissem Bestande gelangte bürgerliche Gesellschaft enthält, wird mich von nun an beschäftigen.

Zimmermann.

Trieb zur Einsamkeit.

(1781.)

Trieb zur Einsamkeit ist Trieb zur Absonderung von allem, was uns quälet, ärgert und hemmet; Streben nach Ruhe und Selbstgenuß. Euer Weltsinn weiß von diesem Genusse nichts. Wenigstens ist der Trieb zur Einsamkeit nicht sehr gemein, und bezieht sich schon auf einen von Alltagssitte sehr entfernten Hang der Seele. Der Kanzler Bacon findet in diesem Triebe entweder die äußerste Wildheit, oder die äußerste Erhabenheit.

Es ist eine sehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einsamkeit treibt, sondern daß er phlegmatisch darinn hängen bleibt. Also ist allerdings Hang für Einsamkeit nicht immer Trieb, sondern auch wohl Lässigkeit, und alsdann nicht Schwung, sondern Fall der Seele. Nicht Kraft, sondern Schwäche, Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit und Dummheit, sind sehr oft Beweggründe zur Möncherey und zur Ungeselligkeit. Reue und Scham, begangene Thorheiten, mislungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geist so tief verwunden, daß er sich gerne in der Einsamkeit verblutet, und gerne dem Genusse aller geselligen Freuden entsaget. In allen diesen Fällen ist Neigung zur Einsamkeit für die Seele fast eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; also freilich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß sehr viele Menschen zur Absonderung von der Welt. Den weinenden Heraclit, dem die Welt

Langeweile machte, und der alles dessen müde war, was sie giebt, ergriff Menschenhaß, wie manchen nach ihm. Er wählte sich einen Berg zu seiner Wohnung, und lebte da von Kräutern in der Gesellschaft wilder Thiere, denn alles Uebrigen war er satt. Auch dieß zeiget mehr Schwäche als Kraft, mehr Lässigkeit als Leidenschaft.

Wer Alles genossen hat, was die Welt hochschätzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Gold und Wollust strebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende sagt: Alles ist eitel; wer immer durch Leidenschaft getrieben war, wie sein Roß durch Sporen, aber izt keine Leidenschaft mehr hat, die ihn treibt; der ist satt. Er nimmt zwar seine Wohnung nicht unter wilden Thieren, er nähret sich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln; aber Einsamkeit ist das letzte, das er versuchet. Ich sah Vornehme und Große in diesem Zustande; denn so tief versinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten sie noch lieb; alles übrige schätzten sie wenig. Einsamkeit war das Polster, auf welches sie sich hinlegten. Aber Einsamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt satten Fürsten, der seine Heerden nicht schätzet, sein Feld nicht bauet, und seinen Kohl nicht eben so eifrig pflanzet, als er vormals an der Spitze einer Armee Unsterblichkeit suchte, oder sie bey schönen Damen vergaß.

Trieb zur Einsamkeit ist also zuerst Trieb zur Absonderung von allem, was wir im Menschengewühle hassen; dann, Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bei gesundem Geiste, Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in sich selbst finden kann. Das höchste Glück des Menschen ist Ruhe im Herzen, und die Freiheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einsamkeit, weil er gerne ungestört ruhet, und der andere, weil er gerne ungestört arbeitet. Beide suchen jedoch Freyheit; und Freyheitsliebe hat bei Sonderlingen, Hypochondristen, Philosophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einsamkeit.

Sehnsucht nach Ruhe und Rückkehr in sich selbst entsteht natürlicher Weise, wenn man lange und zumal mit Widerwillen ausser sich gewirket hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe giebt es keinen wahren Selbstgenuß. Mancher Mensch thut zwar vielleicht am meisten Gutes, wenn er glaubet, er sey eben izt alles Selbstgenusses beraubt, das ist, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will. Er wäre ein Unmensch, wenn er sich nicht des Guten freute, das Gott etwa auch zuweilen durch ihn geschehen läßt. Aber die Menschen fodern so vieles, das Gott nicht will; es giebt mitten unter der nützlichsten Arbeit so vieles Laufen und Thun, das nichts wirket, so viele unnütze Sklavenarbeit, so vieles Warten, so viel Zeitverlust, den mancherley Weltverhältnisse und Pflichten fodern, so viel verabredete und eingebildete Höflichkeit, wozu uns nichts als Pflichtswahn verdammet. Bei solchem Zwange kann nichts Gutes gedeyhen. Ein Besuch, blos um Cour zu machen, ist für jeden auch nur ein wenig philosophischen Kopf die traurigste Verrichtung auf Erden. Vielleicht leben die Professoren auf Universitäten nur darum so gesund und so lange, weil sie keinem Menschen die Cour machen müssen, und nützlich und ruhig ihren Weg fortgehen können, ohne daß schaler Zwangsumgang und gedankenlose Courmacherei das Triebwerk ihres Geistes hemmet und lähmet.

Ruhe und Freyheit, die man in der Einsamkeit suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite sehenden und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmässige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er izt mit befriedigtem Diensteifer seinen Aktenkasten zuschließt; denn Himmelsfreude quillt nur dem unter dürrer Arbeit, dessen Kopf weiter nichts ist, als ein Aktenkasten.

Abwechslung verlanget sogar derjenige, der wie sein Corpus Juris nichts ist, als ein Corpus ohne Seele. Er spielet. Denn auch dieß giebt neue Kraft, um nur immer seinen Mühlenstein

in gleichem Kreise wieder herumzutreiben, und dabey immer zu posaunen: so und nicht anders muß es seyn, so ists hergebracht, und so bleibts.

Abwechslung ist ein Bedürfniß bei allen Geschäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme höret durch allzulangen Genuß auf, angenehm zu seyn. Wir ermatten zulezt bey jeder Leidenschaft. Sind wir der Einsamkeit müde, so erholen wir uns im Umgange. Sind wir der Welt müde, so machet uns nichts mehr glücklich als Einsamkeit. Pascal war äusserst geschäftig, und nennet doch den Trieb zur Ruhe einen Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen, und sagt, unser wahres Glück bestehe in Ruhe.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtszwang und Dienstbarkeit, und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinsten und im größten Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein leztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das lezte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß der König von Preussen im Wunderlaufe seiner unsterblichen Thaten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da Er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: **quand finiront mes tourments!** Wie den Herkules in den Werken der alten Künste, einsam, in sich selbst und in seine Grösse eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Thätigkeit und Kraft, sieht man Ihn izt in Sanssouci ruhen.

Miethlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen, Minister, die Völker glücklich machen möchten, und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hoffnung sieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüsset durch Aussichten in stille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Grossen der Welt ihrer Würde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gerne, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Karl Friedrich, Markgraf zu Baden.

An mein Volk.

(1783.)

Daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereiniget sey, so daß beider Wohl- oder Uebelstand in Eines zusammenfließen, ist bei mir, seit ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zum Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen läßt.

Ich glaube gegenwärtigen Anlaß benützen zu können, um einige Reflexionen und Ermahnungen an die Herzen derer, die ihnen Eingang geben wollen, legen zu können. Wenn der Satz seine Richtigkeit hat, daß das Wohl des Fürsten mit dem Wohl des Landes innig vereinigt ist; so daß beider Wohl- oder Uebelstand nur Eines ausmacht, so ist er es aus der Ursache, weil ihr Interesse auf das Genaueste verbunden ist, oder mit anderen Worten, weil der Fürst mit dem Land in genauem wechselseitigem Verhältniß steht.

Nun stehet aber ein jeder Bürger des Staats im Verhältniß mit seiner Familie, jede Familie mit ihrem Wohnort, jede Stadt oder Dorf mit dem Distrikt, der sie umgibt, — jedes

von diesen mit dem Ganzen, das Ganze mit dem Landesfürsten, und dieser wieder mitsammt seiner Familie und denen, die mit ihm den Staat regieren, vertheidigen, erhalten helfen — mit Allen. Ein jeder Stand, ein jedes Amt, ein jeder Bürger sind in genauer Verbindung und haben nur Ein Hauptinteresse in dem Wohl des Ganzen. So wie nun auch ein jeder Landesfürst, der seine Pflichten, sein wahres Interesse kennet, und es also mit seinem Volk wohl meint, wünschen wird, ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, so gereicht es zur wahren Glückseligkeit eines jedes einzelnen Gliedes im Staat, zu der Erfüllung dieses Wunsches das Seinige beizutragen, und so viel in seinen Kräften ist, und, so weit seine Verhältnisse reichen, mitzuwirken. Hier ist also nur Eine große Familie, deren Glieder zu einem gemeinsamen Endzweck verbunden sind. Jedes einzelne Mitglied trägt zum Ganzen bei, und nimmt an den Vortheilen des Ganzen Theil.

Will Jemand Antheil an der Freiheit haben, so muß er jeden Andern im Genuß der seinigen ungestört lassen, weil die Freiheit in dem gesellschaftlichen Leben nichts anderes ist, als der freie Genuß unseres Eigenthums unter dem Schutz der Gesetze. Es ist also keine Freiheit ohne Gesetze, welche den Boshaften einschränken, wenn er schaden und also der Freiheit seiner Mitbürger zu nahe treten will. Die Freiheit kann also nur für die guten Menschen seyn, die boshaften können sie nicht genießen, weil Böses thun nicht frei seyn heißen kann. Wenn aber auch die Gesetze den Boshaften nicht erreichen könnten, so würde er doch, wenn er seine Vernunft gebrauchen wollte, einsehen, daß er sich selbst schadet, wenn er Zerrüttung in seinen Verhältnissen anstiftet. Ein jedes Laster, ein jedes Verbrechen ist Irrthum, ist Thorheit; eine jede Tugend ist Weisheit. Wer Gesetze, Ordnung, Tugend und Religion zur Richtschnur nimmt, der ist weise, der ist frei! denn er wünscht nur was ihm Niemand verbieten, hingegen was ihn und andere glücklich machen kann. Nichts schränket ihn ein, er fesselt seinen Nächsten mit

Banden der Liebe und des Vertrauens; er fühlt seinen Werth, seine Würde, als Mensch, als Patriot, als Christ.

Der Geist der Freiheit, also verstanden, muß gewiß viel zum Reichthum eines Volkes beitragen, weil dadurch der Genuß des Eigenthums einem Jeden versichert, und der Weg seine Umstände zu verbessern geöffnet wird. Die erste Quelle des Reichthums besteht in der Gewinnung der ersten, rohen Natur-Produkte, durch den Acker- Wein- Wiesen- Berg-Bau, Viehzucht, Holzkultur u. s. w. Ohne diese Produkte fehlt es an den ersten Bedürfnissen des Lebens, die Handwerker haben keine erste rohe Materie zu verarbeiten, die Handlung kein Objekt des Handels. Alle Stände sind also dabei interessirt, daß der Naturprodukte viele erworben werden. Denn alsdann ist der Zustand des Landmannes blühend, der Handwerker, der Künstler, der Fabrikant findet Verdienst, der Kaufmann findet Beschäftigung, indem er den rohen und verarbeiteten Produkten durch den Handel einen guten Werth verschafft; der Staat ist reich und blühet, — und siehe da abermal alle Interessen vereiniget in Einem, vom Landesfürsten bis zum Hirten; alle gewinnen durch die Vermehrung der Produktion. Niemand muß also einen Andern darinnen stören, jeder vielmehr den Andern unterstützen. Der reiche Landmann drücke seinen armen Mitbürger nicht, er sey nicht stolz gegen ihn; er behandle ihm mit Liebe; er gebe ihm Verdienst; suche ihm seinen Nahrungsstand zu verbessern, ihm aufzuhelfen. Der Arme beneide den Reichen nicht, er schäme sich der Arbeit nicht, redliche Armuth ist ehrbarer, als mit Unrecht erworbener Reichthum. Der ehrbare Arme schäme sich nicht, bei seinem wohlhabenden Mitbürger Verdienst anzunehmen, durch Treue und Fleiß wird er sich Vermögen erwerben. Hier ist Vereinigung der Kräfte zum gemeinen Zweck: Harmonie!

Einwohner der Städte! begehret nicht, dem Landmann die, im Schweiße seines Angesichtes hervorgebrachten Produkte um geringe Preise abzudringen; er kann seinen Acker nicht ohne

Aufwand anbauen; ein Theil dieses Aufwandes ist Verdienst für euch: aber der größte Theil eures Verdienstes wird mit dem reinen Ertrag des Landes bezahlt, nämlich mit der Summe, welche dem Landmann übrig bleibt, wenn von dem ganzen Erwuchs der Kulturaufwand abgezogen ist. Diese Summe ist der freizirkulirende Reichthum im Staat, wovon alle Stände leben, ein jeder nach dem Maaße des Antheils, welchen er mit Recht daran zu fordern hat, oder welchen er durch seine Arbeit erwirbt. Je größer diese Summe, um so größer der Wohlstand des Staates; um so blühender die Gewerbe, die Künste, der Handel. Begehret also nicht, daß der freie Handel der Produktionen gehemmt werde: denn „so wie sich verhält der Kaufpreis der Produktionen, so verhält sich auch der reine Ertrag. Ueberfluß und Unwerth ist nicht Reichthum; Mangel und Theurung ist Elend. Ueberfluß und hoher Werth ist Wohlstand.“

Einwohner der Städte, oder vielmehr Alle, die ihr Gewerbe und Handel treibt, begehret nicht durch ausschließende Rechte die Gewerbe und den Handel eurer Mitbürger einzuschränken; ihr schadet euch selber, ihr schadet dem Staat. Die Freiheit ist den Gewerben und dem Handel unentbehrlich: wenn ihr sie Andern raubet, so beraubt ihr euch ihrer Hülfe, ihrer Unterstützung, ihres Fleißes. Weg mit allem Neid, mit der Selbstsucht, die Andern das versagen will, was sie für sich selbst für nützlich hält.

„Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschlands bewohnet, wo ihr schon vor 700 Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abstamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereiniget eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich 37 Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzustehen: vereiniget euch mit mir zum allgemeinen Wohl. Lasset

mich den Trost mit in die Ewigkeit nehmen, daß ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe. Seyd fleißig, seyd tapfer, liebet euer Vaterland; seyd sparsam ohne Geiz; gibt Euch Gott Reichthum, so verschwendet ihn nicht in Ueppigkeit, lasset den schon eingeschlichenen Luxus nicht weiter einreißen, er schadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verderbt, als dadurch, daß er der Habe wehe thut; seyd lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend, lehrt sie wahrhaft seyn und die Lügen hassen. Gehet ihnen mit guten Beispielen vor, es ist hohe Pflicht; Gott forderts von euch, ihr seyd es ihnen, euch selbst, eurem Vaterland schuldig; sie sind der Segen eures Hauses, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staates, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen.

Eine Lehre des ersten, größten Sittenlehrers, der jemals gewesen ist und seyn wird, die lasset uns zur Regel unserer Sittlichkeit, unseres Betragens, unserer Nachahmung dienen: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; denn das ist das Gesetz und die Propheten. Ein würdiger Gottesgelehrter unserer Zeiten sagt darüber Folgendes: „Sie ist eure ganze Weisheit, die beste Staatskunst, Fürsten und Regenten! — die beste Erziehungskunst, Eltern! — die weiseste Lehrmethode, Lehrer! Nichts kann Brüderherzen an Brüderherzen, Freunde an Freunde, Ehegenossen an Ehegenossen fester knüpfen als diese Regel.

Nun aber meine Freunde, wollen wir dieses, können wir dieses durch unsere eigene Menschenkraft, oder vielmehr Schwachheit vollbringen? Hier muß eine höhere Kraft uns zu Hülfe kommen, oder wir unterliegen. Wir müssen die Stärke der Religion zu Hülfe nehmen, die so allgewaltig in den Herzen der Menschen wirket, der die ganze Natur untergeordnet ist, weil sie von dem Urheber der Natur ausgeht.

Diener des Worts Gottes, Lehrer der Religion, euch rufe ich auf, die ihr berufen seyd aus Natur und Offenbarung den

geoffenbarten Willen Gottes darzustellen. Seyd ihr von der Wichtigkeit eures Amtes überzeugt, so gebraucht seine ganze Stärke, um Segen zu stiften. Seyd ihr von den Wahrheiten und Lehren der Religion überzeugt, durchdrungen, gerührt; so werdet ihr gewiß auch den Weg zu den Herzen eurer Lehrbefohlenen finden, und sie rühren. Sind die Herzen gerührt, so kann der Glaube an den erhabensten Stifter der Religion lebendig und der Wille, seinen Lehren und Beispielen zu folgen, thätig werden. Alsdann wird seine Kraft in den Schwachen mächtig werden und unser Bestreben und unsere Arbeit wird mit Segen gekrönet seyn. Alsdann werden wir durch Tugend und Religion der wahren Ehre theilhaftig werden. Diese ist, wie ich glaube, nichts anderes, als das Zeugniß unseres Gewissens, daß wir edle Handlungen aus edlen Beweggründen vollbringen. Der Beifall des Publikums ist nur in soweit Ehre, als er mit dem Zeugniß unseres Gewissens übereinkommt. Da wir aber unsern Nebenmenschen so beurtheilen müssen, wie wir wünschen von ihm beurtheilt zu werden, und uns die geheimen Triebe des Herzens nicht bekannt sind; so macht eine jede edle Handlung dem, der sie begehet, in unserm Urtheil Ehre, wenn wir nicht offenbar sehen, daß sein Herz dabei nicht edel dachte. Titel, Rang, Reichthum u. s. f. machen nur alsdann Ehre, wenn sie Folgen edler Handlungen sind. Gibt uns unser Gewissen das Zeugniß, daß wir edel denken und edel handeln, so fühlen wir unsere Menschenwürde so erhaben, daß wir lieber das Leben, als die Ehre verlieren wollten.

Möchte Tugend, Religion und Ehre uns zu einem freien, opulenten, gesitteten, christlichen Volk noch immer mehr heranwachsen machen, das ist mein Verlangen: dieß sind meine Wünsche!

Lessing.

I. Fabeln.

(1759.)

1. Die Erscheinung.

In der einsamsten Tiefe jenes Waldes, wo ich schon manches redende Thier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle und war bemüht, einem meiner Mährchen den leichten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen, la Fontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill sprang ich auf; aber sieh'! — auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse, vor mir.

Und sie sprach lächelnd: Schüler, wozu diese undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters ist; der Vortrag sey des ungekünstelten Geschichtschreibers, so wie der Sinn des Weltweisen.

Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand. „Sie verschwand?“ höre ich einen Leser fragen. „Wenn du uns doch nur wahrscheinlicher täuschen wolltest! Die seichten Schlüsse, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muse in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —“

Vortrefflich, mein Leser! Mir ist keine Muse erschienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du selbst die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erste und werde nicht der letzte seyn,

der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

---

2. Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sey eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch verschiedenes an mir zu bessern seyn? —

Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sey? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.

Gut, versetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schmächtigere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; diesesmal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

---

3. Die Wespen.

Fäulniß und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirksame Natur zu dem Leben des andern. Und so flog auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Aase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! Das prächtigste Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!

Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiener, die sich nichts geringers als Abkömmlinge der alten, unsterblichen Römer zu seyn einbilden, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.

---

4. Die Hunde.

Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! sagte ein gereister Pudel. In dem fernen Welttheile, welches die Menschen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet mir es nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen — die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesene Hunde in Indien — besser als wir so viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

---

5. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre.

Ihr Schlangen seyd die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute, freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteiisch eure Geschichtschreiber seyn müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

---

6. Der Wolf auf dem Todtbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Heerde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu

eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

7. Minerva.

Laß sie doch, Freund, laß sie, die kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft großer Thaten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

8. Das Geschenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten seines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feyen.

Ich schenke diesem meinem Lieblinge, sagte die eine, den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht.

Das Geschenk ist schön, unterbrach sie die zweite Feye. Der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken; er besitzt auch edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk!

Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung,

versetzte die erste Feye. Es ist wahr; viele würden weit größere Könige gewesen seyn, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Verstande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

---

9. Der Strauß.

Das pfeilschnelle Rennthier sah den Strauß, und sprach: Das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.

Ein andermal sah der Adler den Strauß, und sprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

II. Prolog zum Epilog der Hamburgischen Dramaturgie.

(1768.)

Erst ein Wort von mir selbst! Denn warum sollte nicht auch ein Nachspiel einen Prolog haben dürfen, der sich mit einem Poeta, cum primum animum ad scribendum appulit, anfienge?

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabey fiel, und sich träumen ließ, daß ich bey diesem Unternehmen wohl nützlich seyn könnte? — Ich stand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu seyn glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters concurriren wolle? darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne?

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann; so auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frey, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben,

ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italienische Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu thun folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle erste Gedanken, als De la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte: so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind, und daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine erste Gedanken sind gewiß kein Haar besser, als Jedermanns erste Gedanken: und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause.

— Endlich fiel man darauf, selbst das, was mich zu einem so langsamen, oder, wie es meinen rüstigern Freunden scheinet, so faulen Arbeiter macht, selbst das an mir nutzen zu wollen: die Critik. Und so entsprang die Idee zu diesem Blatte.

Sie gefiel mir, diese Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bey mir gelacht zu haben, der sich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften, einbildete, daß es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei seinen Didaskalien zu thun gewesen. — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um

ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmacks, darinn bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen sie zuerst aufgeführet worden!

Ich war schon Willens, das Blatt selbst Hamburgische Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun ist es mir sehr lieb, daß ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bey mir: wenigstens hatte mir Lione Allacci desfalls nichts vorzuschreiben. Aber wie eine Didaskalie aussehen müsse, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieser Casaubonus **breviter et eleganter scriptas** nennt. Ich hatte weder Lust, meine Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben: und unsere itztlebende Casauboni würden die Köpfe trefflich geschüttelt haben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieses oder jenes französische Meisterstück zuerst aufgeführt worden: das würden sie bey mir gesucht, und zu ihrem großen Erstaunen nicht gefunden haben.

Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret: was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas anderes; aber doch, denk' ich, nichts schlechteres.

„Sie sollten jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers hier thun würde."

Die letztere Hälfte bin ich sehr bald überdrüßig geworden.

Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat: so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätze darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug: aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sey, deren wüßte ich kaum zwey oder drey. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheinet, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler, in Ansehung der Critik, in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt. — So viel zu meiner und selbst zu deren Entschuldigung, ohne die ich mich nicht zu entschuldigen hätte.

Aber die erstere Hälfte meines Versprechens? Bey dieser ist freylich das Hier zur Zeit noch nicht sehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bey dem Ziele sehen; bey einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgesteckt wird. Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selbst antwortet: so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas schlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen

ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik, uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieser Locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war also genöthiget, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die sie vorläufig thun müßte, um sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnellern und grössern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen: ich glaube die dramatische Dichtkunst studiert zu haben; sie mehr studiert zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie der Maler sich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht,

was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fisch.

Aber man kann studieren, und sich tief in den Irrthum hinein studieren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sey, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiret hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß steh' ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freylich nicht so faßlich, und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus * gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet seyn; und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bey unsern Dichtern, den

* D. h. aus der Dichtkunst des Aristoteles.

Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward, glücklicher Weise, durch einige Englische Stücke aus seinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja daß diese Regeln wohl gar Schuld seyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zn erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangnen Zeit muthwillig zu verscherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beyzumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegner seyn lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beyläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äußere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche, durch allerley Einschränkungen und Deutungen, dafür so entkräftet, daß

nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, man mag sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzu setze: Ich werde es zuverläßig besser machen, — und doch lange kein Corneille seyn, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig besser machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unsere kritische Wallfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden.

Und mit diesem Uebergange, — sinnreicher muß er nicht seyn, — mag denn der Ton des ernsthaften Prologs in den Ton des Nachspiels verschmelzen, wozu ich diese letztern Blätter bestimmte.



Mendelssohn.

Ungegründete Beschuldigungen wider die Vernunft.

(1755 und 1771.)

Es hat freilich von alten Zeiten her Gelehrte (Weltweise kann ich sie nicht nennen) gegeben, welche die Vernunft für die Störerin unseres Vergnügens gehalten haben; und eben jetzt scheinet sich dieser Geist des Leichtsinns aus Frankreich über alle gesittete Völker zu verbreiten. Allein die so denken, haben die Vernunft nie gekannt. Ein Werk ihrer verkehrten Einbildungskraft, ein hülfloses Gespenst haben sie mit dem geheiligten Namen der Vernunft eingeweihet. Sie haben diesen eingebildeten Hausgötzen angebetet, und, als er ihnen seine Hülfe versagte, nach der Gewohnheit der alten Götzendiener, sein Heiligthum niedergerissen, und die taube Gottheit mit Schimpf und Verachtung gezüchtiget.

Wer die wahre Vernunft kennt, und in ihren Wegen wandelt, kann weder an dem Nutzen, noch an der Fülle des Vergnügens zweifeln, das sich aus ihrer Quelle ergießt. Die einsamen metaphysischen Betrachtungen mögen dem Eigendünkel einiger Gelehrten noch so unfruchtbar, noch so unnütz scheinen; sie können unmöglich die Sprache der Ueberzeugung reden, oder ihr Herz ist eben so verkehrt, als ihre Denkungsart.

Ich habe den vermessenen Ausspruch jenes Franzosen * nie ohne Erstaunen, oder vielmehr, nie ohne eine Art von Mitleiden lesen können, der die Beschäftigung eines Reaumur, wenn

* Pluche.

er ein Mittel erfindet, die Tapeten von Motten zu reinigen, höher schätzt, als die Beschäftigung eines Leibnitz, der dem Systeme der besten Welt nachdenkt, oder eines Bernoulli, der sich in algebraische Rechnungen vertieft. Ist es nichts wichtiges, die entlegensten Größen und Kräfte der Natur auszumessen; unsere Seele zu bessern, und unser Daseyn gleichsam eine Stufe höher zu setzen? Woran liegt dem Menschen mehr? Wenn sein kindischer Schmuck, wenn seine Teppiche von Würmern zerfressen werden, oder wenn sein Schöpfer unvernünftig handelt, wenn Frevler die Gottheit mit Recht tadeln?

Wäre die Bemühung der sogenannten Goldmacher auch nicht vergebens; erfänden sie auch wirklich das Geheimniß, jedes gemeine Erz in Gold zu veredeln; so würde der Stolz noch immer lächerlich seyn, mit welchem sie die Erfindung dieses Geheimnisses den Zweck der Weltweisheit, und die würdigste Beschäftigung aller Weisen nennen. Warum erröthen denn die Gelehrten unserer Zeit nicht, einen Wirthschaftskundigen, der den Weizen rein zu halten lehrt, für den einzigen wahren Weltweisen auszurufen, und sobald eine solche Dorfjunkererfindung öffentlich erscheinet, die Losung zu geben, als wäre die Weisheit bei uns eingekehrt? Geschiehet es aus Nachsicht für die eigennützige Welt? O! so haben die Gelehrten niemals niederträchtiger geschmeichelt, als jetzt.

So lange es dem Menschen an Mitteln fehlte, in der Gesellschaft anständig und wohl zu leben, waren die Weisen mit Lobeserhebungen zu belohnen, welche diese Mittel erfanden, und sich herabließen, das Volk seine Nahrung und geziemende Kleider zubereiten zu lehren. Nunmehr haben wir zum zeitlichen Wohlleben Mittel genug, und fast zuviel. Der äußere Mensch ist mehr, als versorgt. Wir können uns der Mittel bedienen, die in allen Jahrhunderten sind erfunden worden. Die Natur bleibt immer eben dieselbe. Allein der innere Mensch wird nie genug bebauet. In jedem Jahrhunderte betreten andre Menschen die Scene des Lebens. Sie müssen alle an ihrer Besserung arbeiten

unermüdet arbeiten. Sie müssen alle sich mit würdigen Gedanken beschäftigen, und die marternden Zweifel aus ihrer Brust verbannen. Dieses Bedürfniß ist dringender, edler und unserer Hoheit weit anständiger, als die Begierde nach Ueppigkeit. Wenn es wahr ist, daß das Wohlleben in der Gemüthsruhe besteht, so ist die Betrachtung der Wahrheit ein weiteres Feld zum Wohlleben, eine reichere Quelle der Glückseligkeit, als alle häusliche Mittel, die die Menschen ersinnen, ihren Zustand besser zu machen.

Diese Gedanken sind nicht blos die Früchte eines grüblenden Nachsinnens, daran das Herz keinen Theil nimmt. Nein! ich rede aus Empfindung, ich rede aus lebendiger Ueberzeugung.

Befrage unsern Freund, der dir dieses Schreiben überreichet. Er weiß es, wie nahe ich einst dem völligen Verderben gewesen. Mein Fuß verlor sich von dem seligen Pfade der Wahrheit. Mich quälten, wie höllische Furien, grausame Zweifel an der Vorsehung; ja, dir kann ich es ohne Scheu gestehen, an dem Daseyn Gottes und an der Seligkeit der Tugend. Jetzt war ich im Begriffe, allen schnöden Begierden den Zügel schießen zu lassen. Jetzt stund ich in Gefahr, wie ein Betrunkener, in den unseligen Abgrund zu taumeln, darin die Sklaven des Lasters stündlich tiefer gleiten. Heran, Verächter der wahren Weltweisheit! heran, seichte Denker! die ihr eine jede tiefsinnige Betrachtung für Unsinn haltet; rettet eine Seele aus dem Rachen des Verderbens. Bietet alle eure Seelenkräfte auf! Rathet! was war zu thun? Sollte ich die aufsteigenden Zweifel in ihrer Geburt ersticken? Wodurch? durch den Glauben? Ich Elender! ich versuchte es; allein kann das Herz glauben, wenn die Seele zweifelt?

Die ihre Brust mit Sorglosigkeit bewafnet haben, sind vielleicht wider die Anfälle der Vernunft hinlänglich bewahrt, und können ihr Herz zu einer dummen Unterwürfigkeit zwingen. Stund es aber bei mir, mich so glücklich, oder vielmehr so unglücklich, so sklavisch zu machen? Denn welche Sklaverei ist

härter, als diese, wenn das Herz die Vernunft in Fesseln führet?

Ihr verstummet? Die alles entscheidende Geschwätzigkeit ist auf einmal dahin. Eure Scheingründe haben sich, wie Dünste in der Luft, zertheilet, und ihr überlasset mich meinem Jammer? Dank sey jenen getreuen Wegweisern, die mich zur wahren Erkenntniß und zur Tugend zurück geführet haben. Euch, Locke und Wolf! Dir, unsterblicher Leibnitz! stifte ich ein ewiges Denkmal in meinem Herzen. Ohne eure Hülfe wäre ich auf ewig verloren. Euch selbst habe ich nie gekannt; allein eure unvergängliche Schriften, die von der großen Welt ungelesen bleiben, und die ich in einsamen Stunden um Hülfe angefleht, haben mich auf den sichern Weg zur wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß meiner selbst und meines Ursprungs geleitet. Sie haben die heiligen Wahrheiten in meine Seele gegraben, auf die sich meine Glückseligkeit gründet; sie haben mich erbauet!

S. Geßner.

Ueber die Landschaftmalerey.

(Um 1770.)

Meine Neigung gieng vorzüglich auf die Landschaft; und ich fieng mit Eifer an zu zeichnen. Aber mir begegnete, was so vielen begegnet. Das beste, und der Hauptendzweck ist doch immer die Natur. So dacht' ich, und zeichnete nach der Natur. Aber was für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht genug nach den besten Mustern in der verschiedenen Art des Ausdrucks der Gegenstände geübt hatte! Ich wollte der Natur allzugenau folgen, und sah mich in Kleinigkeiten des Detail verwickelt, die den Effekt des Ganzen störten; und fast immer fehlte mir die Manier, die den Gegenständen der Natur ihren wahren Charakter beybehält, ohne sclavisch und ängstlich zu seyn. Meine Gründe waren mit verwickelten Kleinigkeiten überhäuft, die Bäume ängstlich und nicht in herrschende Hauptpartien geordnet, alles durch Arbeit ohne Geschmack zu sehr unterbrochen. Kurz: mein Auge war noch nicht geübt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten; und ich wußte noch nichts davon, ihr zu geben und zu nehmen, da wo die Kunst nicht hinreichen kann. Ich fand also, daß ich mich zuerst nach den besten Künstlern bilden müsse. Ist nicht das, was mir begegnete, der Fehler jener ältern Künstler, welche anfiengen die Kunst aus ihrer Kindheit hervorzuziehen, und also noch keine gute Muster hatten? Sie hielten sich so sehr an die Natur, daß der kleinste Nebenumstand oft eben so genau gemalt ist, wie der hervorstechendste. Ihre Gemälde verlieren darum die erforderliche Wirkung. Spätere Genien, die diese Fehler einsahen, suchten dieselben zu vermeiden, und machten sich mit den Regeln des

Schönen in der Disposition, der gemäßigten Mannigfaltigkeit, der Hauptmassen in der Anordnung im Schatten und Licht, u. s. w. bekannt. Nach diesen war nun nöthig zu studieren. Und um den Weg so kurz als möglich zu machen, wählte ich nur das Beste; das, was in jeder Art sich vorzüglich ausnahm, um zu einem Muster zu dienen. Diese sorgfältigste Wahl des Besten, soll für den Lehrer und den Schüler die erste Grundregel seyn. Das Mittelmäßige ist das schädlichste, und muß mehr ausgewichen werden, als das ganz Schlechte, dessen Fehler leichter ins Auge fallen. Wie sehr könnten die Kupferstecher dem wahren Geschmacke nützlich seyn, wenn sie darauf dächten, durch die Wahl dessen, das sie liefern wollen, bey Kennern sich eben so wol Ehre zu machen, als durch die Ausarbeitung selbst. Was für ein Schwall von Mittelmäßigem wird durch viele von ihnen vervielfältigt und in die Welt zerstreut, das niemals den Fleiß eines Tages verdient hätte. Oder lohnt sichs nicht der Mühe sich zehnfach zu bedenken, worauf man die Arbeit so vieler Monate verwenden wolle? Nur die ersten Werke der Kunst sind wol dieser Mühe werth. Es ist der schädlichste Zeitverlust, wenn man bey Unterweisung junger Künstler sie, auch nur kurze Zeit, beym Mittelmäßigen aufhält. Ihr Geschmack wird so für das wahre Schöne nicht gebildet; das Mittelmäßige bleibt ihnen erträglich, und nährt bey ihnen den Stolz, sich groß zu glauben, weil es ein Leichtes war, nicht weit hinter ihrem Original zu bleiben.

Ich fand das beste, in meinen Studien von einem Haupttheile zum andern zu gehen. Denn wer alles zugleich fassen will, wählt sich gewiß den mühsamern Weg; seine Aufmerksamkeit wird allzu zerstreut seyn, und immer ermüden, da er bey zu vielen verschiedenen Gegenständen auf einmal zu viel Schwierigkeiten findet. Ich wagte mich zuerst an die Bäume; und da wählte ich mir vorzüglich den Waterloo, von dem in dem obgedachten Cabinet * eine fast vollständige Sammlung ist.

* Der Sammlung seines Schwiegervaters Heinrich Heidegger, des innern Raths, gest. 1763.

Je mehr ich ihn studierte, je mehr fand ich wahre Natur in seiner Landschaft. Ich übte mich in seiner Manier so lange, bis ich in eigenen Entwürfen mit Leichtigkeit mich ausdrückte. Indessen versäumte ich nicht, nach andern zu arbeiten, deren Manier nicht des Waterloo, aber nichts destoweniger glückliche Nachahmung der Natur war; ich übte mich darum auch nach Swanefeld und Berghem; und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Gesträuch fand, welches vorzüglich meine Aufmerksamkeit reizte, copierte ich es in mehr und weniger flüchtigen Entwürfen. Durch diese gemischte Uebung erhielt ich Leichtigkeit im Ausdruck, und mehr eigenthümliches in meiner Manier, als ich hatte, da ich an den Waterloo, mein vorzügliches Muster, mich allein hielt. Ich gieng weiter, von Theilen zu Theilen. Für Felsen wählte ich die grossen Massen des Berghem und S. Rosa; die Zeichnungen, die Felix Mayer, Ermels und Hackert nach der Natur und ihrem wahren Charakter gemacht haben: für Verschiesse und Gründe, die grasreichen Gegenden und die sanften dämmernden Entfernungen des Lorrain; die sanft hintereinander wegfliessenden Hügel des Wouvermann, welche in gemässigtem Licht, mit sanftem Gras, oft nur zu sehr wie mit Sammt, bedeckt sind: dann den Waterloo, dessen Gründe ganz Natur sind; ganz so, wie er sie in seinen Gegenden fand. Darum ist er auch hierinn schwer nachzuahmen. Für sandigte oder Felsengründe, die hier und da mit Gesträuch, Gras und Kräutern bewachsen sind, wählte ich den Berghem.

Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich itzt wieder nach der Natur studierte! Ich wußte nun, was das Eigenthümliche der Kunst ist; wußte in der Natur unendlich mehr zu beobachten, als vorher, und mit mehr Leichtigkeit eine ausdrückende Manier zu finden, da wo die Kunst nicht hinreicht. Anfänglich hatte ich auf meinen Spaziergängen oft lange umsonst gesucht, und nichts zum Zeichnen gefunden. Jetzt find' ich immer etwas auf meinem Wege. Ich kann oft lange umsonst suchen, um einen Baum zu finden, der in seiner ganzen Form malerisch schön ist.

Aber wenn mein Auge gewöhnt ist, zu finden, so find ich in einem sonst schlechten Baum eine einzelne Partie, ein paar schön geworfene Aeste, eine schöne Masse von Laub, eine einzelne Stelle am Stamm, die, vernünftig angebracht, meinen Werken Wahrheit und Schönheit giebt. Ein Stein kann mir die schönste Masse eines Felsstückes vorstellen; ich hab' es in meiner Gewalt, ihn ins Sonnenlicht zu halten, wie ich will, und kann die schönsten Effekte von Schatten und Licht, und Halblicht und Wiederschein, dabey beobachten. Aber bey dieser Art die Natur zu studieren, muß ich mich hüten, daß mich der Hang zum bloß Wunderbaren nicht hinreisse; immer muß ich mehr auf das Edle und Schöne sehen, sonst kann ich leicht in meinen Zusammensetzungen ins Abentheurliche fallen, und wunderbare Formen allzusehr häufen.

Meine Studien nach der Natur mache ich nicht ängstlich, aber auch nicht flüchtig; ich mag einzelne Theile oder ganze Aussichten zeichnen. Je bedeutender ein Theil meines Gegenstands ist, destomehr führe ich ihn sofort aus. Viele begnügen sich der Natur in flüchtigen Entwürfen einen Hauptgedanken abzunehmen, und führen ihn hernach aus. Aber wie? In ihrer einmal angenommenen Manier: das Wahre und Eigenthümliche der Gegenstände geht dabey verloren. Und das wird uns durch keine Zauberey von Farbe, und grosser Wirkung von Schatten und Licht ersetzt: Man ist bezaubert, aber nicht lange; das forschende Auge sucht Wahrheit und Natur, und findet sie nicht.

Aber wenn ich itzt einen Gegenstand, den ich aus der Natur genommen hatte, ergänzen wollte; wenn ich das beyfügen wollte, was ein malerisches Ganzes ausmachen soll; dann war ich furchtsam, und verfiel oft auf erkünstelte Umstände, die mit der Einfalt und der Wahrheit dessen, was ich aus der Natur genommen hatte, nicht harmonierten. Meine Landschaften hatten nicht das Grosse, das Edle, die Harmonie; noch zu zerstreutes Licht, keine rührende Hauptwürkung. Also mußte ich erst jetzt auf ein besseres Ganzes denken.

Aus allen suchte ich diejenigen Künstler aus, die in Ab-

sicht auf Ideen, und Wahl, und Anordnung ihrer Gegenstände, mir vorzüglich schienen. Ich fand in den Landschaften des von Everdingen das einfältige Ländliche, in Gegenden wo doch die gröste Mannigfaltigkeit herrschet: reissende Ströme und zerfallene Felsenstücke, dicht mit Gesträuch verwachsen, wo vergnügte Armuth in der einfältigsten Bauart hingebaut hat. Kühnheit und Geschmack, und etwas Originales herrschen bei ihm überall; doch muß man bey diesem schon zum voraus die Felsen nach einem bessern Geschmack zu formen wissen. Das gröste Exempel, wie man nachahmen soll, giebt Dietrich: seine Stücke in diesem Geschmacke sind so, daß man glauben sollte, Everdingen habe es gemacht, und sich selbst übertroffen. Swanefelds edle Gedanken, welche mit so grosser Würkung ausgeführt sind, und die auf seine grossen Massen von Schatten einfallende Reflexlichter; Salv. Rosa's kühne Wildheit; des Rubens Kühnheit in Wählung seiner Gegenstände: diese und mehrere studirte ich, in flüchtigen Entwürfen, nun im Ganzen, da es mir jetzt meist darum zu thun war, der Einbildungskraft ihren wahren Schwung zu geben. Endlich fieng ich an, mich bloß und allein an die beyden Poussin und den Claude Lorrain zu halten. In diesen fand ich vorzüglich die wahre Grösse: da ist nicht blos Nachahmung der Natur, wie man sie leicht findet; es ist die Wahl des Schönsten: ein poetisches Genie vereint bey den beyden Poussin alles, was groß und edel ist; sie versetzen uns in jene Zeiten, für die uns die Geschichte und die Dichter mit Ehrfurcht erfüllen; und in Länder, wo die Natur nicht wild, aber groß in ihrer Mannigfaltigkeit ist, und wo unter dem glücklichen Clima jedes Gewächse seine gesundeste Vollkommenheit erreicht. Ihre Gebäude sind nach der schönen Einfalt der alten Baukunst aufgeführt, und ihre Bewohner von edelm Ansehen und Betragen, so wie sich unsere Einbildungskraft Griechen und Römer denkt, wenn sie von ihren grossen Handlungen begeistert ist, und sich in ihre glücklichsten Zeiten versetzt. Anmuth und Zufriedenheit herrschen überall in den Gegenden, die uns Lorrain

malt: sie erwecken in uns eben die Begeisterung, eben die ruhigen Empfindungen, welche die Betrachtung der schönen Natur selbst erweckt: sie sind reich ohne Wildheit und Gewimmel; mannigfaltig, und doch herrschet überall Sanftmuth und Ruhe. Seine Landschaften sind Aussichten in ein glückliches Land, das seinen Bewohnern Ueberfluß liefert: ein reiner Himmelsstrich, unter dem alles mit gesunder Ueppigkeit aufblühet.

Aber wenn ich zu anhaltend fortgefahren hatte, nach andern zu denken, dann empfand ich nachher oft eine Furchtsamkeit im Selbsterfinden. Voll von diesen grossen Ideen, empfand ich mit Demüthigung meine Schwäche, und wie fast unübersteiglich schwer es ist, jene zu erreichen: auch kann durch zu anhaltendes Nachahmen allein die Einbildungskraft wirklich ihren Schwung verlieren. Ists nicht eben das, was schon den grössesten Kupferstechern, dem grossen Frey selbst, widerfahren ist daß ihre eigenen Erfindungen ihr schlechtestes sind! Ihre Hauptbeschäftigung ist, andrer Werke so genau als möglich nachzubilden; und sie verlieren oder schwächen darüber die Kühnheit und den Schwung der Einbildungskraft, die zum Erfinden nöthig sind. Von dieser Furchtsamkeit suchte ich mich sorgfältig zu erholen: ich legte meine Originale weg, dachte auf eigene Ideen, und gab mir die schwersten Aufgaben auf. So fand ich, wie viel ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am leichtesten und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Theile mir noch die meisten Schwierigkeiten machten, und bekam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder zu arbeiten hatte. Auch faßte ich neuen Muth, wenn ich fand, daß Schwierigkeiten wieder verschwunden waren, und ich mich besser aus der Sache gezogen hatte, als ich hoffte; und zugleich gab ich so meiner Einbildungskraft Nahrung und Kühnheit. Sie muß, wie andre Seelenkräfte, genährt und geübt werden. Wer sich gewöhnt, nur andern nachzudenken, wird niemals Original werden.

Hamann.

I. Denkmal.

(1756.)

Sey mir gesegnet, fromme Leiche meiner Mutter! Bist Du es, die mich unter Ihrem Herzen trug, die Sorgen für die Bedürfnisse meines Daseyns, — durch die Stufen des Pflanzen- und Raupenstandes bis zum reiferen Menschen — mit der Vorsehung theilte? Ja Dank sey es der Vorsehung für diese Jahre und ihren Gebrauch, deren Vernunft und Erfahrung mich gelehrt, wie viel eine Mutter, wie Du, ihrem Kinde werth sey. — So kann sich die Blume im Thal der Natur und ihres Schöpfers mehr rühmen, als der Thron Salomons seines Stifters und seiner Herrlichkeit. — Doch das Lob meiner Mutter soll kein Tadel der Welt seyn, die von ihr gefürchtet und überwunden worden; sondern, gleich Ihrem Wandel, ein stilles Zeugniß für Sie, das mein Herz Gott zur Ehre ablegt, und Ihr Andenken mein stummer und treuer Wegweiser zur Bahn desjenigen Ruhms, den Engel austheilen. Ihr Geist genießt im Schooß der Seligkeit jene Ruhe, in deren Hoffnung der Trost, und in deren Besitz der Gewinn des Glaubens besteht. Von der Sehnsucht desjenigen gerührt, was Gott dort bereitet hat, linderte Sie schon hier den Ekel der Eitelkeit und die Geduld des Leidens durch den Gedanken Ihrer Auflösung. Zu Ihrer Freude erhört, unsern Sinnen und Wünschen hingegen entzogen, liegt nichts als Ihr entseelter Körper, Ihr blasser Schatten vor mir. Sey mir selbst als Leiche gesegnet,

in deren Zügen mir die Gestalt des Todes lieblich erschien, und bei deren Sarge ich mich heute zu meiner eigenen Gruft salben will!

Dies ist demnach der letzte Knoten meines Schicksals, das auf mich wartet. Ich werde der Welt und meines eigenen Leibes entbehren müssen, ohne Abbruch desjenigen Theils meiner selbst, der mit beiden so genau verbunden ist, daß ich über diese Trennung als über ein Wunder erstaune. Das Schauspiel der Erde wird aufhören, mir Eindrücke zu geben, die Werkzeuge der Empfindung und Bewegung, ungeachtet man ihrer so gewohnt wird, daß man sie fast für unentbehrlich zu halten anfängt, werden ihrer Dienste entsetzt werden! — Bin ich also deswegen da, um es bald nicht mehr zu seyn? Der ungereimteste Widerspruch, dessen kaum der Mensch fähig wäre, wenn er sich auch selbst als Ursache und Wirkung zugleich ansehen könnte. — Nein, jenes weise und große Urwesen, das mir in jedem Geschöpfe, so mich umgibt, unbegreiflich allgegenwärtig ist, dessen Fußstapfen mir allenthalben sichtbaren Segen triefen, wird anstatt meiner Endzwecke gehabt haben, Endzwecke, die aus der Liebe für seine Werke fließen, sich auf das Beste derselben beziehen, und denen ich nachzudenken, die ich zu vollziehen gemacht bin. — Wehe mir nun, das Geschäft versäumt zu haben, zu dem Ich bereitet wurde, und mir zu Gefallen die Natur, die ich durch meinen Mißbrauch ihrer Güter geängstigt! Doch weiß ich selbst die Größe meiner Verbrechen, da ich um die Pflichten, um die Verbindlichkeiten, um die Bedingungen meines Daseyns, ja um die Anschläge und den Aufwand des Himmels zu meinem Wohl so sorglos gewesen? Ich habe umsonst gelebt, und Gott hat seine freigebige Aufmerksamkeit, welche die ganze Schöpfung erkenntlich und glücklich macht, an mir verloren! — Was sage ich: verloren? — an mir! — dem Beleidiger der höchsten Majestät, der ihren Entwürfen entgegengearbeitet, an seinem eigenen Verderben nicht genug gehabt, freche Eingriffe in die ganze Ordnung der Haushaltung Gottes, und in die Rechte seines

Geschlechts gewagt. — Da ich aber fast alle seine Wohlthaten mit so viel Gleichgültigkeit, wie den ersten Odem, aus seiner Hand eingezogen; warum wird es mir jetzt so schwer, denselben wieder zu geben? — Ich sehe hierin mehr als eine natürliche Begebenheit; — Ich fühle die Ahndung einer Rache, die mich heimsuchen will. — Das Rauschen eines ewigen Richters, der mir entgegeneilt, betäubt mich mächtiger als die Vernichtung meiner Kräfte. — Tod! König der Schrecknisse! gegen den uns kein Seher der Natur, wenn er gleich ein Büffon ist, weder durch Beobachtungen noch durch Spitzfindigkeiten stark machen kann; gegen dessen Bitterkeit man mit dem König der Amalekiter die Zerstreuungen der Wollust und eine marktschreyerische Miene umsonst zu Hülfe ruft: — durch welches Geheimniß verwandelt dich der Christ in einen Lehrer der Weisheit, in einen Boten des Friedens?

Die letzten Stunden meiner frommen Mutter öffneten mein weiches Herz zu diesem seligen Unterrichte, der unser Leben und das Ende desselben heiliget! — Gott meiner Tage! lehre mich selbige zählen, daß ich klug werde. Diese Erde ist also nicht mein Erbtheil, und ihre niedrige Luft tief unter dem Ziel meiner Bestimmung; diese Wüste, wo Versuchungen des Hungers mit betrüglichen Aussichten abwechseln, nicht mein Vaterland, das ich lieben; diese Hütte von Leim, welche den zerstreuten Sinn drückt, nicht der Tempel, in dem ich ewig dienen, und für dessen Zerstörung ich zittern darf. — Ich bewundere hier den Baumeister einer Ewigkeit, wo wir auch Wohnungen finden sollen, blos aus dem Gerüste dazu; und halte die Reihe meiner Jahre für nichts als Trümmer, auf denen ich mich retten, und durch ihre kluge Anwendung den Hafen erreichen kann, der in das Land der Wonne einführt. — Ausgesöhnt mit Gott, werde ich seines Anschauens gewürdiget seyn, mich in einem reineren Lichte seiner Vollkommenheiten spiegeln, und das Bürgerrecht des Himmels behaupten können. Weder Feind, noch Ankläger, noch Verläumder, denen sich nicht ein Fürsprecher widersetzt, welcher

die verklärten Narben seiner Liebe auf dem Richterstuhl an seinem Leibe trägt, — nach dessen Aehnlichkeit meine Asche von neuem gebildet werden soll. — Sein ganzes Verdienst, wodurch er die Welt der Sünder zu Seinem Eigenthum erkauft, gehört unserm Glauben; — durch ihn geadelt folgen uns unsere Werke nach, — und der geringste unserer Liebesdienste steht auf der Rechnung des Menschenfreundes geschrieben, als wäre er Ihm gethan. — Wie zuverläßig ist unsere Sicherheit auf die Zukunft bestätigt, da uns von des Himmels Seite so viel abgetreten und eingeräumt wird, als er für uns übernommen und ausgeführt hat! Ich frage die Geschichte Gottes seit so viel Jahrhunderten, als er unsere Erde schuf; sie redet nichts als Treue. Als er sie aus der Tiefe der Fluthen herauszog, machte er einen Bund, und wir sind Zeugen von der Wahrheit desselben. Unsert willen sprach er zu ihr: werde! und vergehe! unsert willen kam sie wieder und besteht noch. — Wie vielen Antheil haben wir nicht durch unsere Noth und Gebet an seiner Regierung und Vorsehung? Der Kreislauf des Lebens, das selbst unter der Herrschaft eines allgemeinen Todes sich jederzeit erneuret; der Segen jedes gegenwärtigen Augenblicks; der Vorschuß von den Schätzen, die wir hier schon ziehen; die Zeichen in unserer zeitlichen Erhaltung, welche uns so wenig am Herzen und so öfters außer dem Bezirk unserer eigenen Vorsicht und Hülfe liegt, weissagen uns die entferntern Absichten Desjenigen, der den Odem liebt, den er uns eingeblasen. — Religion! Prophetin des unbekannten Gottes in der Natur, und des verborgenen Gottes in der Gnade, die durch Wunder und Geheimnisse unsere Vernunft zur höhern Weisheit erzieht, die durch Verheißungen unsern Muth zu großen Hoffnungen und Ansprüchen erhebt! — Du allein offenbarst uns die Rathschlüsse der Erbarmung, den Werth unserer Seelen, den Grund, den Umfang und die Dauer desjenigen Glücks, das jenseits des Grabes uns winkt. Wenn der Engel des Todes an der Schwelle desselben mich zu entkleiden warten, wenn er wie der Schlaf des müden Taglöhners mich übermannen wird,

nach dem Schauer, in dem ein sterbender Christ jenen Kelch vorübergehen sieht, den der Versöhner für ihn bis auf die Hefen des göttlichen Zorns ausgetrunken; so laß dieses letzte Gefühl Seiner Erlösung mich zum Eintritt Seines Reichs begleiten! — und wenn Du dieses Leben meinen Freunden nützlich gemacht, so laß sie auch durch mein Ende getröstet und gestärket seyn!

Schon sucht mein neugieriger Blick schmachtend die Gegenden der Seligkeit, welche meine Mutter aufgenommen; noch höre ich in ihren Seufzern, (welche bei Gott diejenigen wiederzusehen beteten, die Er Ihr auf der Welt gegeben, die Sie als Säuglinge das Lob Ihres Schöpfers und Mittlers gelehrt, und denen Ihre Spuren nach der Heimath des Christen unauslöschlich seyn werden,) die feierlichste und zärtlichste Einladung der Gnade zu einer Herrlichkeit, deren Vorstellung allein die Trauer unsers Verlustes mäßigt.

II. Ueber seinen Lebenslauf.

(1758.)

Ich habe diese Gedanken über meinen Lebenslauf für mich selbst, oder für meinen lieben Vater und Bruder aufgesetzt; und wünsche daher, daß selbige den letztern oder meinen nächsten Freunden zur Durchlesung dienen mögen. Ich habe in denselben mit Gott und mit mir selbst geredet; den ersten in Ansehung meines Lebens gerechtfertigt, und mich angeklagt, mich selbst darin angegeben und entdeckt — — alles zum Preise des allein guten Gottes, der mir vergeben hat in dem Blut seines eingebornen Sohnes, und in dem Zeugniß, das der Geist Gottes in seinem Wort und in meinem Herzen bestätigt. Gott hat mich aus einem Gefäß in das andre geschüttet, damit ich nicht zu viel Hefen ansetzen, und ohne Rettung versauern und stinkend werden sollte. Alles muß uns zum Besten dienen; da der Tod der Sünde zu unserm Leben gereicht, so müssen alle Krankheiten

derselben zur Erfahrung, zum Beyspiel, und zur Verherrlichung Gottes gereichen. Wer die Reisekarte der Israeliten mit meinem Lebenslauf vergleichen will, wird sehen, wie genau sie miteinander übereinkommen. Ich glaube, daß das Ende meiner Wallfahrt durch die Gnade Gottes in das Land der Verheißung mich führen wird — — gesetzt, daß ich hier nicht Zeit und Gelegenheit haben sollte, die Unordnungen und den Schaden, den ich andern gethan, zu ersetzen. Meine Freunde würden betrübter seyn müssen, wenn ich gestorben wäre am Gift des Grams der Verzweifelung. Meine Gesundheit und mein Leben, ich wiederhole es, ist ein Wunder und ein Zeichen zugleich, daß Gott nicht an meiner Besserung, noch an meiner künftigen Brauchbarkeit zu seinem Dienst verzweifelt hat. Mein Sohn! gieb mir dein Herz! — — Da ist es, mein Gott! Du hast es verlangt, so blind, hart, felsig, verkehrt, verstockt es war. Reinige es, schaffe es neu, und laß es die Werkstatt deines guten Geistes seyn. Es hat mich so oft getäuscht, als es in meiner Hand war, daß ich selbiges nicht mehr für meines anerkennen will. Es ist ein Leviathan, den du allein zähmen kannst — — durch deine Einwohnung wird es Ruhe, Trost und Seligkeit genießen.

Ich schließe mit einem Beweise meiner eignen Erfahrung, in einem herzlichen und aufrichtigen Dank Gottes für sein seligmachendes Wort, das ich geprüft gefunden, als das einzige Licht, nicht nur zu Gott zu kommen, sondern auch uns selbst zu kennen: als das theuerste Geschenk der göttlichen Gnade, das die ganze Natur und alle ihre Schätze so weit übertrifft, als unser unsterblicher Geist den Leim des Fleisches und Blutes; als die erstaunlichste und verehrungswürdigste Offenbarung der tiefsten, erhabensten, wunderbarsten Geheimnisse der Gottheit, im Himmel auf der Erde und in der Hölle von Gottes Natur, Eigenschaften, großem überschwenglichem Willen, hauptsächlich gegen uns elende Menschen, voll der wichtigsten Entdeckungen durch den Lauf aller Zeiten bis in die Ewigkeit; als das einzige Brodt und

Manna unsrer Seelen, dessen ein Christ weniger entbehren kann, als der irdische Mensch seiner täglichen Nothdurft und Unterhalts — — ja ich bekenne, daß dieses Wort Gottes eben so große Wunder an der Seele eines frommen Christen, er mag einfältig oder gelehrt seyn, thut, als diejenigen, die in demselben erzählt werden; daß also der Verstand dieses Buchs und der Glaube an den Inhalt desselben durch nichts anders zu erreichen ist, als durch denselben Geist, der die Verfasser desselben getrieben; daß seine unaussprechlichen Seufzer, die er in unserm Herzen schafft, mit den unausdrücklichen Bildern Einer Natur sind, die in der heiligen Schrift mit einem größern Reichthum als aller Saamen der ganzen Natur und ihrer Reiche, aufgeschüttet sind.

Das zweyte ist das Geständniß meines Herzens und meiner besten Vernunft, daß es ohne Glauben an Jesum Christum unmöglich ist, Gott zu erkennen, was für ein liebreiches, unaussprechlich gütiges und wohlthätiges Wesen er ist, dessen Weisheit, Allmacht, und alle übrige Eigenschaften nur gleichsam Werkzeuge seiner Menschenliebe zu seyn scheinen; daß dieser Vorzug der Menschen, der Insecten der Schöpfung, unter die größten Tiefen der göttlichen Offenbarung gehört: daß Jesus Christus sich nicht nur begnügt ein Mensch, sondern ein armer und der elendeste geworden zu seyn, daß der heilige Geist uns ein Buch für sein Wort ausgegeben, worin er wie ein Alberner und Wahnsinniger, ja wie ein unheiliger und unreiner Geist, unsrer stolzen Vernunft Mährlein, kleine verächtliche Begebenheiten zur Geschichte des Himmels und Gottes gemacht, I. Cor. 1, 25 — — daß dieser Glaube uns alle unsere eigenen Handlungen und die edelsten Früchte der menschlichen Tugend nicht anders als die Risse der feinsten Feder unter einem Vergrößerungsglas entdeckt oder die zarteste Haut unter gleichem Anblick; daß es daher unmöglich ist, ohne Glauben an Gott, den sein Geist wirkt und das Verdienst des einigen Mittlers, uns selbst zu lieben und unsern Nächsten; kurz, man muß ein wahrer Christ seyn, um ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffenes Kind, ein guter Bürger, ein

rechter Patriot, ein guter Unterthan, ja ein guter Herr und Knecht zu seyn; und daß, im strengsten Wortverstand, jedes Gute ohne Gott unmöglich ist, ja daß er der einzige Urheber desselben.

Ich überlasse ihm also alle die Folgen meiner Sünden, da er die Last derselben auf sich genommen. Er wolle meinen Vater trösten, und wie ich ihn gebeten, mir den Gram über meine Leichtsinnigkeit und Vergessung seiner Liebe zu vergeben, so wolle er ihm auch die Früchte dieser Vergebung mittheilen. Ich kann so weit nicht reichen, und vielleicht ist er in Umständen, wo uns der gehorsamste Sohn keine Freude und Hülfe seyn kann — — Gott sey also sein Vater, er lebe als ein Greis mitten unter der Wuth des Krieges, oder als ein verjüngter Engel im Lande des Friedens.

Gott allein wolle meinen lieben Bruder führen und regieren, ihn vor meinen Thorheiten, Ausschweifungen und Verbrechen behüten, und ihn ein nützlich Werkzeug im Hause seines Sohnes, Jesu Christi, machen.

Meine Freunde wolle er weder mit Kummer noch mit Fluch an mich denken lassen. Ihre guten Absichten mit mir mögen von der Güte Gottes öffentlich vergolten werden, damit sie ihr Herz nicht gegen andere durch meinen Mißbrauch ihrer Liebe verschließen mögen. Er wolle sie eben den Reichthum des Geistes und der Gnade empfinden lassen, den mir der Verlust ihrer Wohlthaten erworben.

Liebreicher Gott und Vater deiner Geschöpfe und Erlösten! Dir ist all mein Anliegen bekannt; meine Hülfe kommt allein von dir. Du hast meine Sünde so lange gesehen, und gehört und vergeben. Siehe und höre jetzt gleichfalls und vergieb; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Amen!

Tiede.

Die Jugendjahre.

(Um 1770.)

Ich will jetzt einen Besuch bei meinen Jugendjahren abstatten. Das damalige Spielzeug kostete weniger als das jetzige; die Gespielen waren einfältiger und ärmer, als sie jetzt sind: und dennoch ziehen wir jene diesen weit vor! Angenehme Rücksicht auf die Jugendjahre bleibet, auch im höchsten Alter, ein Gedankenfest.

Sorgen, dieser Wurm, der unsre Reifung zum Tode beschleunigt, schonen der Blüthe des Lebens. Haben wir auch dann und wann kleine Anliegen: ein paar Thränen, die noch nicht sauer zu weinen sind und lachend weggewischt werden; einige Bitten, die nicht so demüthigen als jetzt, beruhigen uns leicht. Liebreiche Einrichtung, daß wir uns in der Jugend um das aufziehende Gewölk nicht bekümmern, und Lust zum Leben behalten, so viel auch unsre Eltern darüber seufzen! Nahrung, Ehre, vorzubauende Krankheiten und andre Centnerlasten hoben wir mit einem Finger und wußten nicht anders, als der uns erschaffen hätte, müsse uns auch erhalten. So wie aber die Kraft, uns selbst zu versorgen, zunimmt: so nimmt der Glaube ab. Und doch ist kindlicher Glaube Pflicht!

Welche Gesundheit des Leibes und Herzens, die sich durch Sprünge und Fröhlichkeit äußerte! Wie gelenkig war der Körper, und in wessen Diensten ist er so träge geworden? Wie leicht schlief ich! wie fest war der Schlaf! wie gewürzt

jede Speise! wie offenherzig, gesprächig und zutraulich! Jetzt bin ich zuweilen böse auf mich: (und ich sollte es öfter seyn!) damals hatte ich keine Ursache dazu. Sähe ich mich jetzt in meinem Flügelkleide hüpfen und reden: ich würde den kleinen Narren lieber gewinnen, als den großen, der sich brüstet und fürchtet, sich mästet und hungert.

Anverwandte, Schulfreunde und treuherzige Nachbarn: wo sind diese gute Menschen! Nun sind Herrn über mir, welche meine blutsaure Arbeiten genau besichtigen, ehe sie kümmerlichen Tagelohn austheilen! Zwar auch als Kind erlitt ich kleine Strafen; aber es war denn doch auch vergessen und vergeben. Jetzt träget man mir einen Fehler nach bis in's Grab. Verläumder, Wuchrer, hämische Schmeichler hätten mich damals zum Lachen bewogen, und nun möchte ich nicht selten über sie weinen. Der Todestag unsrer Eltern ist meistens das Signal für Kummer und Feinde aller Art. Wir verlieren mit ihnen gar zu viel! Wenn wir ihre Liebe verschmähten, ihre Ermahnungen tadelten und ihre Schätze verpraßten: o! das erfordert Thränenopfer, ehe wir dort ihnen eine Art von Rechnung ablegen müssen. Ach! auf dem Schooß der Mutter und an der Hand des Vaters! — so weich setzet uns die Welt nicht wieder; so führet uns kein Freund!

Ich hatte weit aussehende Hoffnungen und befand mich wohl dabei. Jetzt stehen mir Mangel, Alter und Grab vor Augen: und doch muß ich Wohlstands wegen oft freundlich seyn! Die Muskeln des Gesichts, die sich ehmals so leicht zum Lachen verzogen, sind wie verwachsen; und es kostet von Jahr zu Jahr mehrern Aufwand, wenn ich mich von Herzen freuen soll. In Jünglingsjahren scheinet die Welt eine offne Allee; aber bald umschließt uns ein Käfich, der fast keinen andern Ausgang hat als in's Grab. Glückliche Kinder, die so viel Schönes von der Welt erwarten: aber noch glücklichere Alten, die ihrer entbehren können! Im Laufbande ist alles neu, und wir lassen uns mit Kleinigkeiten abfinden: mit

der Krücke | in der Hand ist nichts neu als der Tod, und Schande, wenn wir uns mit etwas kleinerm abfinden lassen, als dem Himmel.

Himmlischer Vater! bis auf diese Anhöhe hast du mir geholfen; und da ein dichter Nebel die noch zu erkletternden Berge verhüllt: so ergreif' ich deine Hand. Dank sey dir für die unschuldigen Freuden meiner Jugend. Ich schließe davon auf den Himmel, wo keine Sünde alt und grämlich macht! Kann ich jetzt gleich so nicht mehr schlafen, als in meiner Kindheit: so kann ich jetzt doch andächtiger beten. Und bald trete ich meine ewige Jugend an!

Nicolai.

Die Klosterschule in Altwirtemberg.

(1798.)

Vor Kurzem lebte in Urach, und lebt vielleicht noch, ein Special,* ein gelehrter Greis und ein Biedermann. Er war ein Schüler des berühmt gewesenen Bilfingers, folglich ein Philosoph, folglich ein Gelehrter. Neben dem Speciale wohnte ein Damastweber, Joseph Gundibert genannt, fleißig, verständig und wohlhabend. Mit ihm — obgleich nur einem Weber — hielt der Special gute Freundschaft; denn es war in dem Alten weder philosophischer noch theologischer Stolz, ja nicht einmal etwas von der stieren Gravität, die sich sonst bey manchen Wirtembergischen Specialen und Prälaten finden soll. Gleichwohl war er jedermann ehrwürdig, weil er sich gegen jedermann liebreich, bescheiden, redlich, uneigennützig und gutthätig bezeugte, nicht polterte, sondern nur ermahnte, weniger mit Worten lehrte als mit seinem Beispiele. Er umfaßte seine Nebenmenschen mit allgemeinem Wohlwollen, und ward in der ganzen Stadt wie ein Vater geehrt. Er tröstete die Kranken, versorgte die Armen, ermunterte die Reichen zur Wohlthätigkeit, schlichtete Mißhelligkeiten, und hielt den Fragenplan, auf welchen sonst die Wirtembergischen Specialsuperintendenten ihr Ansehen hauptsächlich gründen, für ein ungereimtes Stück Priesterherrschaft.

* Noch heutzutage der Volksname des Specialsuperintendenten oder Dekan's in Wirtemberg.

Da das Haus des Webers mit einem jungen Sohne vermehret ward, und der Vater ungewiß war, welchen Namen ihm zu geben, taufte ihn der Special: Sempronius; „denn," sagte er, „das römische Volk hat einen Sempron den Weisen genannt, und der Junge sieht so klug aus, daß ich hoffe, er wird auch weise werden." — — —

Indeß ging Sempronchen alle Sonntage Nachmittags zum Special, und er faßte von ihm immer mehr die irrige Philosophie, Andere vollkommener zu machen, worüber der Alte eine so große empirische Freude hatte, daß er dem Vater ernstlich anlag, seinen fähigen Jungen studiren zu lassen; um die Weissagung bey der Taufe wahr zu machen. Der Special hatte den Jungen von der ersten Jugend an spielend Latein gelehrt, er sprach nichts anders als Latein mit ihm. Wie sollte so viel schönes Latein verloren gehen, dachte der Vater und sah schon seinen Sohn predigen; denn der Special versprach den Jungen in eine der herrlichen Wirtembergischen Klosterschulen zu bringen, wo man kleine Jungen zu Predigern auffüttert, wie Küchlein im Hünerkorbe zu Poularden. Die Mutter hatte zwar viel dawider einzuwenden und meinte, der schöne Damast, welchen der Junge schon zu weben anfing, wäre besser als das schönste Latein; aber sie ward von Zweyen überstimmt, und der Special sagte seinem Sempronchen so viel vor, daß er nun die Philosophie recht aus dem Grunde lernen würde, und wie glücklich die Philosophie mache, besonders die lateinische. Nun fiel der Knabe voll heteronomischer Neigung zum Glücke, seiner Mutter um den Hals. Wie konnte eine Mutter dem Glücke ihres einzigen Sohnes widerstreben! Der Special nahm seinen Zögling selbst mit sich nach Stuttgard. Dieser ward im Latein, der kategorischen Bedingung zum wirtembergischen Klosterschüler, fest genug befunden, er kehrte nach Hause zurück. Die Mutter packte das Beste für ihn zusammen, und sagte schluchzend beym Abschiede: „Mein lieber Sohn! Bleib fromm, fleißig und gehorsam;" der Vater drückte ihn segnend an seine Brust; der

gute Special legte die Hand auf sein Haupt und sagte: „Mein Sohn! sey weise; denn nun reisest du zur ersten Quelle der Weisheit.“ Semprönchen küßte die Hand des Greises, weinte in des Vaters und der Mutter Armen, aber sein Herz hüpfte ihm über die schöne Weisheit, die er im Kloster Blaubeuren finden würde. —

Semprönchen kam im Julius in Blaubeuren an, ward sogleich in ein warmes schwarzes Kleid gekleidet, und übers grobe schwarze Kleid ward ihm eine grobe schwarze Kutte gehängt, welches die erste Probe der Weisheit der Obern war. Er mußte Morgens und Abends lateinische Horas singen, bey Tische Arnds Paradiesgärtlein vorlesen, und vorher und nachher einen langen lateinischen Mönchsgesang anstimmen; an hohen Festtagen ward auch wohl sogar griechisch gebetet; seine Zelle war eng und feucht; in der Schule mußte er exponiren, analysiren, Phrases ausziehen, aus Kaldenbachs hundertjährigem Kompendium die Rhetorica lernen, ob er gleich nicht reden durfte, er mußte griechische Verse machen ehe er Griechisch verstand, und aus Schellenbauers Logik mit großer Angst Syllogismen drechseln lernen; und die Präzeptoren waren so hager und so steif und so grämlich gravitätisch, und die Klostermauern waren so dick, die Kutten so heiß, die Zellen so kalt, und die Aussicht auf finstern Wald und kahle Felsen so öde; und doch wäre er gern nach Fels und Wald gelaufen, aber die Klosterthüren waren so fest. Potz Weisheit und kein Ende, dachte Semprönchen, und wie sieht die Weisheit so schwarz, so heiß, so feucht, so dunkel und so langweilig aus!

Indeß trieb er sich in der feuchten Klosterweisheit und in Mönchsgesängen und Kutten an drei Jahre herum, und hatte schon ganz feine lateinische Exercitien und griechische Verse gemacht, als sein Vater starb. Seine Mutter konnte das Handwerk allein nicht treiben, Sempron liebte seine Mutter, und war der dunkeln Klostermauern und des Horassingens herzlich überdrüssig. Er entschloß sich also kurz, nach Urach

zum Leinweben zurückzukehren. Hierin ward er noch mehr bestätigt, als er einmal aus der Klausur getreten war, und einige Leinweber in Blaubeuren besucht hatte. Da dünkte ihn wieder Menschen zu sehen; denn er fand, was die machten, sey viel gescheuter und nützlicher als was er seit drey Jahren gethan hatte. Die Präceptoren und die Klosterschüler staunten voll Verachtung den dummen Jungen an, der das Leinweben der hohen Klosterweisheit vorzog, wodurch man Vikar und Prälat werden kann. Er dachte aber: leset ihr meinetwegen das Paradiesgärtlein auf hebräisch, und bleibt bey eurem Kaldenbach und Schellenbauer; ich werfe die Kutte und die Rhetorik ab. Ich will nicht mehr lateinische Mönchsgebete plärren, sondern zu meiner lieben Mutter und zu meinem lieben Special zurück.

Wieland.

I. Demokrits Strafpredigt.

(1774.)

Es ist ordentlicher Weise eine gefährliche Sache, mehr Verstand zu haben als seine Mitbürger. Sokrates mußt' es mit dem Leben bezahlen; und wenn Aristoteles noch mit heiler Haut davon kam, als ihn der Oberpriester Eurymedon zu Athen der Ketzerey anklagte, so kam es blos daher, weil er sich in Zeiten aus dem Staube machte. Ich will den Athenern keine Gelegenheit geben, sagte er, sich zum zweiten Mahle an der Filosofie zu versündigen.

Die Abderiten waren bei allen ihren menschlichen Schwachheiten wenigstens keine sehr bösartigen Leute. Unter ihnen hätte Sokrates so alt werden können als Homers Nestor. Sie hätten ihn für eine wunderliche Art von Narren gehalten, und sich über eine vermeintliche Thorheit lustig gemacht; aber die Sache bis zum Giftbecher zu treiben, war nicht in ihrem Charakter. Demokrit ging so scharf mit ihnen zu Werke, daß ein weniger jovialisches Volk die Geduld dabei verloren hätte. Gleichwohl bestand alle Rache, die sie an ihm nahmen, darin, daß sie (unbekümmert mit welchem Grunde) eben so übel von ihm sprachen als er von ihnen, alles tadelten was er unternahm, alles lächerlich fanden was er sagte, und von allem, was er ihnen rieth, gerade das Gegentheil thaten. „Man muß dem Filosofen durch den Sinn fahren," sagten sie; „man muß ihm nicht weiß machen, daß er alles besser wisse als wir." — Und, dieser weisen Maxime zu Folge, begannen die guten Leute eine Thorheit über die

andre, und glaubten Wunder, wie viel sie dabei gewonnen hätten, wenn es ihn verdröße. Aber hierin verfehlten sie ihres Zweckes gänzlich. Denn Demokrit lachte dazu, und ward aller ihrer Neckereien wegen nicht einen Augenblick früher grau. — „O die Abderiten, die Abderiten!“ rief er zuweilen; „da haben sie sich wieder selbst eine Ohrfeige gegeben, in Hoffnung, daß es mir weh thun werde!“

Aber (sagten die Abderiten) kann man auch mit einem Menschen schlimmer daran seyn? Ueber alles in der Welt ist er andrer Meinung als wir. An allem, was uns gefällt, hat er etwas auszusetzen. Es ist doch sehr unangenehm, sich immer widersprechen zu lassen!

„Aber wenn ihr nun immer Unrecht habt? antwortete Demokrit. — Und laßt doch einmal sehen, wie es anders seyn könnte! — Alle eure Begriffe habt ihr eurer Amme zu danken; über alles denkt ihr noch eben so, wie ihr als Kinder davon dachtet. Eure Körper sind gewachsen, und eure Seelen liegen noch in der Wiege. Wie viele sind wohl unter euch, die sich die Mühe gegeben haben, den Grund zu erforschen, warum sie etwas wahr oder gut oder schön nennen? Gleich den Unmündigen und Säuglingen ist euch alles gut und schön, was eure Sinne kitzelt, was Euch gefällt. Und auf was für kleinfügige, oft gar nicht zur Sache gehörende Ursachen und Umstände kommt es an, ob euch etwas gefallen soll oder nicht! Wie verlegen würdet ihr oft seyn, wenn ihr sagen solltet, warum ihr dies liebt und jenes hasset! Grillen, Launen, Eigensinn, Gewohnheit, euch von andern Leuten gängeln zu lassen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören, und was sie euch vorgepfiffen haben, nachzupfeifen, — sind die Triebfedern, die bei euch die Stelle der Vernunft ersetzen. Soll ich euch sagen, woran der Fehler liegt? Ihr habt euch einen falschen Begriff von Freiheit in den Kopf gesetzt. Eure Kinder von drei oder vier Jahren haben freilich den nämlichen Begriff davon; aber dies macht ihn nicht richtiger. Wir sind ein freyes Volk, sagt ihr; und nun glaubt ihr, die Vernunft habe euch nichts einzu-

reden. „Warum sollten wir nicht denken dürfen, wie es uns beliebt? lieben und hassen wie es uns beliebt? bewundern oder verachten, was uns beliebt? Wer hat ein Recht uns zur Rede zu stellen, oder unsern Geschmack und unsere Neigungen vor seinen Richterstuhl zu fordern?“ — Nun denn, meine lieben Abderiten, so denkt und faselt, liebt und haßt, bewundert und verachtet, wie, wenn und was euch beliebt! Begeht Thorheiten so oft und so viel euch beliebt! Macht euch lächerlich wie es euch beliebt! Wem liegt am Ende was daran? So lang' es nur Kleinigkeiten, Puppen und Steckenpferde betrifft, wär' es unbillig, euch im Besitze des Rechtes, eure Puppe und euer Steckenpferd nach Belieben zu putzen, und zu reiten, stören zu wollen. Gesetzt auch, eure Puppe wäre häßlich, und das, was ihr euer Steckenpferd nennt, sähe von vorn und von hinten einem Oechslein oder Eselein ähnlich: was thut das? Wenn eure Thorheiten euch glücklich und Niemand unglücklich machen, was geht es andere Leute an, daß es Thorheiten sind? Warum sollte nicht der hochweise Rath von Abdera, in feierlicher Procession, einer hinter dem andern, vom Rathhause bis zum Tempel der Latona — Burzelbäume machen dürfen, wenn es dem Rath und dem Volke von Abdera so gefällig wäre? Warum solltet ihr euer bestes Gebäude nicht in einem Winkel, und eure schöne kleine Venus nicht auf einen Obelisk setzen dürfen? — Aber, meine lieben Landsleute, nicht alle eure Thorheiten sind so unschuldig wie diese; und wenn ich sehe, daß ihr euch durch eure Grillen und Aufwallungen Schaden thut, so müßt' ich euer Freund nicht seyn, wenn ich still dazu schweigen könnte. Zum Beispiel, euer Frosch- und Mäusekrieg mit den Lemniern, der unnöthigste und unbesonnenste, der jemals angefangen wurde, um einer Tänzerin willen! — Es fiel in die Augen, daß ihr damals unter dem unmittelbaren Einfluß eures bösen Dämons waret, da ihr ihn beschlosset; alles half nichts, was man euch dagegen vorstellte. Die Lemnier sollten gezüchtigt werden, hieß es; und, wie ihr Leute von lebhafter Einbildung seyd, so schien

euch nichts leichter, als euch von ihrer ganzen Insel Meister zu machen. Denn die Schwierigkeiten einer Sache pflegt ihr nie eher in Erwägung zu nehmen, als bis euch eure Nase daran erinnert. Doch dies alles möchte noch hingegangen seyn, wenn ihr nur wenigstens die Ausführung eurer Entwürfe einem tüchtigen Mann aufgetragen hättet. Aber den jungen Afron zum Feldherrn zu machen, ohne daß sich irgend ein möglicher Grund davon erdenken ließ, als weil eure Weiber fanden, daß er in seiner prächtigen neuen Rüstung so schön wie ein Paris sey; und — über dem Vergnügen, einen großen feuerfarbenen Federbusch auf seinem hirnlosen Kopfe nicken zu sehen — zu vergessen, daß es nicht um ein Lustgefecht zu thun war: dieß, läugnets nur nicht, dieß war ein Abderitenstreich! Und nun da ihr ihn mit dem Verlust eurer Ehre, eurer Galeren und eurer besten Mannschaft bezahlt habt, was hilft es euch, daß die Athener, die ihr euch in ihren Thorheiten zum Muster genommen habt, eben so sinnreiche Streiche, und zuweilen mit eben so glücklichem Ausgang zu spielen pflegen?“

In diesem Tone sprach Demokrit mit den Abderiten, so oft sie ihm Gelegenheit dazu gaben; aber, wiewohl dieß sehr oft geschah, so konnten sie sich doch unmöglich gewöhnen, diesen Ton angenehm zu finden. „So geht es, sagten sie, wenn man naseweisen Jünglingen erlaubt, in der weiten Welt herum zu reisen, und sich ihres Vaterlandes schämen zu lernen, und nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem Kopfe voll ausländischer Begriffe als Kosmopoliten zurück zu kommen, die alles besser wissen als ihre Großväter, und alles anderswo besser gesehen haben als zu Hause. Die alten Aegypter, die niemand reisen ließen, eh' er wenigstens funfzig Jahre auf dem Rücken hatte, waren weise Leute!“

Und eilends gingen die Abderiten hin, und machten ein Gesetz: daß kein Abderitensohn hinfort weiter als bis an den Korinthischen Isthmus, länger als ein Jahr, und anders als unter der Aufsicht eines bejahrten Hofmeisters von altabderitischer

Abkunft, Denkart und Sitte, sollte reisen dürfen. „Junge Leute müssen zwar die Welt sehen, sagte das Dekret: aber eben darum sollen sie sich an jedem Orte nicht länger aufhalten, als bis sie alles, was mit Augen da zu sehen ist, gesehen haben. Besonders soll der Hofmeister genau bemerken, was für Gasthöfe sie angetroffen, wie sie gegessen, und wie viel sie bezahlen müssen; damit ihre Mitbürger sich in der Folge diese ersprießlichen Geheimnachrichten zu Nutze machen können. Ferner soll, (wie das Dekret weiter sagt) zu Ersparung der Unkosten eines allzulangen Aufenthalts an einem Orte, der Hofmeister dahin sehen, daß der junge Abderit in keine unnöthige Bekanntschaften verwickelt werde. Der Wirth oder der Hausknecht, als an dem Orte einheimische und unbefangene Personen, können ihm am besten sagen, was da merkwürdiges zu sehen ist, wie die dasigen Gelehrten und Künstler heißen, wo sie wohnen, und um welche Zeit sie zu sprechen sind: dies bemerkt sich der Hofmeister in sein Tagebuch; und dann läßt sich in zwei oder drei Tagen, wenn man die Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenschein nehmen.“

II. Was ist Wahrheit?

(Zwischen 1780 und 1790.)

Diese Frage ist dadurch, daß sie schon so mannigmal durch den Mund eines Pilatus ging, nichts desto schlechter geworden. Wessen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieser Frage überrascht wird? Schon tausend- und zehntausendmal entschieden, wird sie immer wieder als ein Räthsel aufgeworfen werden, und in zehntausendmal tausend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber so gewiß dieß auch ist, wehe denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unsers Gesichtes dadurch zu helfen, daß sie uns vollends blind machen! Das Wahrste von

allem, was jemals wahr genannt wurde, ist: daß mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern und Traumgebilden, wovon wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade so viel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eigenen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit ist, wie alles Gute, etwas verhältnißmäßiges. Es kann vieles für die menschliche Gattung wahr seyn, was es für höhere oder niedrigere Wesen nicht ist; und ebenso kann etwas von dem einen Menschen mit innigster Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein anderer mit gleich starker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinstimmung eines Gefühls oder einer Vorstellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen: und dieser kann eben sowohl bei der wahresten Vorstellung fehlen, als bei der täuschendsten zugegen seyn. Geschiehet nicht öfters was jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unserer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unserer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine charakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen was möglich oder unmöglich ist: Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen: bei diesen ist Mißtrauen eine der bitteren Früchte des Lebens, und macht sie eben so geneigt, an allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von jeher die

subtilsten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume, waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraussehende, immer räsonnierende Vernunft, was von jeher am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unsers armen Erdenlebens, zu untergraben, und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daß Sophisten und Witzlinge von jeher ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben: aber da der Mensch nun einmal diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernst bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden räsonniert: und dennoch haben unläugbar alle Menschen etwas, das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewußtseyn dessen was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dies unläugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sey eine Zauberin, die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren; beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte: so bliebe nichts übrig, als ihn stehendes Fußes ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eigenes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen

läßt, ja was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich dessen innigst bewußt ist, das er gefühlt hat. Das Einzige, wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eigenen Gefühls, oder, was eben dasselbe ist, an sich selbst und seinem eignen Daseyn zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der Arabischen Erzählungen, die Herr Galland le Dormeur éveillé betitelt) der Kalife Haron Alraschid den armen Kaufmann Abu-Hassan durch einen Betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weise, die Folge hatte, daß Abu-Hassan darüber in Raserei verfiel, und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird? wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu seyn, für Empfindung hält, was bloße Einbildung ist? wo er einen Gegenstand in dem verfälschenden Lichte der Leidenschaft oder des Vorurtheils sieht? u. s. w.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und eben so häufig geschieht es, daß von zweien, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, beide betrogen werden; daß, während der eine Jupiter ist und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der andere uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundfeste des allgemeinen Menschensinnes; und der Glaube, den ein jeder an sein eignes Gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz von Ursachen, die ich nicht kenne, getäuscht werden: aber so lange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Filosofen, die mir a priori beweisen wollten, ich träume oder rase.

Freilich ist es verdächtig, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt, oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten Leute in der Welt wider sich hat; oder wenn er in sehr zusammengesetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von scharfer Zergliederung, und von richtiger Zusammenstellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge andrer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn jemand in Sachen dieser Art dem Wege der scharfen Untersuchung ausweicht, und immer nur auf Sein Gefühl oder Unser Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten: wer soll zwischen seiner Empfindung und der unsrigen, oder zwischen unsrer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter seyn? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amfiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metafysischen und ästhetischen Dingen, das ist, in Sachen wo das meiste auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das billigste, einen jeden im Besitz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, so lange er andere in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in seines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das andere an? Aber freylich, sobald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landstraßen herum reitet, und alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar daß sie allein schön, und jedes andere Gesicht ein Meerkatzengesicht ist, — das ist etwas sehr unangenehmes für Leute, die keine Lust haben, sich zu balgen; und wiewohl die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen; so mögen sie sichs doch

selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Mauleseltreiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten, und genießt ihrer, wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sey. Und so bald ihrer zwei sich über ihren ausschließenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Ariost: während die tapfern Männer sich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beide.

Ist dies Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein andres, das eben so gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier noch da — Sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen, und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen, und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte: jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, keiner die nämlichen —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat, oder gesehen zu haben glaubt: und ja nicht böse darüber werden, wenn sichs von ungefähr entdeckt,

daß wir falsch gesehen oder gehört, oder gar eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsere Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen, und andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sitzend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich gibt. — Bescheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre, wie Nestor, und so weise wie sieben mal sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger von den Dingen begreift je mehr man davon weiß: daß gegen eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehn tausend in Dämmerung, und zehn mal zehn tausend im Dunkeln vor uns liegen; und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen, und in ihrem Lichte dieß ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dies nämliche Planetensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammen laufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung,

eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie Der, in dem sie lebt und webt und ist: beim Himmel! ich denke das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben; und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Ton vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baaren Skepticismus halten müßte.

Musäus.

Veit und Rübezahl.

(Um 1784.)

Einem Bauer in der Amtspflege Reichenberg hatte ein böser Nachbar sein Haab und Gut abgerechtet, und nachdem sich die Justiz seiner letzten Kuh bemächtiget hatte, blieb ihm nichts übrig als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder, davon er gern den Gerichten die Hälfte für sein letztes Stückchen Vieh verpfändet hätte. Zwar gehörten ihm noch ein Paar rüstige gesunde Arme zu, aber sie waren nicht hinreichend, sich und die Seinigen davon zu nähren. Es schnitt ihm durchs Herz, wenn die jungen Raben nach Brod schrieen, und er nichts hatte, ihren quälenden Hunger zu stillen. Mit hundert Thalern, sprach er zu dem kummervollen Weibe, wär uns geholfen, unsern zerfallenen Haushalt wieder anzurichten, und fern von dem streitsüchtigen Nachbar ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du hast reiche Vettern jenseit des Gebirges, ich will hin und ihnen unsere Noth klagen; vielleicht daß sich einer erbarmet, und aus gutem Herzen von seinem Ueberfluß uns auf Zinsen leiht, so viel wir bedürfen.

Das niedergedrückte Weib willigte mit schwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in diesen Vorschlag, weil sie keinen bessern wußte. Der Mann aber gürtete frühe seine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, sprach er ihnen Trost ein; weinet nicht! Mein Herz sagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden, der uns förderlicher seyn wird als die

vierzehn Nothhelfer, zu welchen ich so oft vergeblich gewallfahrtet bin. Hierauf steckt er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Tasche und gieng davon. Müd und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelangt er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollte ihn kennen, keiner wollte ihn herbergen. Mit heißen Thränen klagt er ihnen sein Elend; aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprüchwörtern. Einer sprach: junges Blut, spar dein Gut, der andere: Hoffahrt kommt vor dem Fall, der dritte: wie du's treibst, so gehts, der vierte: jeder ist seines Glücks Schmied. So höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faullenzer, und endlich stießen sie ihn gar zur Thür hinaus. Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Vetter zu der reichen Sippschaft seines Weibes nicht versehen; stumm und traurig schlich er von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuschober im Felde übernachten. Hier erwartete er schlaflos des zögernden Tages, um sich auf den Heimweg zu begeben.

Da er nun wieder ins Gebirge kam, übernahm ihn Harm und Bekümmerniß so sehr, daß er der Verzweiflung nahe war. Zwei Tage Arbeitslohn verloren, dachte er bei sich selber, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Trost, ohne Hoffnung! wenn du nun heimkehrest, und die sechs armen Würmer dir entgegen schmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labsal zu begehren, und du für einen Bissen Brod ihnen einen Stein bieten mußt, Vaterherz! Vaterherz! wie kannst du's tragen! Brich entzwei, armes Herz, eh du diesen Jammer fühlest! Hierauf warf er sich unter einen Schlehenbusch, seinen schwermüthigen Gedanken weiter nachzuhangen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anstrengt, ein Rettungsmittel auszukundschaften, jede Hirnfaser auf- und niederläuft, alle Winkel der Phantasie

durchspähet, Schutz oder Frist für den hereinbrechenden Untergang zu suchen; gleich einem Bootsmanne, der sein Schiff sinken sieht, schnell die Strickleiter hinaufrennt, sich in den Mastkorb zu bergen, oder wenn er unterm Verdeck ist, aus der Luke springt, in der Hoffnung, ein Bret oder eine ledige Tonne zu erhaschen, um sich über Wasser zu halten: so verfiel unter tausend nichtigen Anschlägen und Einfällen der trostlose Veit auf den Gedanken, sich an den Geist des Gebirges in seinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geschichten von ihm gehöret, wie er zuweilen die Reisenden getrillt und gehudelt, ihnen manchen Tort und Dampf angethan, doch auch mit unter Gutes erwiesen habe. Es war ihm wohl bekannt, daß er sich bei seinem Spottnamen nicht ungestraft rufen lasse, dennoch wußte er ihm auf keine andere Weise beizukommen: also wagt ers auf eine Prügelei, und rief so sehr er konnte: Rübezahl! Rübezahl!

Auf diesen Ruf erschien alsbald eine Gestalt gleich einem rußigen Köhler mit einem fuchsrothen Barte, der bis an den Gürtel reichte, feurigen stieren Augen, und mit einer Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erschlagen. Mit Gunst, Herr Rübezahl, sprach Veit ganz unerschrocken, verzeiht, wenn ich euch nicht recht titulire, hört mich nur an, dann thut was euch gefällt. Diese dreiste Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Muthwillen noch Vorwitz deutete, besänftigten den Zorn des Geistes in etwas: Erdenwurm, sprach er, was treibt dich, mich zu beunruhigen? Weißt du auch, daß du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen mußt? Herr, antwortete Veit, die Noth treibt mich zu euch, hab eine Bitte, die ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr sollt mir hundert Thaler leihen, ich zahl sie euch mit landüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin! Thor, sprach der Geist, bin ich ein Wucherer oder Jude, der auf Zinsen leiht? Geh hin zu deinen Menschenbrüdern und borge da, soviel dir

Noth thut, mich aber laß in Ruh. Ach! erwiederte Veit, mit der Menschenbrüderschaft ists aus! Auf mein und dein gilt keine Brüderschaft. Hierauf erzählt er ihm seine Geschichte nach der Länge, und schilderte ihm sein drückendes Elend so rührend, daß ihm der Gnom seine Bitte nicht versagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, so schien doch dem Geist das Unterfangen, von ihm ein Kapital zu leihen, so neu und sonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. Komm, folge mir, sprach er, und führt' ihn darauf waldeinwärts, in ein abgelegenes Thal zu einem schrofen Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte.

Nachdem sich Veit nebst seinem Begleiter mit Mühe durchs Gesträuche gearbeitet hatte, gelangten sie zum Eingang einer finstern Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zu Muthe, da er so im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und seine Haare sträubten sich empor. Rübezahl hat schon manchen betrogen, dacht er, wer weiß was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächsten Schritt hinabstürze; dabei hörte er ein fürchterliches Brausen als eines Tagewassers, das sich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortschritt, jemehr engten ihm Furcht und Grausen das Herz ein. Doch bald sah er zu seinem Trost in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das Berggewölbe erweiterte sich zu einem geräumigen Saale, das Flämmchen brannte hell, und schwebte als ein Hangleuchter in der Mitte der Felsenhalle. Auf dem Pflaster derselben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eitel harten Thalern bis an den Rand gefüllt. Da Veit den Geldschatz erblickte, schwand alle seine Furcht dahin und das Herz hüpft' ihm vor Freuden. Nimm, sprach der Geist, was du bedarfst, es sey wenig oder viel, nur stelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig bist. Der Debitor bejahete das, und zählte sich gewissenhaft die

hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geist schien auf das Zahlungsgeschäft gar nicht zu achten, drehete sich weg und suchte indeß seine Schreibmaterialien hervor. Veit schrieb den Schuldbrief so bündig als ihm möglich war; der Gnom schloß solchen in einen eisernen Schatzkasten und sagte zum Valet: zieh hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitsamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner bist, und merke dir den Eingang in das Thal und diese Felsenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verflossen ist, zahlst du mir Kapital und Zins zurück; ich bin ein strenger Gläubiger, hältst du nicht ein, so fordr' ich es mit Ungestüm. Der ehrliche Veit versprach auf den Tag gute Bezahlung zu leisten, versprachs mit seiner biedern Hand, doch ohne Schwur; verpfändete nicht seine Seel und Seligkeit, wie lose Bezahler zu thun pflegen, und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm so mächtig auf Seel und Leib, daß ihm nicht anders zu Muthe war, da er das Tageslicht wieder erblickte, als ob er Balsam des Lebens in der Felsenkluft eingesogen habe. Freudig und gestärkt an allen Gliedern schritt er nun seiner Wohnung zu, und trat in die elende Hütte, indem sich der Tag zu neigen begann. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, schrieen sie ihm einmüthig entgegen: Brod, Vater! einen Bissen Brod! hast uns lange darben lassen. Das abgehärmte Weib saß in einem Winkel und weinte, fürchtete nach der Denkungsart der Kleinmüthigen das schlimmste, und vermuthete, daß der Ankömmling eine traurige Litaney anstimmen werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand, hieß ihr Feuer anschüren auf dem Heerde; denn er trug Grütze und Hirsen aus Reichenberg im Zwerchsack, davon die Hausmutter einen steifen Brei kochen mußte, daß der Löffel drinnen stand. Nachher gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg seines Geschäftes. Deine Vettern, sprach er, sind gar

rechtliche Leute, sie haben mir nicht meine Armuth vorgerückt, haben mich nicht verkannt, oder mich schimpflich vor der Thür abgewiesen; sondern mich freundlich beherbergt, Herz und Hand mir eröffnet, und hundert baare Thaler vorschußweise auf den Tisch gezählt. Da fiel dem guten Weib ein schwerer Stein vom Herzen, der sie lange gedrückt hatte. Wären wir, sagte sie, eher vor die rechte Schmiede gegangen, so hätten wir uns manchen Kummer ersparen können. Hierauf rühmte sie ihre Freundschaft, zu der sie sich vorher so wenig Gutes versehen hatte, und that recht stolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach so vielen Drangsalen gern die Freude, die ihrer Eitelkeit so schmeichelhaft war. Da sie indessen nicht aufhörte, von den reichen Vettern zu kosen, und das viele Tage so antrieb, wurde Veit des Lobposaunens der Geizdrachen satt und müde, und sprach zum Weibe: als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du, was mir der Meister Schmied für eine weise Lehre gab? Sie sprach: welche? Jeder, sagt' er, sey seines Glückes Schmied, und man müsse das Eisen schmieden, weils heiß sey; drum laß uns nun die Hände rühren und unserm Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschuß nebst den Zinsen abzahlen können, und aller Schuld quitt und ledig seyn. Drauf kauft' er einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe; es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Heckthaler drunter wäre. Veit säete und erntete, wurde schon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und sein Seckel vermochte noch immer ein kleines Kapital zu Erweiterung seines Eigenthums. Im dritten Sommer hatt' er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Wucher brachte; kurz, er war ein Mann, dem alles was er that, zu gutem Glück gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran, und Veit hatte soviel erübriget, daß er ohne Beschwerde seine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte und auf den bestimmten Tag war er

früh auf, weckte das Weib und alle seine Kinder, hieß sie sich waschen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die scharlachenen Mieder und Brusttücher, die sie noch nicht auf den Leib gebracht hatten. Er selbst holte seinen Gottestischrock herbei und rief zum Fenster hinaus: Hanns, spann an! Mann was hast du vor? fragte die Frau, es ist heute weder Feiertag noch ein Kirchweihfest, was macht dich so guten Muthes, daß du uns ein Wohlleben bereitet hast, und wo gedenkest du uns hinzuführen? Er antwortete, ich will mit euch die reichen Vettern jenseit des Gebirges heimsuchen, und dem Gläubiger, der mir durch seinen Vorschub wieder aufgeholfen hat, Schuld und Zins bezahlen, denn heute ist der Zahltag. Das gefiel der Frau wohl, sie putzte sich und die Kinder stattlich heraus, und damit die reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlstande bekämen und sich ihrer nicht schämen dürften, band sie eine Schnur gekrümmter Dukaten um den Hals. Veit rüttelte den schweren Geldsack zusammen, nahm ihn zu sich und da alles in Bereitschaft war, saß er auf mit Frau und Kind. Hanns peitschte die vier Hengste an, und sie trabten muthig über das Blachfeld nach dem Riesengebirge zu.

Vor einem steilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, stieg ab und hieß den andern gleiches thun, dann gebot er dem Knechte: Hanns, fahr gemachsam den Berg hinan, oben bei den drei Linden sollst du unser warten, und ob wir auch verziehen, so laß dichs nicht anfechten, laß die Pferde verschnauben und einsweils grasen, ich weiß hier einen Fußpfad, er ist etwas um, doch lustig zu wandeln! Darauf schlug er sich in Geleitschaft des Weibes und der Kinder waldein durch dicht verwachsenes Gebüsche und spekulirte hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt, ermahnte ihn darum zurückzukehren, und der Landstraße zu folgen. Veit aber hielt plötzlich still, versammelte seine sechs Kinder um sich her und redete also: du wähnst, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundschaft ziehen, dahin steht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern

sind Knauser und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, mich gefoppt, gehöhnet und mit Uebermuth von sich gestoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unsern Wohlstand verdanken, der mir aufs Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand sowohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich her beschieden, Zins und Kapital ihm wieder zu erstatten. Wißt ihr nun, wer unser Schuldherr ist? der Herr vom Berge, Rübezahl genannt! Das Weib entsetzte sich heftig über dieser Rede, schlug ein groß Kreuz vor sich, und die Kinder bebten und gebehrdeten sich ängstlich vor Furcht und Schrecken, daß sie der Vater zu Rübezahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnstuben von ihm gehöret, daß er ein scheußlicher Riese und Menschenfresser sey. Veit erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geist in Gestalt eines Köhlers auf sein Rufen erschienen sey, und was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle, prieß seine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundlichen rothbraunen Backen herabträufelten. Verzieht hier, fuhr er fort, jetzt geh ich in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts: ich werde nicht lange aus seyn, und wenn ichs vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, eurem Wohlthäter treuherzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rußig ist; er thut euch nichts zu Leide, und freut sich seiner guten That und unsers Danks gewiß! seyd nur beherzt, er wird euch goldne Aepfel und Pfeffernüsse austheilen.

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten, und da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstämmten: so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen in den dicht verwachsenen Busch, und gelangte zu dem wohlbekannten Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl ins Gedächtniß gepräget hatte; die

alte halberstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stund noch, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit versucht's auf alle Weise sich den Eingang in den Berg zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen, er sollte, meint' er sich aufthun; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief so laut er nur konnte: Geist des Gebirges, nimm hin was dein ist; doch der Geist ließ sich weder hören noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen mit seinem Seckel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudenvoll entgegen; er war mißmüthig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain, und überlegte was nun zu thun sey. Da kam ihm sein altes Wagestück wieder ein: ich will, sprach er, den Geist bei seinem Ekelnamen rufen; wenns ihn auch verdreußt, mag er mich bläuen und zausen wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß; schrie darauf aus Herzenskraft: Rübezahl! Rübezahl! Das angstvolle Weib bat ihn zu schweigen, wollt' ihm den Mund zuhalten: er ließ sich nicht wehren, und triebs immer ärger. Plötzlich drängte sich jetzt der jüngste Bube an die Mutter an, schrie bänglich, ach der schwarze Mann! Getrost fragte Veit, wo? Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor, und alle Kinder krochen in einen Haufen zusammen, bebten vor Furcht und schrieen jämmerlich. Der Vater blickte hin und sah nichts; es war Täuschung, nur ein leerer Schatten, kurz Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familienkaravane trat nun den Rückweg an, und Vater Veit gieng ganz betrübt und schwermüthig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher und der Wind schüttelte die weit ausgestreckten

Aeste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor sich her, kräuselte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauspiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und nach den Blättern haschten, womit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, auf welches der kleine Geisterseher Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führt es weiter, daß ers nicht erlangen konnte. Drum warf er seinen Hut darnach, ders endlich bedeckte; weils nun ein schöner weißer Bogen war, und der ökonomische Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, so brachte ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein zerrissen und unten stund geschrieben: zu Dank bezahlt.

Wie das Veit innen ward, rührts ihn tief in der Seele, und er rief mit freudigem Entzücken: freue dich, liebes Weib und ihr Kinder allesammt freuet euch; er hat uns gesehen, hat unsern Dank gehöret, unser guter Wohlthäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren. Eltern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau groß Verlangen trug ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen, denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht: so rollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Er pochte diesmal ganz herzhaft an, und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen

Vettern ausgewirthschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davon gegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeine. Veit übernachtete nebst seiner Rollwagengesellschaft bei dem gastfreien Hauswirth, der ihm und seinem Weibe das alles weitläuftiger erzählte, kehrte Tages darauf in seine Heimath und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern, und blieb ein rechtlicher wohlbehaltener Mann sein Lebelang.

Sturz.

England und Georg III.

London den 25. Sept. 1768.

Alle Reisebeobachter sind gewohnt, allgemeine Schlüsse auf einzelne Thatsachen zu gründen; daher rührt das schiefe Urtheil, welches man mit kühnem Leichtsinn über Menschen und Staaten ausspricht. Wer die hiesige Verfassung nicht kennt, und den König, an einem feierlichen Tage, unter seinen Hofämtern erblickt, wie er im glänzenden Haufen, wo er sein Auge hinlenkt, alle Großen niederbeugt, die ihn mit den Zeichen ihrer Würde, mit dem weißen und schwarzen Stab, in dem Kanzler- und Bischofsornat, in schweigender Ehrfurcht umgeben, der glaubt nicht im Lande der Freiheit, sondern an dem Hofe eines morgenländischen Sultans zu seyn.

Wenige Schritte von diesem Schauspiel, in dem Café zu St. James, findet er dann ein öffentliches Blatt, welches über die Regierung mit aufrührerischem Frevel lästert. Lange kann er nicht entscheiden, welche von beiden Erscheinungen ein Traum war: er weiß den Widerspruch nicht zu erklären; endlich glaubt er, mit dem großen Haufen, daß das Hofgepräng nur eine leere Theaterpracht, und die Zeitung der Geist und die Stimme eines zügellosen Volks [sey]. Welche Bosheit, ruft er aus, bringt die gepriesene Freiheit hervor! Wie eingeschränkt ist die Gewalt des Monarchen, der diesen Trotz nicht bändigen kann! Jeder arme Teufel zuckt dann bedeutend die Schultern, und preißt aufrichtig sein Schicksal, daß er nicht König von England ist.

Dennoch ist ein englischer König, sobald er nicht eigenwillig, sondern nach den Gesetzen, regiert, ein mächtiger, und, wenn das Glück auf irgend einem Throne weilt, auch ein glücklicher Herr. Die Verfassung hat seine Würde zuverläßiger gegen alle Gefahren verschanzt, scharfsinniger von den traurigsten Pflichten, von dem Leiden der Herrschaft befreit, als es irgend ein Staatsklügler ausdenken mag. Er kann nur wohlthun, ehren, belohnen, nur vergeben, und nicht strafen; selbst das Richteramt, welches immer den einen Theil beleidigt, ist von dem Thron unabhängig: denn auch im Prozeße gegen die Pairs wird der König, durch den High Steward, allein symbolisch vorgestellt. Er darf seinen Unterhalt nicht durch Kammerkünste aus dem Lande peinigen; was er einnimmt, ist ein freies Geschenk: und wenn sein Volk unter Auflagen seufzet, so haben es seine gewählten Vertreter, nicht der König, dazu verurtheilt. Auch seine Minister sind sicher, unter allem Geheule der Partheien, wenn sie's nur verstehn, im Parlamente der größeren Anzahl zu gefallen. Chesterfield und Pulteney * haben Robert Walpolen viele Jahre lang, Schritt vor Schritt, durch Philippiken im Craftsman ** verfolgt, ohne daß es ihnen gelang, diesen stromkundigen Steuermann des Parlaments zu stürzen.

Jetzt sind unter den namenlosen britischen Aretinen und Volkstribunen dergleichen wichtige Männer nicht mehr; ein Paragraphenschreiber (so nennt man hier einen Zeitungspolitiker), und ein elender Kerl sind meist gleichbedeutende Wörter. Die verwegenste Schrift beweist selten etwas mehr, als daß es einen tollkühnen Dürftigen giebt, der, mit Gefahr am Pranger zu stehen, sein Mittagsessen erschimpft.

Der Catilina *** dieses Landes, der nur an Bosheit, nicht an Einfluß, seinem Vorbilde gleicht, büßt jetzt seine Ritterzüge

* Der nachher Graf von Bath wurde, und die Oppositionsparthey verließ.

** Eine periodische Schrift.

*** Wilkes.

durch ein langes Gefängniß. Sein Leben war eine Reihe von Glücksritterstreichen. *

Wenn ihm die Sänftenträger Beifall zujauchzen, so verachtet ihn der bessere Theil der Nation; und dennoch, als ihn das Gesetz niederwarf, wagte selbst der Pöbel nicht einen Laut; der neue Brutus ward ohne Lärmen, wie ein gemeiner Taschendieb, eingesteckt.

Freilich bessert ihn wohl diese Züchtigung nicht; ihm bleibt allein die verdrießliche Wahl, entweder fortzuempören, oder im Gedränge zu verschwinden. Durch redliche Thaten wird er nicht glänzen; selbst als Schriftsteller ist er nur mittelmäßig; wär' er nicht Staatsverbesserer, Thronerschütterer, so würde er höchstens zum politischen Romanenschreiber, oder zum Kunstrichter, taugen.**

Indessen kränkt der Frevel, welchen die Preßfreiheit schützt, alle Freunde der Ordnung und der bürgerlichen Ruhe, und selbst eifrige Whigs haben strengere Mittel gegen ihren Mißbrauch gewünscht; aber man fürchtet die Hand der Regierung zu waffnen, und so erträgt man das Uebel, weil es aus der Freiheit, dem größten Vorrecht der Menschheit, entspringt, wie hier und da eine schädliche Pflanze aus einem wohlthätigen Boden sproßt. Weder Locke, noch Rousseau, noch Hume, haben je eine Regimentsverfassung erkünstelt, welche frei von Gebrechen und Widersprüchen wäre; alle neigen sich in verschiedenen Zeiten nach Anarchie, oder Knechtschaft hin; oft sind die Mittel giftiger, als

* Ich beziehe mich auf die Thatsachen, die ihm der Pastor Horne in seinem Streite mit ihm vorwarf, und die er nicht ablehnen konnte, auf seine öffentliche Lebensart in Frankreich und Italien, und auf seine Verschwendung in London, welche die Bill of Right's Society bezahlen mußte.

** Er versuchte eine Geschichte von England zu schreiben; aber die ersten Hefte waren so elend, wurden mit einem solchen Hohngelächter aufgenommen, daß er den Einfall klüglich aufgab. Mit einem Fluß von Worten und vieler Insolenz wird man im Partheienzanke berühmt: aber über Schriften, wo dieß Interesse fehlt, urtheilt das kalte Publikum strenger.

die Krankheit: wenn man es zugeben muß, daß Freiheitsliebe bei diesem Volke zur unanständigen Schimpfsucht artet, so dulden die Britten auch wieder, daß man sie, in dringenden Staatsgefahren, wie Negersklaven, zum Dienste preßt.

In den bittersten Schriften dieser Zeit wird jedoch der persönliche Charakter des Königs geschont. Wahre Tugend erzwingt unwillkührliche Ehrfurcht, und schreckt auch die verwegenste Bosheit zurück. Alle Unzufriedene gestehn, daß er seine hohen Pflichten mit warmer eifriger Treue erfüllt. Er hat seinen Tag nach einer strengen Ordnung vertheilt, und verschwendet für sich nicht eine Stunde, welche seinem Volke gehört. Kein Staatskundiger in diesem Lande ist gründlicher, als er, von dem Zustand der Finanzen, der Flotte, der Kriegsmacht unterrichtet. Wer den täglichen Wandel dieser Gegenstände und ihren weiten Umfang kennt, begreift es kaum, daß er auch seine deutschen Staaten mit einer gleich eingreifenden, durchschauenden, alles umfassenden Sorgfalt regiert: und dennoch ist er nur bei seinen Ministern, im Rath, und in St. James König; er erübrigt sich Zeit für den Genuß des häuslichen Glücks. In der Königin Palast ist er Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste, liebevoller Vater und zärtlicher Gatte. Wahre Freuden der Ehe gedeihen selten am Thron: aber selbst in der Hütte würde so ein Paar die Ehrfurcht des Weisen verdienen. Charlotte verherrlicht die Wahl des Monarchen durch ihre sanfte, Herzen gewinnende Gaben. Sie wandelt in einer verdorbenen Zeit, im Gewühle der Hofintriguen und Künste, mit einer Grazie, welche den Weltmann entzückt, und einer Tugend, die den Himmel befriedigt.

Ich habe vor wenig Tagen ihren Palast mit einem lebhaften Vergnügen besehen. Unten wohnt der König, im zweiten Stock die Königin; die obern Zimmer sind einer Büchersammlung gewidmet, welche merkwürdiger durch ihre Wahl, als durch ihre Menge, ist. Hier fehlt der Raum für den Haufen Müßiggänger, welcher sonst in den Schlössern der Könige wimmelt;

außer der königlichen Familie ist nur für unentbehrliche Bediente Platz. Sie glauben in dem räumlichen Hause eines weisen begüterten Privatmanns zu sein; was vielleicht allein den Besitzer verräth, sind die herrlichsten Werke der Kunst, welche man aus allen Schlössern hier versammelt und zum täglichen Genuß aufgestellt hat.

In den Königspalästen hat mich immer der Mißklang zwischen Pracht und Mangel, die wenige Achtung für Einheit im Ganzen beleidigt; vergoldete Gemächer und schlechtes Geräth, überladene Kabinette und öde Säle, neuer und veralteter Zierrath, Verschwendung ohne Bequemlichkeit: alles trägt das Gepräg mannigfaltiger Launen, je nachdem Marschälle, Günstlinge, Hofintendanten ihr kurzes Daseyn verewigen wollten; hier aber athmet durch alles der Geist des Monarchen, vernünftige Wahl und gefällige Ordnung, ein sanfter geläuterter Geschmack.

Ein rechtschaffener Mann, und noch viel mehr ein tugendhafter, rechtschaffener König, ist Gottes erhabenstes, edelstes Werk. Ich werde nie an Georg den Dritten, als mit der reinsten Verehrung, denken; demungeachtet ist es möglich, daß seine menschenfreundliche Regierung für England nicht die glücklichste seyn kann. Großbritannien nähert sich der Epoche, in der sich Rom befand, als Asien geplündert war. Seine Triumphe im letzten Kriege, die Eroberungen in Indien, haben Reichthum und verdorbene Sitten, Ueppigkeit und Hochmuth verbreitet.

Heldenkraft eines Volkes wird durch Widerstand genährt und ermattet jenseits des Zieles. Dieser Staat ist auf dem Punkt der Reife, welcher an das Verwelken gränzt. Eigener Troz und fremder Neid, Ohnmacht und Verachtung aller Gefahren, nehmen in bedenklichen Verhältnissen zu.

Diese periodische Flut und Ebbe, welche alle Staaten fortreißt, hält keines Königs Weisheit auf, weil die Vorsehung keiner Tugend einen Freibrief gegen ihre Rathschlüsse verleiht. Aber auch unter widrigen Schicksalen stralt diese Tugend auf die Folgezeit, und die Geschichte sondert das Verdienst des Monarchen von seinem Glück.

---

v. Thümmel.

I. Ueber Correspondenzen.

(1776.)

Ich muß allemal lächeln, wenn ich unter den Beichten, die sich Busenfreunde, wie wir, in einer geheimen Korrespondenz, nur unter vier Augen abzulegen glauben, die Bitte lese, sie sogleich zu verbrennen. Es ist, als wenn jeder Brief durch diese Formel erst recht feuerfest würde, und für das Ganze, worauf ich gern Alles beziehe, mag es auch recht gut seyn, daß kein Freund hierin den andern ehrlich bedient. Denn wenn noch zehn Alexandrinische Bibliotheken in Rauch aufgingen, es wäre für die wahre Menschenkunde lange kein so großer Schade, als wenn dies Schicksal jenen traulichen Ergießungen des Herzens widerführe, die zu allen Stunden in Postpaketen verschickt werden. Ein wahrheitsliebender Genius scheint über ihre Erhaltung zu wachen, und dadurch das Problem zu lösen, warum die Nachkommen von den Scenen vergangener Jahrhunderte richtiger urtheilen als die Zeitgenossen, die mit ihren Nasen dabei waren. Sie sahen zwar den Erfolg, glaubten sich klug in den Zeitungen zu lesen, und tappten nichts desto weniger im Finstern. Die wahren wirkenden Ursachen der Begebenheiten kann sicher nur erst das darauf folgende Zeitalter entwickeln, das die geheimen Schubfächer der abgetretenen Akteurs ohne Rücksicht auspackt und gegen einander vergleicht. Dann erst sieht man, wie Einer den Andern mit falschen Wechseln und falschen Quittungen betrog; wie dieser und jener große Mann die Marionette seines

Schreibers, der Spott seiner Vertrauten, der Ball seines Weibes, seines Kanzlers oder seiner Buhlerin war, ohne es nur zu ahnen; lächelt über die geringfügigen Mittel, durch die der Regierer der Erde ihr bald Konvulsionen erregt, bald ihren Schlummer bewerkstelligt, und spottet herzlich über die festen Erwartungen eines ewigen Nachruhms, der oft, kaum zwanzig Jahre nachher durch ein glücklich entronnenes Papier verrathen, als eine lächerliche Anmaaßung der großen Männer, die darnach zielten, dokumentirt wird.

II. Toleranz.

(1776.)

Das Studium der Toleranz ist eine der schönsten neuern Erfindungen. Sie verdiente, so gut als die Oekonomie, eine eigene besoldete Lehrstelle. Fände sich einmal einer der Nutritoren unserer Akademien, der Ursache genug hätte, diese Wissenschaft in solch einen besondern Schutz zu nehmen, so wollte ich vorläufig rathen, daß er ihr ja keine andere als die umgekehrte Ordnung unserer sogenannten Brodstudien anwiese. Der erfahrne Lehrer, wenn ja über ein Compendium gelesen seyn muß, lege kein anderes zum Grunde, als ein — nur richtiges — Protokoll seines eigenen Lebens, und ziehe dabei, wo dieses nicht hinlangt, die Beichten zum Rathe, die einige große Männer öffentlich abgelegt haben — einen Petrarch und Lavater, einen Rousseau und Fielding, den heiligen Augustinus und mich. Wäre auch ihren Aussagen nicht immer zu trauen, so wird er es doch bald genug merken, wo der Eine falsch gesehen, der Andere falsch geschlossen — der Eine zu viel, der Andere zu wenig gesagt, der — gelogen, jener — seine Schwachheiten bemäntelt, oder gar mit der Maske der Tugend verlarvt hat. Er weise seine Zuhörer an, über dem Chaos ihrer trotzigen

und verzagten Herzen zu schweben, suche es ihnen geläufig zu machen, ihre eigenen Empfindungen auf alle mögliche menschliche Zufälle zu kalkuliren und sich in das Alter, in die Umstände und in das stürmische Blut Dessen zu versetzen, den ihre ruhige Vernunft zu verdammen eilt. Er lehre den Jüngling, Tagebücher halten, wie das meinige ist, und wenn die Langeweile seines hinschleichenden Lebens ihn bitter und böse gemacht hat, kein anderes Buch fleißiger lesen. Meinetwegen mag er auch, wenn er Herz und Geschick genug dazu hat, es zum Besten der Welt mit allen den moralischen Anmerkungen drucken lassen, die ihm Zeit und Erfahrung behülflich gewesen sind zu sammeln. Es ist freilich nicht die gewöhnliche Art, die Tugend zu predigen, wenn man sich selbst auf den erhabenen Ort des Prangers stellt; aber deßhalb ist es auch nicht die schlimmste. Es gibt der Mittel viel, eine heilsame Arznei allgemeiner zu machen. Jedes Jahrhundert, jeder Quacksalber, jeder Professor hat sein eigenes. Wird denn nicht jetzt selbst das feste Wort des Herrn in einem neuen Modegewande ausgeboten? Warum sollte denn nicht auch ich einen noch wenig besuchten Weg betreten, um durch ein offenes Geständniß meiner Verirrungen jedem andern menschlichen Herzen näher zu kommen?

Ueberhaupt muß der Mann besser rechnen können als ich, der sich zu bestimmen untersteht, ob dieses oder jenes beschriebene Blatt zum Nutzen des Ganzen mehr beitragen werde. Ziehen die Schriftsteller, wie gewöhnlich, nur ihre Eigenliebe darüber zu Rathe, so ist die Frage freilich geschwind genug zur Ehre ihrer Talente entschieden; aber auch hier hängt Alles von der Weisheit jenes unsterblichen, unbekannten und glorreichen Genius ab, der auch den anspruchlosesten Lumpen noch immer gebrauchen kann, einem Bedürfnisse mehr, auf einer solcher Bettlerwelt als die unsrige ist, abzuhelfen.

III. Kerkerleben.

(1776.)

Avignon. Vom siebenten bis achten Januar
— aus meinem Gefängnisse.

Meine freundschaftliche Feder! Heute zum erstenmale von ekeler Schreiberei abgestumpft, die mir meine mißliche Lage abdrang, nehme ich sie jetzt, wie Mendelssohn die seinige, erst in der Ruhe der Nacht mit Vergnügen wieder in die Hand, — nicht, wie er, um über die Unsterblichkeit der Seele zu schreiben, sondern dir in kläglichen Tönen das Mißbehagen meines armen Körpers zu schildern, der gern in die weite Welt möchte, und sich schon zu lange in seinen Bewegungen unnatürlich gehemmt steht. Es gibt einen hübschen Text eine traurige Stunde zu verschwatzen, und ein Gefangener bedarf der Zerstreuung. — Ein Gefangener — welch ein häßliches Wort! Von Jugend auf ist es mir ein Mißlaut gewesen, und du glaubst nicht, wie widrig der Begriff davon immer auf meine Nerven gewirkt hat. Ich gehe bei keinem Kerker vorbei, ohne daß der Gedanke an Fesseln mir in die Beine fährt. Nie habe ich es über das Herz bringen können, selbst den gemeinsten Vogel in einen Käfich zu sperren; denn der Verlust der Freiheit wirkt gewiß mit gleichem Kummer auf alle, es mögen die Federn einem Dompfaffen angehören oder einem Zaunkönig. So mache ich mechanisch schon, und wenn es mich in der tiefsten Betrachtung der Glorie Gottes unterbrechen sollte, dem Hunde die Thüre auf, sobald er daran kratzt; und nichts ist mir auch um deßwillen von jeher lächerlicher und thörichter vorgekommen, als die treuherzige Zumuthung, bei gewissen Gelegenheiten mein eigener Scherge zu werden, um den besten Theil von mir — meine Vernunft — gefangen zu nehmen. Auch bin ich, Gott sey Dank! nie in dem Falle gewesen, worin ich jetzt bin. Denke dir, Eduard, wie empfindlich ich ihn fühlen muß! Schon meine heutige kleine

Erfahrung läßt mich ahnen, was aus mir werden würde, wenn sie so viele Jahre fortdauern sollte, als sie Stunden gedauert hat. Alle guten Kräfte meiner Seele und meines Leibes würden in Lähmung verfallen.

Unbegreiflich, daß es Gemüther gibt, die mit diesem natürlichen Gefühle scherzen, ruhig ihre Zeit verschwelgen, verjagen und in Schauspielen vertändeln können — bei dem Bewußtseyn, daß inzwischen ihre rechtliche Strenge, oder ihr Uebermuth gleich organisirte Maschinen, wie sie sind, in Ketten und Banden hält! — Wehe dem Regenten, der diese Gewalt, die nur eine noch höhere Pflicht als das Mitleid, rechtfertigen kann, leichtsinnigen, unmündigen oder boshaften Händen überläßt, der nicht den Zaum locker hält, den er der Freiheit anlegt, und nicht immer fürchtet, das arme Geschöpf, das unter ihm seufzet, hartmäulig, stättisch, kollerig und unbrauchbar für diese und jene Welt zu entlassen! — der, statt Luftschlösser zu bauen, die seine Nachfolger dem Verfalle Preis geben, nicht lieber seine Baulust zu Verschönerung der Gefängnisse, zur Erweiterung ihrer Höfe, und zur Bepflanzung derselben mit Blumen und Bäumen benutzt, und der den Uebertreter, selbst aller Gesetze, von der Wohlthat der Sonne auszuschließen wagt, die doch der oberste Richter ausspendet, um zu scheinen über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte! — Und was soll ich über euch ausrufen, o ihr, die ihr die Kunst, eures Gleichen zu martern, bis zu dem Grade verfeinert habt, daß ihr nicht allein ihre Körper, nein, auch ihre Seelen einzukerkern versteht, ihren Phantasien alle Nahrung abschneidet, dem Redelustigen keine Antwort, der Neugier keine Zeitungen gönnt, Feder und Tinte verbietet, und dem Abgematteten, nach einem mühseligen Tagewerke, die noch größere Strafe der Unthätigkeit aufbürdet, und ihm zu aller Erholung von seinem Elende nur die nagende Betrachtung desselben übrig läßt?

Der trostreiche Ersatz, den mir jetzt mein Schreibtisch für den Verlust der vorhergegangenen einfältigen Stunden gewährt,

belehrt mich, welche Pein es seyn mag, den Strom seiner Gedanken in sich selbst verrauschen zu hören, ohne ihm einen Ausfluß verschaffen zu können, der an das Herz eines Mitmenschen anschlage. Wie fühle ich nicht jetzt, bester Eduard, selbst in der Entfernung von dir, den Werth deiner Gegenwart! und zu was für einem Kleinod ist mir nicht meine Feder geworden!

Abbt.

Vom Verdienste des Schriftstellers.

Bibel und Erbauungsbücher. (1765.)

Wir haben eine Bibel. Diese braucht mündliche und schriftliche Erklärungen und Wiederholungen: von diesem Punkte gehe ich aus, und setze vier Klassen höchst brauchbarer Schriftsteller an, die ich auch für die obersten erkläre.

Ganz oben an stelle ich die Erbauungsschriften, die mit einer wahren Salbung, das heißt, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinsten Verstand, geschrieben worden. Von solchen Schriften nur kann man mit Recht sagen, daß sie für das Publikum ausgearbeitet seyen; und auch dem Publikum nützen.

Denn was für ein Publikum haben wohl alle witzige Herren und Schriftsteller? Man überrechne es einmal. Setzt zwanzig Millionen Menschen für Deutschland. Die witzigste Schrift unter uns hat kaum achtzig tausend Leser. Also ist ein solches Publikum der 250ste Theil von Deutschland, * und die sogenannten nützlichsten Wochenschriften sind immer 19 Millionen und 920 tausend Deutschen unbekannt. Der Handwerksmann braucht sein Geld zu andern und nöthigern Ausgaben, als daß er jedes Jahr etliche Thaler zu deren Ankauf anwenden könnte.

* Ich nehme eine Auflage von 4000 Exemplaren an, und lasse einem jeden Exemplare 20 Leser zu; theils solche, die es nur gelehnt lesen, theils solche, die es wieder aus der andern Hand kaufen.

Dagegen aber haben sich in seiner Familie einige Schriften heruntergeerbt, oder seine Frau hat sie ihm als einen Theil ihres Brautschatzes mitgebracht. Von dieser Art sind die Schriften eines Arnds, eines Scrivers und andere; indem fast jedes Land seine eigenen Erbauungsbücher hat. Diese Schriften liefet der gemeine Mann; in diesen erbauet er sich. Sie und sein Morgen- und Abendsegenbuch (worüber schon so oft und so unvernünftig gespottet worden) haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligenmalen, die wichtigsten Dienste geleistet... Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröstet sich in trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Aussicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Versprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in seinen Zusagen Wort halten werde. Sein Abendsegen, den er mit seinem ganzen Hause liefet, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er sich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt: so kömmt dadurch eine gewisse Ruhe in seine Leidenschaften; eine gewisse Gelassenheit in sein Thun, wodurch seine Nachbarn und seine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelassenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächst dadurch bei ihm..

Das erbauliche Lied, welches das preußische Heer auf dem Wege, zum Angriff bei Lissa, sang, war zehen Heldengedichte und auch eben so viele Bataillone werth.

So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moralisten sammt und sonders! ihr zierliche witzige Schriftsteller, das thut ihr nicht! Dichter, vom untersten Nachtgedankenschmierer bis zu Youngen und Klopstocken hinauf, das thut ihr nicht! ihr heilige Redner vom schönlallenden Kandidaten bis zu Mosheimen hinauf, das thut ihr nicht! *

* Bourdalone, der größte Prediger seiner Zeit, und vielleicht auch der Zeit nach ihm, schämte sich nicht, dieß zu gestehen. Er

Gesetzt auch daß eure Schriften dem gemeinen Manne verständlich wären: woher soll er zweihundert Thaler nehmen, um sie sich anzuschaffen? woher die Zeit nehmen, um sie zu lesen? Aber sie sind ihm nicht einmal verständlich. Es hat sich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphysik und andern Wissenschaften eingeführt; es haben sich Redensarten aus andern Sprachen in die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnreiche Schriftsteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre zurück; seine Bibel, sein Catechismus, seine alte Bücher, sein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geschicke, noch Muße, noch Geduld hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig ist. Ich habe schon zweimal unsre Bibel genannt. Wenn man sie auch nur aus dem Gesichtspunkte der unter dem großen Haufen gestifteten Erbauung betrachtet: so ist schon das Verdienst ihrer heiligen Verfasser ganz überwiegend. Trost fließt aus ihr für die Bekümmerten, und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleische, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffärtigen zu fällen. Da sie zum Grunde legt, daß kein Ansehen der Person vor Gott gelte; auch nicht der Unterschied der Geistesgaben; so bekommt der Arme Muth, und der Einfältige Dreistigkeit. Wenn der Niedrigste im Volke seine Bibel vor sich hat, das Wort seines Gottes: so ist es ihm, als ob schon der letzte Gerichtstag hereingebrochen wäre. Sein Fürst und sein Beamter stehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne dessen, der erhaben ist über alles Fleisch; der sich der Wittwen annimmt und die Waisen gnädig anblickt; der Könige

sprach einst von einem Fastenprediger und Missionär, dem das Volk zuhörte: „Dieser Mann," sagt er, „ist viel beredter, als ich bin. Seine Predigten machen, daß man das wieder heraus giebt, was man in den meinigen gestohlen hat."

wegschleudert von seinem Angesichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und sie zerstreuet wie verwelkte Rosenblätter. Dieß giebt ihm Geduld, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch schon Gewalt leidet und, indem er zu seinem Gott seufzet, die grausamen Narren muß laut sprechen hören: „es ist kein Gott!"

Der Nutzen unsrer Bibel würde freilich nicht so ausgebreitet seyn, wenn wir sie nicht durch einen wohlfeilen Druck in die Hände des gemeinen Mannes gebracht hätten. Man kann wohl schwerlich die Wichtigkeit und das Verdienstliche der kansteinischen Anstalt am hallischen Waisenhause würdig genug preisen. Dieses Haus hat allein durch die Veranlassung und Beförderung dieser Anstalt den preußischen Staaten und dem ganzen Deutschlande unschätzbare Vortheile verschafft. Wäre es denn nicht möglich, diese Vortheile durch einen wohlfeilen Druck allgemein eingeführter Erbauungsschriften noch zu vermehren? Könnte kein vornehmer oder reicher Mann bewogen werden, neben den vielen Preisen, die zur Aufmunterung der Landwirthe und Künstler ausgesetzt sind, auch einige Kosten an die Auflage solcher Schriften zu wenden? wäre es nicht dahin zu bringen, daß in jedem Amte den ärmsten Brautleuten dergleichen Bücher umsonst als ein Hochzeitgeschenk mitgegeben würden; und daß die Prediger bey jedem neuen Ehepaare nachfrügen, ob sie unter dem übrigen Hausgeräth auch mit einer Bibel und mit einer oder zwo erbaulichen Schriften versehen wären? Aber noch einmal, um alles willen, was uns lieb ist! man lerne ja vorher recht, was erbaulich heiße. Nicht das unsinnige wiedergekäuete, und ekelhaft ineinander gedrehte Geschwätze über den sogenannten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabei will gemacht haben; nicht die heuchlerischen Schmeichleien, die man sich selbst dabey sagt, und der ganze Unrath, der von Dummheit ausgebrütet, von Stolz vermehret und von Neid herausgestoßen wird; nicht dieses macht die Erbauung aus. Finstre grausame Menschenbetrüger! wahnwitzige Dummköpfe, auf denen der doppelte Fluch ruhet, daß sie nämlich nicht denken

sollen, und doch schreiben wollen! man darf sie nur auf einen einzigen Probierstein legen, um sie falsch zu finden. Kann man nach ihren Regeln ein Christ seyn, und zugleich ein fleißiger, nützlicher Bürger? Kann man, wie sie es verlangen, in der unthätigen Wachsamkeit über seine innre Kampfveränderungen verharren, und doch seines Berufes warten? unmöglich. Nun ist aber das letztere befohlen. Also ist ihre Forderung bloßer Tand; eine Religion, die nur für alte faullenzende Fräulein, und andre Personen aus eben derselben Klasse eingerichtet ist; die schwachdenkende Seelen und nichtsthuende Leiber zu Brüdern und Schwestern von einerlei Stoffe und Berufe zum Besuche führt, damit sie von der Gnade schwätzen können und von der Ruchlosigkeit ihres Nächsten; von dem Verderben, dem sie entgangen sind, und das auf andre wartet; von den Lüsten, mit denen sie auch noch in ihrem Alter kämpfen, und von den Schwachheiten, darein junge Weltkinder verfallen. Kurz, weder die Metaphysik über das menschliche Herz, noch das alberne Zeug ohne Philosophie über dasselbe ist für den gemeinen Mann zugerichtet. Er braucht beides nicht. Treu und fleißig in seinem Berufe wandeln; seinen Obern gehorchen; seinen Lüsten und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm seine Freude und Beruhigung suchen; einer fröhlichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewissen, dieß muß er lernen; dieß muß ihm erklärt werden; davon überzeuge man ihn; darin wird seine Erbauung bestehen, die seinen Nebenmenschen und seiner eigenen Seele nützlich ist. Keine Sänger anstatt der Arbeiter! keine Besuche, um Gewissensfragen sich auflösen zu lassen, anstatt der Berufsgeschäfte; keine eingebildete Anfechtungen anstatt des Schweißes im Angesichte; keine Selbsterfahrne, anstatt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz kein seufzendes Gesindel, anstatt rechtschaffener Unterthanen, die sich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! christliche Bürger! und bürgerliche Christen! — —

Schubart.

I. Geschichte seiner Gefangennehmung.

(1785.)

Nie hat mich Ernst und anhaltendes Nachdenken öfters angewandelt, als in den letzten Tagen meiner Freiheit. Mein Herz war wie schwüle Luft, schweigend, langsam, ein Gewitter verkündend. Ich genoß zu Ulm die gewöhnlichen Carnevalslustbarkeiten — eine unanständige, gesundheitzerstörende Ergötzlichkeit für den ernsten genügsamen Deutschen, — mit so wenigem Herzensantheil, daß ich um zehn Uhr Abends gemeiniglich schon wieder zu Hause war. Mein Vorsatz, die Religion einmal im Ernst zu untersuchen, um Partei zu nehmen, wurde immer fester, ich schaffte mir auch bereits die zu dieser Untersuchung nöthigen Schriften. In allen Zusammenkünften mit meinen Freunden wurde das Gespräch auf die Religion gelenkt, und nirgends hab ich so einsehen gelernt, daß die Zweifelsucht eine wirkliche und dazu äußerst schmerzhafte und qualvolle Krankheit der Seele sey, als ich es in Ulm aus manchem traurigen Beispiele verstehen lernte. Ich hatte Denker bittre Thränen vergießen sehen, weil sie nicht wußten, wie sie sich aus diesem Labyrinth heraushelfen sollten. Ein denkendes Geschöpf, das weint, weil es die Wahrheit nicht finden kann; — welch ein Anblick für Gott! Sollt' er sich sein nicht erbarmen? Der äußerst unzulängliche Religionsunterricht ist auch hier das Ei, aus welchem Zweifelsucht und Unglauben ausgebrütet werden. Die symbolischen Bücher sind in Ulm, wie an mehrern Orten die

Grenzlinie, über die es Frevel ist, nur einen Fuß hinaus zu setzen. Man berührt nur Theile der Religion, und stellt nie ihr Ganzes dar, wodurch allein alle Zweifel gehoben werden können. Daher hilft sich die untersuchende Partei, so gut sie kann. Spalding, Semler, Teller, Bahrdt, Eberhard, Junkheim, fanden grossen Eingang bei den jungen Leuten. Miller, der es mit Herdern, Lavatern — mehr aber mit seinem Onkel, dem sanften Theologen Miller in Göttingen, hielt, setzte sich oft sehr eifrig einem System entgegen, das Glauben, Liebe, Hoffnung — diese Grundpfeiler der Religion niederzustürzen, so viele grosse Anlagen der Seele zu verschwämmen, und uns allen Trost im Leben, Leiden und Sterben zu rauben droht. Die Sekte der kalten Vernünftler konnte niemals die seinige seyn, und sie war auch die meinige nicht! — Wie oft dacht ich: „O wenn die christliche Religion wahr wäre! — Aber sie ist nicht wahr! Wer kann Mährlein glauben, von denen die ganze Natur nichts ähnliches mehr aufweist? — — Sie ist nicht wahr! — Aber was ist denn wahr?“

So ängstete ich mich mit bangen schrecklichen Zweifeln, und niemand nahm sie mir. Die Schwermuth hatte mein Herz so angefüllt, daß der Wein, der mich sonst ausgelassen fröhlich machte, nur ein Wecker der Melancholie war; und ich stürzte oft, gesehen und nicht gesehen, ganze Fluten von Thränen herunter. Die Welt, die mich so fest gepackt hatte, wurde mir immer mehr zur Last; aber ich hatte nicht Muth genug, mich von ihr loszureissen. Ich ward als Ball von einer Hand der andern zugeworfen, ein Sklave des Augenblicks. Kein Tag verging, daß mich nicht Fremde besuchten, und mit einem Sturme von Veränderungen das geheime Wimmern des frommen Entschlusses übertäubten. Auch erhielt ich um diese Zeit schriftliche und mündliche Warnungen, mich vorzusehen, weil ein schweres Wetter gegen mich aufzöge. Der Kaiserliche Minister in Ulm, General Ried, ein stolzer hochtrozender Mann, war äusserst aufgebracht, weil ich einmal vor ihm den Flügel spielen sollte, und es aus Mangel eines tauglichen Flügels nicht that. Seine Religions-

verwandte bliesen in dieß Feuer; und er lauerte nur noch auf Gelegenheit, mich unter einem bessern Vorwande packen zu können. Als ich aus einem Wiener Briefe die Nachricht in die Chronik setzte: „Die Kaiserin sey plötzlich vom Schlage gerührt worden" so glaubte er Anlaß genug zu haben, mich aufheben, und nach Ungarn in ewige Gefangenschaft führen lassen zu können. Aber Gott, der schon seinen Plan mit mir gemacht hatte, mißbilligte diesen. Der Minister offenbarte seinen Entschluß dem Herzog von Würtemberg, der sogleich dem Gesandten versprach, mich in Verwahrung zu nehmen, weil er selbst nicht wenig an mir auszusetzen fände. Geheimere Umstände brauch ich und der Leser nicht zu wissen. Der Tag der Entscheidung wird alles offenbaren! Nur dieß muß ich zu meiner Rechtfertigung noch sagen, daß das hernach ausgestreute Gerücht: als hätt' ich ein verfängliches Gedicht auf eine dem Herzog sehr schäzbare Person verfertigt, gänzlich falsch und ungegründet sey. — Priesterhaß, der nicht eher verlischt, als bis er den Gegenstand seiner Wuth zerstört hat, ist die alleinige Ursache meiner Gefangenschaft. Wär' es den Pfaffen, — diesen Schandflecken der besten Religion — nachgegangen, so wär' ich längst an langsamen Martern gestorben —. Und nun waren die Befehle zu meiner Verhaftung gegeben; ich aber und meine Gattin trugen unsre nahe Trennung immer lastender auf der Seele. Ich wußt es beinahe gewiß, daß mir ein Unglück begegnen würde. Eben die schwarzen Kutten, die ich vor acht Jahren im Traume sah, erschienen mir wieder, marterten mich mit ihren Nägeln und löhrten, * wenn ich sie um meinen Tod bat, mit satanischem Lächeln: „Wir tödten nicht plözlich, wir martern unsere Feinde langsam zu todt!" — Ich erzählte meinem Freunde Kapell diesen Traum, der ihn aber weglachte. Und nun bemerkt ich die feierliche schreckliche Stille immer mehr, die vor einem Unglück, wie vor einem Wettersturme herzugehen pflegt. Der Arm war hoch aufgehoben, der schmetternd auf mein Haus niederstürzen sollte.

* Löhren, lören, altdeutsch, so viel als heulen.

Den 22sten Jenner 1777 kam der Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren, den ich schon ehemals kennen lernte, zu mir, und lud mich zum Mittagessen im Baumstark *. Ich hatte eben Musik, und wollte Abends Conzert geben. Ich nahm indeß seine Einladung an. Als ich mit ihm hinging, sagte er ganz furchtsam: „Sie könnten mir einen sehr großen Gefallen erweisen!“ — und worin besteht der? — „Mein Schwager, der Professor B.....r von E....g ist bei mir und wünscht Sie kennen zu lernen.“ — Der kennt mich ja schon von Stuttgart her; und dazu muß ich morgen meine Chronik schreiben. — Doch ich geh' mit Ihnen; mein Chronikblatt soll dennoch fertig werden! — Mein letztes Blatt war das siebente Stück des 1777er Jahres, und meine letzte öffentliche Arbeit das angehängte Memento mori für Kunstrichter. — So willig, und so ohne alle Vorsicht eilte ich in die mir gelegte Schlinge. In Ulm hätte mich gewiß Niemand gegriffen, denn ich hatte da viele und sehr wichtige Freunde, die mich herzlich liebten. Die dasigen Preußischen Werboffiziers waren mir äußerst zugethan, und hätten dem den Hals gebrochen, der mich angetastet hätte. Aber eine höhere Hand lenkte das ganze Gewirre, und ich mußte folgen. Ich speiste mit meinem Todesengel, und brachte den Tag ziemlich vergnügt zu. Nach dem Conzert holte mich mein Weib ab, und ging so stumm, so schwertragend neben mir nach Hause, daß ich sie über ihre Schwermuth zu Rede setzte. „Ich weiß nicht, wie mir ist,“ sagte sie, und ließ eine Thräne fallen. — Ich schlief das letztemal in ihren Armen — so sanft und ruhig, als ich lange Zeit nicht geschlafen hatte. Denn immer hab ich bemerkt, daß ich vor einem mir begegneten Unglücke sehr sanft ruhte. So stärkt der treue Vater im Himmel seine Geschöpfe, damit sie auch ihr Leiden tragen können. Der Tag brach an; ich stund auf, kleidete mich an. Meine Kinder schwiegen um mich herum, meine Gattin bangte. Der Schlitten klimperte vor dem Hause, der mich in den Baumstark führen sollte. — „Leb wohl, Weib!“ Sie bot mir

* Ein Gasthof in Ulm.

die Hand, ward bleicher, alle Muskeln ihres Angesichtes zitterten, „Kann denn dieser Fremde nicht zu dir kommen?" — Und das war das letzte Wort aus dem Munde meiner Lieben. Ich eilte die Stiege hinunter, bestieg den Schlitten. Mein Sohn, dem das Lictorgesicht des Klosteramtmanns wie Wurmsaamen zuwider war, schrie aus dem Fenster mir nach: „Papa, kommen Sie bald!" — Hoch klopfte mein Herz auf, und Thränen rieselten wider meinen Willen die Backen herab. Ich hielt mich nur Augenblicke im Baumstark auf, und der fliegende Schlitten riß mich aus Ulm, — weg von allen meinen Lieben, meinem trauten Weibe, meinen Kindern, meinen Freunden, — ohne sie noch einmal fest an das Herz drücken, ihnen für alle ihre Liebe danken, und dann die bange, heiße, blutige Abschiedsthräne, schrecklich wie die Thräne Zoars am Halse Sebas, an ihrem Herzen weinen zu können. — Ach ich habe sie seitdem desto öfter im Kerker geweint. Gott hat sie gesehen und gezählt, und den heißen dankvollen Wunsch gehört, den ich für deine, und deiner Kinder Wohlfart, du liebes deutsches Ulm, zum Himmel schickte. — Er wirds euch gewiß lohnen, was ihr mir armen herumirrenden Fremdling — und — noch nach meinem Abschiede meiner Wittwe und meinen Waisen Gutes gethan habt! —

Eine Wittwe und Waisen haben — und eine so geliebte Wittwe — so unschuldige liebe Waisen — noch bei seinen Lebzeiten haben; und nicht mehr auf wiegenden Knien hören, das süße Papagestammel —

Weltrichter, hast du im Kelche der Leiden noch einen bitterern Tropfen als diesen? — ach diesen, den du mir armen unsteten Pilger zu schlürfen gabst? —

Da flog ich nun an der Seite meines Führers über beschneite Gefilde weg; weg von Freunden, die ich viele dunkle Monde lang nicht mehr sehen sollte — mit dem Dolche der Ahndung in der Seele. Ich hatte Mühe Thränen abzuhalten. „Es wird

dir doch kein Unglück begegnen?“ das war alles was ich dachte, was mir wie ein geflügelter Feuerpfeil in der Seele brannte. Mein Führer, ganz in seinem schwarzen Entwurf versunken, und vielleicht die Vortheile berechnend, die ihm ein Fang dieser Art verschaffen konnte, sprach nur sehr wenig; und ich sonst so redseliger Pilger war zur Bildsäule erstarrt. Zwei auf Gebirgen stehende zerstörte Schlösser, dicht bei Blaubeuren, weckten meine Fantasie, und ich streifte eben in den heroischen Zeiten des alten Deutschlands herum, als der Schlitten hielt und ich von meinem Begleiter in sein Zimmer geführt wurde. Der erste Eintritt ins Zimmer weissagte schon nichts Gutes; da war niemand, der mich bewillkommte, war alles so stille, wie in einem Leichenhause. Selbst mein Führer verließ mich, und ich war nun bei einem Mädchen allein, die traurig an der Kunkel saß, und mir, so oft die Spindel auf dem Boden kreiste, mit stillem Mitleid in die Augen sah. Ich nahm ein Buch vom Gesimse — es war Sebaldus Nothanker; da fielen mir Chodowieckis Pfaffenphysiognomieen mit neuem widrigem Eindrucke ins Gesicht. — Und nun öffnete sich plötzlich die Thüre. Der Major von Varnbühler trat an der Spize des Grafen von Sponek, des blaubeurischen Oberamtmanns und meines Führers herein, und kündigte mir auf Befehl seines Durchlauchtesten Herzogs Arrest an. Ich hielt es für Scherz, weil ich den Herrn von Varnbühler noch von Ludwigsburg her sehr genau kannte. Aber seine betroffene Miene und einige bestimmtere Ausdrücke bewiesen mir bald den vollen Ernst seines Auftrags. „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen.“ Das sagt ich, mit einer Fassung, die für einen so flüchtigen Menschen, wie ich war, nicht stärker und männlicher seyn konnte. Der Major zeigte viel unverstelltes Mitleiden im Antliz. Scholl aber gieng mit seinem Weibe im Zimmer herum und wimmerte; „Mir ists leid! Gott weiß, mir ists leid!“

Ob sein Mitleid unverstellt war, mag Gott entscheiden — der Seelenblicker. Das erwähnte Mädchen fuhr von der Kunkel

auf und barg ihr thränendes Gesicht in die Schürze. Graf Sponek blieb kalt; als Oberforstmeister war ihm ein Fang nichts Neues. — — —

Des Mitleids ganzen vollen Trost sprach das Angesicht des Blaubeurischen Oberamtmanns Oetinger. Er drückte mir brüderlich die Hand, sprach mir Muth zu, und gab mir seine Handschuhe auf die Reise mit einem Blicke, der von werdenden Zähren schimmerte. O welch ein Trost ists, im Elende gute Menschen zu finden! — Er ist nun eingegangen in seine Ruhe, und dieser Rosmarinstengel duftet auf seinem Grabe.

Man erlaubte mir an mein Weib zu schreiben, aber meine Hand war gelähmt. Ich aß nichts zu Mittag, und stieg, wie ein Missethäter vom gaffenden Pöbel umflutet, in den Reisewagen. Der Major saß bei mir und war stummer als ich. „O mein Weib und meine Kinder!“ nur dies dacht ich, seufzt' ich, stammelte ich. „Sie sind am Bettelstab,“ sagt ich zum Major, „ich habe ihnen kaum für ein paar Tage Bedürfnisse hinterlassen. Was werden sie sagen, wenn die Nachricht auf sie hindonnert: Dein Mann, euer Vater ist gefangen?“ — Der Major tröstete mich, und versprach mir, meine Familie dem Herzog aufs nachdrücklichste zu empfehlen. Er hat hernach Wort gehalten, und ich weiß, daß es ihm Gott lohnen wird. —

Die ganze Reise rauchte ich fast beständig Tabak, eine Gewohnheit, mit der ich oft manchen Kummer zu verdampfen suchte. Unser Nachtlager nahmen wir in Kirchheim, wo ich im Zimmer von ledernen Philistern bewacht wurde, die sich heimlich einander ins Ohr raunten: „das ist der Schubart! Der Malefizkerl! Man wird ihm 'nmal den Grind herunter fegen.“ Das hört ich und schlief kaum Minuten. Man schickte von da aus eine Staffete an den Herzog, um seine weitere Befehle zu erwarten. Er war Anfangs entschlossen, mich auf die Festung Hohentwiel zu setzen; aber Gott lenkte sein Herz anders, und gleich mit dem grauen Morgen des 24sten Jenners wurde mir angezeigt: daß ich auf den Asberg * in sehr enge Verwahrung genommen

* Festung bei Ludwigsburg, Aufenthalt der Strafgefangenen.

werden sollte. Ich war verstockt und fühlte nichts mehr. Den Mittag speiste ich in Kannstatt mit einigem Appetit, und zitterte zwei Zeilen an Müllern in Ulm aufs Papier. „Nimm dich meines Weibs und meiner Kinder an! ich kann es nicht mehr, denn ich bin gefangen.“ Das war alles was ich schrieb; der Brief kam aber nicht an seine Behörde.

Nichts hat mich auf der ganzen Reise so innig gerührt, als ein Schulmeister zu Kannstatt, der mich von Ludwigsburg aus kannte. Er hatte kaum gehört, daß ich angelangt wäre, als er zu mir kam, und mit Thränen im Auge mein Schicksal beklagte. Aufs demüthigste bat er den Major, ob er mir nicht eine Flasche Wein bringen dürfte; er hätte so gar einen guten, einen rothen; und möchte mich gern zu guter Lezt damit erquicken. Der Major schlug es ihm ab, weil wir zu trinken genug hatten. Und nun trat mein guter Schulmeister wehmüthig vor mich hin, und alle Fülle seiner Trostsprüche quoll aus seinem Munde! „O der allmächtige Gott sey mit Ihnen! er wird Sie nicht zu Grund gehen lassen, denn er ist gnädig, barmherzig, geduldig, von großer Treu und Güte! Es hat kein Unglück je so lang gewähret, es hat auch wieder aufgehöret.“ so entquolls seinem Herzen; er segnete mich, und ging mit Wangen, die inniges Mitleid trofen, hinweg. —

Schauer fuhr durch mein Gebein, als sich der Asberg vor mir aus seinem blauen Schleier enthüllte. „Was wird dich dort erwarten?“ — so dacht' ich, als der Wagen bereits vor der Festung stille hielt. Der Herzog war selbst zugegen und bezeichnete den Kerker, in dem man mich verwahren sollte. — Wem man mit eiskalter Hand ins Herz greift, und es ihm quetscht, daß blutige Tropfen in beiden Augenwinkeln hangen; dem ists nicht bänger als mir. Der Kommandant Rieger, ein durch seine rasche Thätigkeit, süße und bittre Schicksale, gute und böse Gerüchte in Deutschland sehr bekannter Name, kam sogleich zu mir; ich empfahl mich seinem Mitleid; mein Führer nahm Abschied, und ich wurde in den Thurm geführt, dicht am Zimmer

vorbei, von dem der Herzog und seine Gemahlin herunterschauten. Ich empfahl dem Kommandanten mein Weib und meine Kinder aufs dringendste zur Fürsprache bei dem Fürsten; er gieng, kam in wenigen Augenblicken wieder, und brachte mir die fröhliche Kunde: „daß der Herzog meinem Weibe einen Jahrgehalt von zweihundert Gulden ausgemacht, und meine Kinder in die Akademie zu Stuttgart aufgenommen hätte.“ Ha, welch ein Berg war da von mir gewälzt! Und um wie viel gestärkter konnt' ich nun die züchtigenden Leiden tragen, die über mich verhängt waren.

Jezt rasselte die Thüre hinter mir zu, und ich war allein — in einem grauen, düstern Felsenloche allein. — Ich stand und starrte vor Entsezen, wie einer, den die donnernde Woge verschlang und dessen Seele nun im schaurigen Scheol erwacht. — Hier in dieser Schauergrotte, in diesem Jammergeklüfte sollt ich dreihundert siebenundsiebzig Tage verächzen! — Die Mandarins sagen: „es gibt nur Eine Hölle — das Gefängniß.“ Diese Hölle schlug nun ihre Flügel über mir zusammen; hüllte mich ein in ihre schreckliche Nacht, und geisselt mich mit ihren Flammen! —

II. Brief

nach seiner Freilassung geschrieben. *

Stuttgart, den 31. Mai 1787.

Am Schlusse dieses für mich so bedeutenden Monds schreib ich dir noch, Herzensbruder, um die tausendmal gesagte und durch die That erprobte Wahrheit auch schriftlich zu bekräftigen, daß ich dich ewig liebe. Meine Freiheit ist mir zwar über Alles theuer, aber doch seufz' ich öfters, mitten in ihrem Genusse nach dir, du Bester, nach meinem Seelenbruder Scharfenstein und nach den frohen Stunden, die wir der Freundschaft und der unschuldigen Freude heiligten. Schon längst hätt' ich dir

* Nicht als Stylmuster, sondern als geschichtliche Erläuterung zu Obigem mitgetheilt.

geschrieben, wenn nicht ein Schwall von Geschäften, häufige Besuche von Fremden und Einheimischen und die Opfer, die ich der Tyrannin Etikette bringen mußte, mir nur Fragmente von Minuten vergönnt hätten, ein trauliches, schwäbisch herzliches Brieflein an meine Asperger Freunde zu schreiben. Ich kann dir auch jetzt nur Fragmente schreiben, weil ich so eben einen ganzen Komödienakt umarbeiten muß. Auf deine Fragen also kürzlich soviel:

1.) Ich bin vom Theater, der Musik und einer großen Schaar wichtiger Gönner und Freunde mit offnen Armen empfangen worden. Herr Obrist von Seeger hat mich dem Theater mit dem ausdrücklichen Befehle des Herzogs vorgestellt, daß selbiges künftig ganz von meinen Befehlen, Einrichtungen und Anstalten abhängen soll. Ich gebe nun fleißig Unterricht im Lesen, der Deklamation, Aktion, Mimik, wo es gar sehr unter der hiesigen Truppe fehlt. Die Schauspieler und Schauspielerinnen fand ich meist schlecht, den Tanz gut (auch der Tanz hat einen schrecklichen Verlust erlitten; denn die erste Tänzerin ist zum Teufel gegangen) und die Musik sehr gut (noch nicht ganz vortrefflich) bestellt. Es haben sich gräuliche Mißbräuche eingeschlichen, die das Aufstreben des hiesigen Theaters gewaltig hemmen. Ich will indessen Wasser genug in den Stall leiten, um ihn baldmöglichst zu misten.

2.) Lezten Freitag war ich lang bei dem Herzoge in der Audienz. Ich muß gestehen, er war ausserordentlich gnädig und versprach mir das Leben von nun an leicht und angenehm zu machen. Er bestellte einige lateinische und deutsche Inskriptionen, die ich als Hofpoet — versteht sichs — sogleich verfertigte. Ich habe nun keine Instanz, als diesen meinen gnädigen Herrn, gegen den nun aller Groll wie Nachtgewölk weggeschwunden ist.

3.) Meine Gesundheit ist das Einzige, das mich anficht; denn ich kränkle und medizinire fast immer, so lang ich hier bin; doch kann ich, Gott sey Dank! meinem Amt dabei vorstehen. Informiren, Korrigiren, Selbstmachen, Durchlesen viel

elender, noch mehr mittelmäßiger, wenig guter und äußerst wenig vortrefflicher Piecen fürs Theater und die Musik ist nun meine tägliche Beschäftigung. Dazu kommt noch ein Journal,* das ich schreiben muß, weil meine Besoldung für mich und die Meinigen nicht hinreicht. Gott schenke mir nur Gesundheit! Mein Sohn ist glücklich in Berlin angekommen, hat schon in Potsdam vor den König gemüßt, der ihm höchstgnädig meine Entlassung kund that, und ist sogleich bei seinem großen Beschützer Herzberg eingezogen. Seine Briefe sind sehr interessant. Doch die Pflicht zupft mich beim Ohr; ich muß aufs Theater. Leb also wohl, bester, guter Ringler — und vergiß nicht deinen deutschen Freund und Bruder

Schubart, Prof.

N. S. Deinem lieben Herrn General, Herrn Obristlieutenant und dem redlichen Herrn Major v. Buttler, wie dessen ganzen Hause meinen unterthänigsten Respekt!

Calamo furibundo scripsi.

* Die Vaterlandschronik, Fortsetzung der deutschen Chronik.

J. A. Eberhard.

Die ästhetische Sittlichkeit.

(1802.)

Wir stehen hier an einer Untersuchung, die von jeher sehr verwickelt gewesen ist, und die es jetzt durch den Geist der Zeit noch mehr wird. Wie kann man hoffen, mit der bescheidenen Wahrheit und der ruhigen Stimme des Forschens vor dem Geschrei der Paradoxie und der Uebertreibung Gehör zu finden? Wenn eine wilde Zweifelsucht die Grundsäulen der Sittlichkeit erschüttert, wenn sie Schwachheit und Laster zu den Tugenden des höhern Menschen erhebt, und die Sittlichkeit, worauf die gesellige Ordnung und der wahre Werth des Menschen beruht, als Kleinmüthigkeit schmähet, und Alles dieses selbst in das wirkliche Leben zu bringen sucht, — wo wird man da den Muth hernehmen, von dem schönen Edlen, von der sittlichen Grazie und von Sittlichkeit überhaupt in den Künsten des Vergnügens zu reden?

Es gab eine Zeit, wo man in Frankreich die Unsittlichkeit auf den Thron erhoben und ein ganzes eben so jugendlich-eitles als lebhaftes Volk, wie man es nannte, demoralisirt hatte. Man hatte damit angefangen, die Religion und die bürgerliche Ordnung umzuwerfen; die Anarchie der Gesetze hatte bald die Anarchie der Sitten, die Gesetzlosigkeit die Sittenlosigkeit zur Begleiterin. Wenn auch Religion und Gesetze keine Quellen wahrer Sittlichkeit, wenigstens nicht die einzigen, seyn sollten, so findet doch das Gefühl und Gewissen des Guten in ihnen

seinen Schutz und seine Bestätigung und die wilde, stolze und hassende Leidenschaft des Bösen seinen Zügel. Wie natürlich war es, daß die Unsittlichkeit nun die Welt wie ihren Schauplatz und die Menschen als ihre Beute ansehen mußte, da sie von den Banden der Gesetze entfesselt war, und das Gewissen an sich selbst irre werden, entfliehen oder verzagen mußte, da es keine schützende Gewalt mehr um sich sah, und keine Harmonie göttlicher und menschlicher Ordnung seiner innern Stimme zusagte!

In Deutschland ist es nicht so weit gekommen; aber es fehlt nicht an lauten Predigern der Unsittlichkeit, die verbildeten Weibern die Schamhaftigkeit verächtlich machen und schwindelnden Jünglingen die vergötternde Arroganz einreden, und die ihnen zu Beidem das erste Beyspiel geben. Daß sie gern gehört werden, ist von dem jugendlichen Eigendünkel und der jugendlichen Unreife der Vernunft zu erwarten. Denn Zucht und Bescheidenheit wird ihnen als schwachmüthiges Vorurtheil und ihre Verachtung als Stärke des Geistes verkündigt.

Die Vernunft, die Ueberlegung, von denen alle Sittlichkeit ausgeht, verrichten ihr Werk mit Maaß, Stille und Ruhe; die rohe Kraft, die kein Maaß kennt, scheint größer, weil sie stürmischer und ordnungsloser wirkt. Denn das Unordentliche scheint zahlreicher als das Geordnete; was ohne Kunst und Ueberlegung wirkt, scheint mehr Kraft zu erfordern; und man hält den für stärker, der aufbricht, als den, der aufschließt, und den, der zerreißt, als den, der losknüpft.

So ist die neue Macht beschaffen, welche die Heere der Streitenden vermehrt, den Kampf hartnäckiger und den Sieg der Vernunft schwerer macht. Wir stehen zwischen zwei entgegengesetzten Parteyen, wovon die eine die Sittlichkeit zum nächsten Zwecke der Kunst macht, und die andere sie selbst als Mittel zu dem eigenthümlichen Zwecke der Kunst verwirft. Die Wahrheit wird auch hier, wie so oft, in der Mitte liegen. Wie soll aber, vor dem Getöse des Streites, die schwache Stimme

der Untersuchung gehört werden? Leichter möchte man vielleicht den Laut der Flöte unter dem Donner der Kanonen vernehmen. —

Sie verstehen mich unrecht, wenn Sie glauben, daß ich die Kunst durch die Sittlichkeit zu sehr beschränke. Ich verlange von ihr nur die ästhetische, nicht die rein vollkommene, höchste Sittlichkeit. Diese ästhetische Sittlichkeit hat einen viel weitern Gesichtskreis, oder, wenn Sie lieber wollen, sie bewegt sich in einer viel weitern Empfindungssphäre, als die reine. Diese kann nur das endliche, späte und von Menschen vielleicht nie erreichte Resultat der immer fortschreitenden Veredelung des Menschen zu dem höchsten Gipfel der Humanität seyn. Innerhalb ihren Grenzen liegen aber unendlich viel niedrigere Stufen, die alle mit der äußern und innern Cultur im genauesten Verhältniß stehen. Diese haben immer ihre Grade von Sittlichkeit, womit sie auf das Gefühl wirken, und es zu Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung wecken.

Handlungen, Gesinnungen, Charaktere eines heroischen Zeitalters, die uns auch jetzt noch zur Bewunderung stimmen, haben eine sittliche Größe, die, so roh sie ist, und so sehr sie unter unserm gegenwärtigen höhern Ideale steht, dennoch nach dem rohern Gefühle ihres Zeitalters das Höchste in seinem sittlichen Gesichtskreise ist. So sinnlich das sittliche Gefühl in den Homerischen Gedichten seyn mag, so stellt es uns doch Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, sich aufopfernde Freundschaft in den männlichen Charakteren dar, so wie Weiblichkeit, eheliche und mütterliche Liebe, Häuslichkeit und hohe, reine Einfalt der Sitten und des Lebens in den weiblichen.

Wenn uns die Schaubühne auch Verbrechen und Laster vorführt, so dürfen sie doch, so verabscheuungswürdig sie sind, nicht verächtlich seyn. Die Quellen der Verbrechen müssen eine der Sittlichkeit ähnliche Größe haben, und die Laster müssen

* Das Handbuch ist in Briefform geschrieben.

selbst die Laster starker Seelen und von großen Eigenschaften begleitet seyn. Geiz, Neid, Feigheit sind unter aller dramatischen Würde, und sie sind es überall, weil sie die Leidenschaften der niedrigsten Seelen sind. Was den Tyrannen auf der Bühne adeln soll, muß ein Laster seyn, das eine Größe hat, die ihn über das Gemeine erhebt; er muß ehrgeizig, stolz, herrschbegierig, unerschrocken, klug und geistvoll seyn.

Es giebt unter den berühmtesten dramatischen Charakteren schwerlich ein verhaßteres Ungeheuer als Shakespeare's Richard der Dritte. Der große Dichter erspart ihm keine Frevelthat, er verunstaltet ihn mit allen Tyrannenlastern, er kleidet ihn selbst in die Form der Häßlichkeit; aber er läßt ihn nicht bis zur Verächtlichkeit sinken. Denn seine Laster sind Ehrgeiz, Herrschbegier, und seine Verbrechen werden mit Unerschrockenheit, Klugheit und überlegenem Verstande ausgeführt.

Das sind allerdings nur schwache Schatten von sittlichen Eigenschaften und Tugenden, aber diese Schatten sind Wahrheit und Realität in der sinnlichen Sittenlehre des unbelehrten Gefühls, und als solche imponiren sie durch ihre Größe auf der Schaubühne selbst dem gebildeten Zuschauer.

So weite Grenzen hat das Reich der ästhetischen Sittlichkeit! Und nur diese sind es, worin die Kritik die Kunst einschränkt.

Claudius.

Stücke aus Asmus.

(1774.)

1. Was ich wohl mag.

Ich mag wohl begraben mit ansehn, wenn so ein rothgeweintes Auge noch einmahl in die Gruft hinabblickt, oder einer sich so kurz umwendet, und so bleich und starr steht und nicht zum Weinen kommen kann. s' pflegt mir denn wohl selbst nicht richtig in'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch frölich. Und warum sollt' ich auch nicht frölich seyn; liegt er doch nun und hat Ruhe! und ich bin darin 'n närrischer Kerl, wenn ich Weizen säen sehe, so denk' ich schon an die Stoppeln und den Erndtetanz. Die Leute fürchten sich so vor einem Todten, weiß nicht warum. Es ist ein rührender heiliger schöner Anblick, einer Leiche ins Gesicht zu sehen; aber sie muß ohne Flitterstaat seyn. Die stille blasse Todsgestalt ist ihr Schmuck, und die Spuren der Verwesung ihr Halsgeschmeide, und das erste Hahnengeschrey zur Auferstehung.

---

2. Paraphrasis Evangelii Johannis.

Ich habe von Jugend auf gern' in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 's stehen solche schöne Gleichniß und Räthsel d'rin, und 's Herz wird einmal darnach so recht frisch und muthig. Am liebsten aber les' ich im Sanct Johannes. In ihm ist so etwas ganz wunderbares —

Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk' und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! so etwas schwermüthiges und hohes und ahndungsvolles, daß mans nicht satt werden kann. 's ist mir immer beym Lesen im Johannes, als ob ich ihn beym letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sähe, als ob sein Engel mir's Licht hält, und mir bey gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr sagen wolle. Ich versteh' lang nicht alles was ich lese, aber oft ists doch als schwebt' es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort h'nein sehe, hab ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich 'nmahl verstehen werde, und darum greif' ich so nach jeder neuen Erklärung des Johannes. Zwar die meisten kräuseln nur an dem Abendgewölke, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe.

Des Herrn Verfassers Erklärung ist sehr gelehrt, dünkt mich und ich glaube, daß man wohl zwanzig Jahr studiren muß, eh man so eine schreiben kann.

---

3. Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe.

'Bin auch auf Unverstädten gewesen, und hab' auch studirt. Ne, studirt hab' ich nicht, aber auf Unverstädten bin ich gewesen, und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ohngefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Unverstädt gewiesen, und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Collegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben 'nander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenster steht eine Hittsche, darauf sitzt 'n Professor oder so etwas, und führt über dies und das allerley Reden, und das heissen sie denn dociren. Das auf der Hittschen saß, als ich d'rinn war, das war 'n Magister, und hatt' eine große krause Parüque auf'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser, und

er unter der Hand ein so capitaler Freygeist sey, als irgend einer in Frankreich und England. Mochte wohl was d'ran seyn, denn 's ging ihm vom Maule weg als wenn's aus'm Mostschlauch gekommen wär; und demonstriren konnt' er, wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben 'n bisgen an, und, eh' man sich umsah, da wars demonstrirt. So demonstrirt' er z. Ex. daß 'n Student 'n Student und kein Rinoceros sey. Denn, sagte er, 'n Student ist entweder 'n Student oder 'n Rinoceros; nun ist aber 'n Student kein Rinoceros, denn sonst müßt 'n Rinoceros auch 'n Student seyn; 'n Rinoceros ist aber kein Student, also ist 'n Student Student. Man sollte denken, das verstünd sich von selbst, aber unser eins weiß das nicht besser. Er sagte, das Ding „daß 'n Student kein Rinoceros, sondern 'n Student wäre“ sey eine Hauptstütze der ganzen Philosophie, und die Magisters könnten den Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe.

Weil man auf Einem Fuß nicht gehen kann, so hat die Philosophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, sagte der Magister, sey für jedermann; zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Nas', und das sey nur für ihn und seine Collegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden spinnt, da sey der Faden für jedermann und jedermann für den Faden, aber im Hintertheil der Spinne sey sein bescheiden Theil, nämlich das Andre Etwas, das der zureichende Grund von dem Ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müß' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hintertheil zu seyn. Ich hätt' auch mit diesem Axioma, wie der Magister 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, sagt er, und, wenn einer 's umstößt, so geht alles über und drunter.

Dann kam er auf die Gelehrsamkeit, und die Gelehrten zu sprechen, und zog bey der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er sie! Dem ungelahrten Pöbel setzen sich die Vorurtheile von Alp, Leichdörnern, Religion ꝛc. wie Fliegen

auf die Nase und stechen ihn; aber ihm dem Magister, dürfe keine kommen, und käm' ihm eine, Schnaps, schlüg' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nasen todt. Ob, und was Gott sey, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben u. s. w. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen daß ich 'n Philosoph sey, aber ich gehe niemahls durch'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl mache wachsen, und denn ahndet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabey.

Weiter sprach er von Berg und Thal, von Sonn' und Mond, als wann er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Isop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war, als Salomo. Mich dünkt, wer was rechts weiß, muß, muß — säh ich nur 'nmahl einen, ich wollt 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen heitern ruhigen Auge, mit dem stillen großen Bewußtseyn ꝛc. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andre verachten und fegen. O! Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.

---

4. Lavaters physiognomische Fragmente.

(1775.)

Das ist 'n Buch, wie mir in meiner Praxis noch keins vorgekommen ist. Was da für Gesichter darin stehen! groß und klein! ehrenfest und ehrenlos! sauer und süß! schief und krumm u. s. w.! und so viele Schnabels, und Nasen und Münde, die gar an keinem Gesicht sitzen, sondern so in freyer Luft schweben!

Einige Gesichter sind rabenschwarz, das müssen wohl Afrikaner seyn u. s. w.

So viel ich verstanden habe, sieht Herr Lavater den Kopf eines Menschen und sonderlich das Gesicht, als eine Tafel an, darauf die Natur in ihrer Sprache geschrieben hat: „allhier logiret „in dubio ein hochtrabender Geselle! ein Pinsel! ein unru„higer Gast! ein Poet! 'n Wilddieb! 'n Recensent! ein großer „muthiger Mann! eine kleine freundliche Seele rc. rc."

Es wäre sehr naiv von der Natur, wenn sie so jedwedem Menschen seine Kundschaft an die Nase gehängt hätte, und wenn irgend einer die Kundschaften lesen könnte, mit dem möchte der Henker in Gesellschaft gehen. Darum schämen sich auch einige Leute wohl so, schlagen die Augen nieder, und mögen einen nicht grade ansehen.

Da die Herren Collegen verschiedentlich über dies Buch geperorirt haben; so werde ich wohl nicht schweigen, denn das müßte schlecht seyn, wenn ich nicht noch weniger von der ganzen Sache verstünde als einer von ihnen: und dazu hab ich das Buch nur zweymal einen halben Tag, bey einem vornehmen Gönner gelesen, und bin also absonderlich zu einem **Judex competens qualificirt**, werde auch nicht ermangeln, die Sache zu **ventiliren, pro** und **contra**, vernünftig und unvernünftig, langsichtig und kurzsichtig, nach Exempeln und nach dem Generalbaß u. s. w. wie's das Metier mit sich bringt. Vorher will ich nur noch geschwind erzählen, wie's mir mit den Gesichtern in dem Buch gegangen ist. Bey'n Paar von den Gesichtern sah ich den guten frommen Engel, der hinter der Haut steht, klar und deutlich, und aus 'n Paar andern guckte mich der — leibhaftig an. Bey den meisten war's aber so: wenn ich'n Gesicht angesehen habe, ohne den Text zu lesen, so hab ich nicht gewußt, was darin wäre und was ich davon sagen sollte; sobald ich aber Lavaters schönen Text dazu gelesen hatte, hab ich's alles darin gefunden, und es hat mich oft recht gewundert, wie ich das alles so aus dem Gesichte sehen könnte. Doch zur Sache.

Die Physiognomie ist eine Wissenschaft von Gesichtern; Gesichter sind *Concreta*, denn sie hängen generaliter mit der würklichen Natur zusammen, und sitzen specialiter fest am Menschen; es wäre also die Frage: ob der berühmte Handgriff „Abstractio“ und die „Methodus analytica“ hier nicht zu appliciren wäre, daß man nämlich auf die Erfahrung Acht gäbe: ob der Buchstabe i allemahl, wenn er vorkommt, den Tüttel habe, und ob der Tüttel, wenn er vorkommt, niemahls über einem andern Buchstaben stehe; denn so hätte man heraus, daß der Tüttel und der Buchstabe Zwillingsbrüder wären, und, wo Castor sich betreten liesse, Pollux nicht weit sey. Zum Exempel, es sollen hundert Herren seyn, die alle sehr schnell zu Fuß sind, und davon Proben und Beweis gegeben haben; und diese hundert Herren hätten alle eine Warze vorne auf der Nase. Ich sage nicht, daß die Herren, die eine Warze vorne auf der Nase haben, feige Memmen sind; sie sollen's nur des Exempels wegen seyn; und man soll nicht Einen Renommisten mit einer Warze vorne auf der Nase gefunden haben, und ich wüßte das. Nun ponamus, mir käme ein Kerl ins Haus, der mich einen hungrigen Poeten und Tellerlecker titulirte und mir s. v. ins Gesicht spuckte. Ich wollte mich nicht gern schlagen, wüßte auch nicht, wie's ablaufen könnte, und stünde und dächte dem Dinge weiter nach. Innem würde ich einer Warze auf seiner Nase gewahr; da würde ich mich denn nicht länger halten können, und herzhaft mit meinem point d'honneur auf ihn losgehen, und ich käme sicherlich ungeschlagen davon. Dieser Weg wäre, so zu sagen, die Heerstraße in diesem Felde; es möchte wohl langsam Fortkommen darauf seyn, aber so sicher, als auf den andern Heerstraßen.

Doch die Menschen haben verschiedene Gaben, und daß ich aus jedem Gesicht nicht sehen kann, beweist nichts weiter, als daß ich nicht daraus sehen kann, und darum kann's doch vielleicht ein anderer.

Ist denn aber überall etwas daraus zu sehen? Und schnürt diese Lehre nicht der Freiheit des Menschen den Hals zu? denn

wenn einer nothwendig 'n Schurk ist, der z. E. ein großes Maul hat; so muß er 'n Schurk leben und sterben, 's Maul wird sich nicht zusammen ziehen.

Hierauf würde ich antworten: umgekehrt, so wird 'n Schuh daraus. Ein Mensch ist kein Schurke, wenn er 'n großes Maul hat, sondern wenn er 'n Schurke ist, so hat er 'n großes Maul. Er wird freilich mit dem großen Maul auch wohl 'n Schurke bleiben; aber er kann's doch eben so gut auch nicht bleiben, als wenn er gar kein Maul, sondern statt dessen etwa einen Schnabel hätte oder gar rund zugewachsen wäre. Und wenn er sich bessert, warum sollte sich auch sein grosses Maul nicht zusammenziehen können? Zieht sich doch eine dicke Stange Eisen, die Meister Schmied geglüht hat, in der Kälte wieder zusammen, und so hart und dumm ist doch kein Maul als eine Stange Eisen. Aber 's mag meinetwegen groß bleiben, und die Physiognomen mögen den Eigenthümer für einen Schurken halten. Wenn er ein ehrlicher Mann geworden ist, desto besser für ihn; denn es muß eine Lust seyn, wenn man so die Herren Kunstverständige zum Narren haben kann. Und dazu würde ich mir die Physiognomie dienen lassen, und die Physiognomen, die in solchem Fall nicht von ganzem Herzen gerne Narren seyn wollen, die hohle der Kuckuck! Das sind Taschenspieler, und wage es keiner von ihnen, mich scharf anzusehen, sonderlich, wenn er eine Warze auf der Nase hat. Ein Physiognom, und so stelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, ist 'n Mann, der in allen Menschengehäusen den unsterblichen Fremdling lieb hat, der sich freut, wenn er in irgend einem Gehäuse Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrift, mit dem er Brüderschaft machen kann, und [der] gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frey zu machen, wenn er nur ihre Umstände wüßte. Der unsterbliche Fremdling im Menschen ist aber inwendig im Hause, und man kann ihn nicht sehen. Da laurt nun der Physiognom am Fenster, ob er nicht am Wiederschein, am Schatten oder sonst an gewissen Zeichen ausspioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andere Menschen eine

Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienst zu thun. Mag er bey seiner Entreprise partheyisch seyn, übertreiben, tausendmahl neben der Wahrheit hinfahren, und mehr Unkraut als Weizen sammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und denn ist noch immer die Frage erst, ob alles wirklich Unkraut ist, was du nach deinem Linnäus Unkraut nennst.

Das a. b. c. und ab-ab der Natur ist mir übrigens nicht unwahrscheinlicher, als das a. b. c. und ab-ab in meiner Fiebel. Der Maulwurf wirft anders auf als der Erdkrebs; der König Salomo baut sich ein anderes Haus als Johann Hutmacher, und diese müssen es erst durch den dritten Mann thun lassen; so kann ja der innerliche Baumeister, denn daseyn muß doch einer, aus seinem weichen Mörtel selbst wohl sein Haus, und sonderlich sein Cabinet, nach Stand und Würden bauen! und die härtesten Knochen sind weicher Mörtel gewesen.

Ich liesse mir noch mehr a. b. c'es und ab-ab's gefallen, als an der Nase des Menschen. Was der liebe Gott anfangs alles für Weltkräfte erschaffen, und wie er sie gegen einander geordnet hat, das ist alles vor unsern Augen verborgen, und ich wäre sehr geneigt, die ganze sichtbare Welt als eine Glocke anzusehn, die wir davon läuten hören, ohne recht zu wissen, in welchem Thurm sie ist. Die Natur hat, wie in den Apotheken, ihre simplicia und composita in verschiedene Büchsen gethan, und die äussere Form der Büchse ist das Schild, was sie darüber ausgehängt hat. Der muß wohl sehr glücklich seyn und ein seltener Heiliger, der sie alle versteht; aber der ein grosser Hans ohne Sorgen und Veit auf allen Gassen, der sich um kein's bekümmert.

---

5. Ueber das Gebet.

An meinen Freund Andres.

Es ist sonderbar, daß Du von mir eine Weisung über's Gebet verlangst; und Du verstehst's gewiß viel besser als ich.

Du kannst so in Dir seyn, und auswendig so verstört und albern aussehen, daß der Priester Eli, wenn er Dein Pastor loci wäre, Dich leicht in bösen Ruf bringen könnte. Und das sind gute Anzeigen, Andres. Denn, wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben; und wo Klang und Rumor an Thür und Fenster ist, paßirt im Hause nicht viel.

Daß einer beym Beten die Augen verdreht ꝛc., find' ich eben nicht nöthig, und halte ichs besser: natürlich! Indeß muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt; doch daß einer groß und breit beym Gebet thut, das muß man lästern, dünkt mich, und ist nicht auszustehn. Man darf Muth und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstklug seyn; denn weiß einer sich selbst zu rathen und zu helfen, so ist ja das kürzeste, daß er sich selbst hilft. Die Hände falten ist eine feine äußerliche Zucht, und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergiebt, und's Gewehr streckt ꝛc. Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beym Gebet die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts von Beten wissen wollen. Ist eben so viel, als wenn sie sagten, man solle nichts wünschen, oder man solle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja'n hölzener Bube seyn, der seinen Vater niemahls etwas zu bitten hätte, und erst 'n halben Tag deliberirte, ob er's zu der Extremität wolle kommen lassen oder nicht. Wenn der Wunsch inwendig in Dir Dich nahe angeht, Andres, und warmer Complexion ist; so wird er nicht lange anfragen, er wird Dich übermannen wie 'n starker gewapneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen, und am Himmel anklopfen.

Aber das ist eine andre Frage, was und wie wir beten sollen. Kennt jemand das Wesen dieser Welt, und trachtet er ungeheuchelt nach dem, was besser ist; denn hat's mit dem Gebet seine gewiesene Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und

thöricht von Mutterleibe an. Wir wissen nicht, was uns gut ist, Andres, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen! Und also muß man nicht auf seinem Stück stehen, sondern blöde und discret seyn, und Dem lieber alles mit anheimstellen, der 's besser weiß als wir.

Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und würken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herren Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Respect für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabey an Simson zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ, und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug. Und kurz, Andres, ich glaube, daß der Regen wohl kömmt, wenn es dürre ist, und daß der Hirsch nicht umsonst nach frischem Wasser schreie, wenn einer nur recht betet und recht gesinnt ist.

Das „Vater Unser" ist Ein für allemahl das beste Gebet, denn Du weißt, wer 's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeinet hat; wir krüppeln es nur von Ferne, einer noch immer armseliger als der andere. Das schadet aber nicht, Andres, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das beste thun, und der weiß, wie 's seyn soll. Weil Du 's verlangst, will ich Dir aufrichtig sagen, wie ich 's mit dem „Vater Unser" mache. Ich denke aber, 's ist so nur sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gerne eines bessern belehren lassen.

Sieh', wenn ich 's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und denn stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind denn in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl, und hat seine Rechte Hand über's Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt, und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und denn fang' ich an:

Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name.

Das versteh' ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondre Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut seyn, und wünsche nur, daß das Andenken an Gott, und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über alles groß und heilig seyn möge.

Zu uns komme dein Reich.

Hiebey denk' ich an mich selbst, wie 's in mir hin und her treibt, und bald dies bald das regiert, und daß das alles Herzquälen ist, und ich dabey auf keinen grünen Zweig komme. Und denn denk' ich, wie gut es für mich wäre, wenn doch Gott aller Fehd' ein Ende machen und mich selbst regieren wollte.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Hiebey stell' ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen Willen thun, und keine Qual rührt sie an, und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten, und frohlocken Tag und Nacht; und denn denk' ich: wenn es doch also auch auf Erden wäre!

Unser täglich Brod gieb uns heute.

'n jeder weiß, was täglich Brod heißt, und daß man essen muß, so lange man in der Welt ist, und daß es auch gut schmeckt. Daran denk' ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen und so flugs und fröhlich bey der Schüssel sind. Und denn bet' ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

Und vergieb uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Es thut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kömmt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelio unter die Augen: und mir entfällt das Herz,

und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknecht vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

Und führ uns nicht in Versuchung.

Hier denk' ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

Sondern erlöse uns von dem Uebel.

Mir sind hier die Versuchungen noch im Sinn, und daß der Mensch so leicht verführt werden, und von der ebnen Bahn abkommen kann. Zugleich denk' ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindsucht und Alter, an Kindesnoth, Kaltenbrand und Wahnsinn, und das tausendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt ist und die armen Menschen martert und quält, und ist Niemand der helfen kann. Und Du wirst finden, Andres! wenn die Thränen nicht vorher gekommen sind, hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraus sehnen, und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hülfe wäre. Denn muß man sich aber wieder Muth machen, die Hand auf den Mund legen, und wie im Triumph fortfahren:

Denn dein ist das Reich, und die Kraft, und die Macht, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Jung-Stilling.

Familienleben im Stilling'schen Hause.

(1777.)

Eberhard Stilling und Margarethe, seine eheliche Hausfrau, erlebten eine neue Periode in ihrer Haushaltung. Da war ein neuer Hausvater und eine neue Hausmutter in ihrer Familie entstanden.* Die Frage war also: Wo sollen diese beiden sitzen, wenn wir speisen? — Um die Dunkelheit im Vortrag zu vermeiden, muß ich erzählen, wie eigentlich Vater Stilling seine Ordnung und Rang am Tische beobachtete. Oben in der Stube war eine Bank von einem eichenen Brett längs der Wand genagelt, die bis hinter den Ofen reichte. Vor dieser Bank, dem Ofen gegenüber, stand der Tisch, als Klappe an die Wand befestigt, damit man ihn an dieselbe aufschlagen konnte. Er war aus einer eichenen Diele von Vater Stilling selbsten ganz fest und treuherzig ausgearbeitet. An diesem Tisch saß Eberhard Stilling oben an der Wand, wo er durch das Brett befestigt war, und zwar vor demselben. Vielleicht darum hatte er sich diesen vortheilhaften Platz gewählt, damit er seinen linken Ellenbogen auf das Brett stützen, und zugleich ungehindert mit der rechten Hand essen könnte. Doch davon ist keine Gewißheit, denn er hat sich nie in seinem Leben deutlich darüber erkläret. An seiner rechten Seiten vor dem Tisch saßen seine vier Töchter, damit sie ungehindert ab- und zugehen könnten. Zwischen dem Tisch und dem Ofen hatte Margrethe ihren Platz; eines Theils, weil sie leicht fror, und an-

* Eberhard Stilling ist des Schriftstellers Großvater; der neue Hausvater und die neue Hausmutter sind seine Eltern.

dern Theils, damit sie füglich über den Tisch sehen könnte, ob etwa hier oder dort etwas fehlte. Hinter dem Tisch hatten Johann und Wilhelm gesessen, weil aber der eine verheirathet war, und der andere Schule hielt, so waren diese Plätze leer, bis jetzo, da sie dem jungen Ehepaar, nach reiflicher Ueberlegung angewiesen wurden.

Zuweilen kam Johann Stilling, seine Eltern zu besuchen. Das ganze Haus freute sich, wann er kam; denn er war ein besonderer Mann. Ein jeder Bauer im Dorf hatte auch Ehrfurcht für ihn. Schon in seiner frühen Jugend hatte er einen hölzernen Teller zum Astrolabium, und eine feine, schöne Butterdose von schönem Buchenholz zum Compas umgeschaffen, und von einem Hügel geometrische Observationen angestellt. Denn zu der Zeit ließ der Landesfürst eine Landcharte verfertigen. Johann hatte zugesehen, wann der Ingenieur operirte. Zu dieser Zeit aber war er wirklich ein geschickter Landmesser, wurde auch von Edeln und Unedeln bei Theilung der Güter gebraucht. Große Künstler haben gemeiniglich die Tugend an sich, daß ihr erfinderischer Geist immer etwas neues sucht; daher ist ihnen dasjenige, was sie schon erfunden haben, und was sie wissen, viel zu langweilig, es ferner zu verfeinern. Johann Stilling war also arm; denn was er konnte, versäumte er, um dasjenige zu wissen, was er nicht konnte. Seine gute einfältige Frau wünschte oft, daß ihr Mann seine Künsteleien auf Feld und Wiesen zu verbessern wenden möchte, damit sie mehr Brod hätten. Allein, laßt uns der guten Frauen ihre Einfalt verzeihen; sie verstund es nicht besser; wenigstens Johann war klug genug hiezu. Er schwieg oder lächelte.

Die Quadratur des Zirkels und die immerwährende Bewegung beschäftigten ihn zu dieser Zeit. War er nun in ein Geheimniß tiefer eingedrungen, so lief er geschwind nach Tiefenbach, um seinen Eltern und Geschwistern seine Entdeckung zu erzählen. Kam er denn unten durchs Dorf herauf, und es erblickte ihn jemand aus Stillings Hause, so lief man gleich und rief alle zusammen, um ihn an der Thüre zu empfangen.

Ein jedes arbeitete dann mit doppeltem Fleiß, um nach dem Abendessen nichts mehr zu thun zu haben. Dann setzte man sich um den Tisch, stützte die Ellenbogen drauf, und die Hände an die Backen, aller Augen waren auf Johanns Mund gerichtet.

Alle halfen denn an der Quadratur des Zirkels erfinden; selbst der alte Stilling verwendete vielen Fleiß auf diese Sache. Ich würde dem erfinderischen, oder besser, dem guten und natürlichen Verstande dieses Mannes Gewalt anthun, wenn ich sagen sollte: er hätte nichts in dieser Sache geleistet. Bei seinem Kohlenbrennen beschäftigte er sich damit. Er zog eine Schnur um sein Birnmostfaß, schnitt sie mit seinem Brodmesser ab; sägte dann ein Brett genau vierkantig, und schabte es so lange, bis die Schnur just drum paßte. Nun mußte ja das viereckige Brett genau so groß seyn, als der Zirkel des Mostfasses. Eberhard sprang auf Einem Fuß herum, verlachte die großen gelehrten Köpfe, daß sie aus dem einfältigen Dinge so viel Werks machten, und erzählte bei nächster Gelegenheit seinem Johann die Erfindung. Wir wollen die Wahrheit gestehn. Vater Stilling hatte wohl nichts Höhnisches in seinem Charakter; doch lief hier eine kleine Satire mit unter; aber der Landmesser machte bald der Freude ein Ende, indem er sagte: Es ist die Frage nicht, Vater! ob ein Schreiner einen viereckigen Kasten machen könne, der just so viel Haber enthalte, als eine runde cylindrische Tonne; sondern es muß ausgemacht seyn, wie sich der Diameter des Zirkels gegen seine Peripherie verhalte, und dann, wie groß eine Seite des Quadrats sey müsse, wann es so groß als der Zirkel seyn soll. Aber in beiden Fällen darf an einem Facit nicht der tausendste Theil eines Haars fehlen. Es muß in der Theorie durch die Algeber bewirkt werden können, daß es wahr ist.

Der alte Stilling würde sich geschämt haben, wenn nicht die Gelehrsamkeit seines Sohns, und seine unmäßige Freude darüber, alles Schämen bei ihm verdrängt hätte. Er sagte deswegen nichts weiter, als: Mit Gelehrten ist nicht gut disputiren; lachte, schüttelte den Kopf, und fuhr fort, von einem

birkenen Klotz Späne zu schneiden, womit man Feuer und Lichter, auch allenfalls eine Pfeife Tobak anzünden konnte. Dieses war so seine Beschäftigung bei müssigen Stunden.

Stillings Töchter waren stark und arbeitsam. Sie pflegten die Erde, und sie gab ihnen reichliche Nahrung im Garten und Felde. Dortchen * aber hatte zarte Glieder und Hände, sie wurde geschwind müde, und dann seufzte sie und weinte. Unbarmherzig waren nun die Mädchen eben nicht; aber sie konnten doch nicht begreifen, warum ein Weibsmensch, das eben so groß als ihrer eine war, nicht auch eben so gut sollte arbeiten können. Doch mußte ihre Schwägerin oft ausruhen, auch sagten sie ihren Eltern niemals, daß sie kaum ihr Brod verdiente. Wilhelm sah es bald ein; er erhielt daher von der ganzen Familie, daß seine Frau ihm am Nähen und Kleidermachen helfen sollte. Dieser Vertrag wurde geschlossen, und alle befanden sich wohl dabei.

Der alte Pastor Moriz besuchte nun auch zum erstenmal seine Tochter. Dortchen weinte für Freuden, wie sie ihn sah, und wünschte Hausmutter zu seyn, um ihm recht gütlich thun zu können. Er saß den ganzen Nachmittag bei seinen Kindern, und redete mit ihnen von geistlichen Sachen. Er schien ganz verändert, kleinmüthig und betrübt zu seyn. Gegen Abend sagte er: Kinder! führt mich einmal auf das Geißenberger Schloß. Wilhelm legte seinen eisernen schweren Fingerhut ab, und spuckte in die Hände; Dortchen aber steckte ihren Fingerhut an den kleinen Finger, und nun stiegen sie zum Wald auf. Kinder! sagte Moriz, mir ist hier so wohl unter dem Schatten der Maibuchen. Je höher wir kommen, je freier werd' ich. Es ist mir eine Zeit her gewesen, als einem der nicht zu Hause ist. Dieser Herbst muß wohl der letzte meines Lebens seyn. Wilhelm und Dortchen hatten Thränen in den Augen. Oben auf dem Berge, wo sie bis an den Rhein, und die ganze Gegend übersehen konnten, setzten sie sich an eine zerfallene Mauer des Schlosses. Die Sonne stand in der Ferne nicht hoch mehr über

* Wilh. Stillings Gattin, die Pfarrerstochter, des Schriftst. Mutter.

dem blauen Gebirge. Moriz sah starr dorthin, und schwieg lange, auch sagten seine Begleiter nicht ein Wort. Kinder! sprach er endlich, ich hinterlaß euch nichts, wenn ich sterbe. Ihr könnt mich wohl missen. Niemand wird um mich weinen. Ich habe mein Leben mühsam und unnütz zugebracht, und Niemand glücklich gemacht. Mein lieber Vater! antwortete Wilhelm, ihr habt doch mich glücklich gemacht. Ich und Dortchen werden herzlich um euch weinen. Kinder! versetzte Moriz, unsere Neigungen führen uns leicht zum Verderben. Wie viel würde ich der Welt haben nützen können, wenn ich kein Alchymist geworden wäre! Ich würde euch und mich glücklich gemacht haben! (Er weinte laut.) Doch denke ich immer daran, daß ich meinen Fehler erkannt habe, und nun noch will ich mich ändern. Gott ist ein Vater, auch über die irrenden Kinder. Nun höret noch eine Ermahnung von mir, und folgt derselben: Alles was ihr thut, das überlegt vorher wohl, ob es auch andern nützlich seyn könne. Findet ihr, daß es nur euch dienlich ist, so denkt: das ist ein Werk ohne Belohnung. Nur wo wir dem Nächsten dienen, da belohnt uns Gott. Ich habe arm und unbemerkt in der Welt dahingewandelt, und wann ich todt bin, dann wird man meiner bald vergessen; ich aber werde Barmherzigkeit finden vor dem Thron Christi, und selig seyn. Nun gingen sie wieder nach Haus, und Moriz blieb immer traurig. Er ging umher, tröstete die Armen und betete mit ihnen. Auch arbeitete er und machte Uhren, womit er sein Brod erwarb, und noch etwas übrig behielt. Doch dieses währte nicht lange, denn den folgenden Winter verlor man ihn; man fand ihn nach dreien Tagen unter dem Schnee und war todt gefroren.

Nach diesem traurigen Zufall entdeckte man in Stillings Hause eine wichtige Neuigkeit. Dortchen war gesegneten Leibes, und Jedermann freute sich auf ein Kind, deren in vielen Jahren kein's im Hause gewesen war. Mit was für Mühe und Fleiß man sich auf Dortchens Entbindung gerüstet, ist nicht zu sagen. Der alte Stilling selbst freuete sich auf einen Enkel,

und hoffte noch einmal vor seinem Ende seine alte Wiegenlieder zu singen, und seine Erziehungskunst zu beweisen.

Nun nahte der Tag der Niederkunft heran, und 1740 den 2. September, Abends um 8 Uhr, wurde Henrich Stilling geboren. Der Knabe war frisch, gesund und wohl, und seine Mutter wurde gleichfalls, gegen die Weissagungen der Tiefenbacher Sibyllen, geschwind wieder besser.

Das Kind wurde in der Florenburger Kirche getauft. Vater Stilling aber, um diesen Tag feierlicher zu machen, richtete ein Mahl an, bei welchem er den Herrn Pastor Stollbein zu sehen wünschte. Er schickte daher seinen Sohn Johann ans Pfarrhaus, und ließ den Herrn ersuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um seinem Mahle beizuwohnen. Johann ging, er that schon den Hut ab, als er in den Hof kam, um nichts zu versehen; aber leider, wie oft ist alle menschliche Vorsicht unnütz! Es sprang ein großer Hund hervor; Johann Stilling griff einen Stein, warf, und traf den Hund in eine Seite, daß er abscheulich zu heulen anfing. Der Pastor sah durchs Fenster was passirte; voll von Eifer sprang er heraus, knüpfte dem armen Johann eine Faust vor die Nase; Du lumpigter Flegel! krisch er, ich will dich lernen meinem Hund begegnen! Stilling antwortete: Ich wußte nicht, daß es Ew. Ehrwürden Hund war. Mein Bruder und meine Eltern lassen den Herrn Pastor ersuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um der Taufmahlzeit beizuwohnen. Der Pastor ging und schwieg still. Doch murrte er aus der Hausthür zurück: Wartet, ich will mitgehen. Er wartete fast eine Stunde im Hof, liebkosete den Hund, und das arme Thier war auch wirklich versöhnlicher, als der große Gelehrte, der nun aus der Hausthüre herausging. Der Mann wandelte mit Zuversicht an seinem Rohrstab. Johann trabte furchtsam hinter ihm mit dem Hut unterm Arm; den Hut aufsetzen, war eine gefährliche Sache; denn er hatte in seiner Jugend manche Ohrfeige von dem Pastor bekommen, wenn er ihn nicht früh genug, das ist, so bald er ihn in der Ferne erblickte,

abgezogen hatte. Doch aber eine ganze Stunde lang mit blo-ßem Haupt, im September, unter freiem Himmel zu gehen, war doch auch entsetzlich! Daher sann er auf einen Fund, wie er füglich seinen Kopf bedecken möchte. Plötzlich fiel der Herr Stollbein zur Erde, daß es platschte. Johann erschrack. Ach! rief er, Herr Pastor, habt ihr euch Schaden gethan? Was gehts euch an, Schlingel! war die heldenmüthige Antwort die-ses Mannes, indem er sich aufraffte. Nun gerieth Johanns Feuer in etwas in Flammen, daß er herausfuhr: So freue ich mich denn herzlich, daß ihr gefallen seyd, und lächelte noch dazu. Was! Was! rief der Pastor. Aber Johann setzte den Hut auf, ließ den Löwen brüllen, ohne sich zu fürchten, und ging. Der Pastor ging auch, und so kamen sie denn endlich nach Tiefenbach.

Der alte Stilling stund vor der Thüre, mit bloßem Haupt; seine schönen grauen Haare spielten am Mund; er lächelte den Herrn Pastor an, und sagte, indem er ihm die Hand gab: Ich freue mich, daß ich in meinem Alter den Herrn Pastor an meinem Tisch sehen soll; aber ich würde so kühn nicht gewesen seyn, wenn meine Freude über einen Enkel nicht so groß wäre. Der Pastor wünschte ihm Glück, doch mit angehängter wohl-meinender Drohung, daß, wenn ihn nicht der Fluch des Eli treffen sollte, er mehr Fleiß auf die Erziehung seiner Kinder an-wenden müßte. Der Alte stund da in seinem Vermögen und lächelte, doch schwieg er stille und führte Seine Ehrwürden in die Stube. Ich will doch nicht hoffen, sagte der Herr Pastor, daß ich hier unter dem Schwarm von Bauern speisen soll. Vater Stilling antwortete: Hier speist niemand, als ich und meine Frau und Kinder, ist euch das ein Bauernschwarm? Ei, was anders! antwortete jener. So muß ich euch erinnern, Herr! — versetzte Stilling, daß ihr nichts weniger als ein Diener Christi, sondern ein Pharisäer seyd. Er saß bei den Zöllnern und Sündern, und aß mit ihnen. Er war überall klein und niedrig und demüthig. Herr Pastor! . . . meine grauen Haare richten sich in die Höhe; setzt euch, oder geht

wieder. Hier pocht etwas: ich möchte mich sonst an eurem Kleide vergreifen, wofür ich doch sonsten Respekt habe. . . . Hier! Herr! hier vor meinem Hause ritt der Fürst vorbei; ich stund da vor meiner Thür; er kannte mich. Da sagte er: Guten Morgen, Stilling! Ich antwortete: Guten Morgen; Ihr Durchlaucht! Er stieg vom Pferd, er war müde von der Jagd. Hohlt mir einen Stuhl, sprach er, hier will ich ein wenig ruhen. Ich habe eine luftige Stube, antwortete ich, gefällt es Ihro Durchlaucht in die Stube zu gehen, und da bequem zu sitzen? Ja! sagt er. Der Oberjägermeister ging mit hinein. Da saß er, wo ich euch meinen besten Stuhl hingestellt habe. Meine Margrethe mußte ihm fette Milch einbrocken und ein Butterbrod machen. Wir beiden mußten mit ihm essen, und er versicherte, daß ihm niemalen eine Mahlzeit so gut geschmeckt habe. Wo Reinlichkeit ist, da kann ein jeder essen. Nun entschließt euch, Herr Pastor! — Wir alle sind hungrig. Der Pastor setzte sich und schwieg still. Da rief Stilling allen seinen Kindern, aber keines wollte kommen, auch selber Margrethe nicht hinein. Sie füllte dem Prediger ein irdenes Kümpchen mit Hühnerbrüh, gab ihm einen Teller Cappes mit einem hübschen Stück Fleisch und einem Krug Bier. Stilling trug es selber auf; der Pastor aß und trank geschwind, redete nichts, und ging wieder nach Florenburg. Nun setzte sich alles zu Tische, Margrethe betete, und man speisete mit größtem Appetit. Auch selbst die Kindbetterin saß an Margrethens Stelle mit ihrem Knaben an der Brust. Denn Margrethe wollte ihren Kindern selbst dienen. Sie hatte ein sehr feines weißes Hemd, welches noch ihr Brauthemd war, angezogen. Die Ermel davon hatte sie bis hinter die Ellenbogen aufgewickelt. Von feinem schwarzen Tuch hatte sie ein Leibchen und Rock, und unter der Haube stunden graue Locken hervor, schön gepudert von Ehre und Alter. Es ist wirklich unbegreiflich, daß während der ganzen Mahlzeit nicht ein Wort vom Pastor geredet wurde; doch halte ich davor, die Ursache war, daß Vater Stilling nicht davon anfing.

Hippel.

Ueber die Herrschaft in der Ehe.

(1774.)

Wenn den Männern die Herrschaft im Hause zusteht, so kommt der Frau die Regierung zu; ist der Ehemann Präsident von der Hausjustiz, so ist sie Polizeipräsident. Die Gesetze, nach denen erkannt wird, heißen das Hausrecht. Hausrecht bricht Stadtrecht, Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht Kaiserrecht. Man beschuldigt die Weiber, sie wären herrschsüchtig; allein wer ist es nicht? wir sind alle Könige, Priester und Propheten, nur jeder auf seine Weise; und doch ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß die Weiber mit aller ihrer Hoheit nichts weiter beabsichtigen, als jene Kleinigkeit — uns zu besitzen und von uns geliebt zu werden; wir nur sollen ihnen zugehören. Jene Zeit ist nicht mehr, da dem Ehemann die Gerichtsbarkeit über Hand und Hals zustand, und da ungetreue Weiber dem Urtheil ihres Mannes unterworfen waren, als ob die schamhaften Gesetze von einem so gräulichen Verbrechen nichts wissen wollten; die Zeit, wir, und das schöne Geschlecht, haben uns mit der Zeit geändert. Was sollte auch Weiber von der Theilnahme an der obrigkeitlichen Würde im Hause abhalten? Das Recht des Stärkeren überzeugt nicht; der Spruch, auf den bei der Trauungsformel ein so bleiernes Gewicht gelegt wird: und er soll dein Herr seyn, heißt in einer freyen Uebersetzung: dein Beschützer. Man denke nur an den Ritter d'Eon und an so große Regentinnen, um gewiß zu werden, daß

es nicht am schönen, sondern am starken Geschlechte liegt, wenn hier und da eine Frau im Hause nicht sonderlich regiert. Da die Weiber eben so gut Menschen sind wie die Männer, und da ihnen gleiche Rechte gebühren; konnt' es wohl an Vorschlägen fehlen, beide Menschenklassen auf gleichen Fuß zu setzen? Sie, die Mütter der besten Menschen, die alles was groß und edel war, zur Welt brachten und erzogen, sollten immerwährend mit dem schwärzesten Undank belohnt und nicht viel besser behandelt werden, als wenn sie Zeelverkoopern in die Hand gefallen wären: indem sie zu lebenslanger Sklaverey verurtheilt, nur in so weit glücklich sind, als sie an gute oder böse Herren kommen? Soll denn die zweite so ehrwürdige Klasse des Menschengeschlechtes ewig in der Wiege bleiben, immer mit Spielzeug und kindischen Näschereyen unterhalten werden? soll sie immer der Thon seyn, der seinen Schöpfer nicht fragen darf: was machest Du? Ueberall ohne wesentliche Gültigkeit! Die Geistlichen sagen: meine Brüder; und sterben heißt: versammelt werden zu seinen Vätern. — — Als in Constantinopel Druckereien angelegt werden sollten, hieß es: wovon sollen die Abschreiber leben? und kaum kann man sich einen stärkeren Einwand denken, wenn von der bürgerlichen Verbesserung des andern Geschlechtes die Frage ist. Ohne Zweifel hielt der Umstand, daß der Mann beschützen und die Frau gefallen soll, den Plan zurück, Knäblein und Mägdlein in Eine Schule zu schicken: und das mit Recht, so lange es bei der gestrengen Einrichtung verbleibt, kraft deren der Mann nicht blos vor dem Riß stehet, wenn Noth am Mann ist, sondern auch allein ins Publikum tritt. Mittlerweile und so lange noch das Publikum von der Frau keine Notiz nimmt, sollten denn aber doch, da Niemand zweien Herren dienen kann, die Männer dem Staate dienen, und durch ihre Frauen das Haus bedienen lassen. Daß der Staatsausdruck dienen, sehr oft befehlen bedeute, darf ich nicht bemerken: und eben so wenig, daß die Herren Männer die Staatsgeschäfte nur so ziemlich fabrikmäßig handhaben. Der Besitz macht selig! Je mehr

die Weiber sich Mühe geben, männlich zu werden oder männlich zu thun, je mehr entfernen sie sich von der Herrschaft, indem diese ihnen völlig unangemessene Rolle ihnen so viele Zeit raubt, daß sie in allem zu kurz kommen. Bittet ein freies Wesen ein anderes freies Wesen um seinen Beistand, so begiebt es sich nicht in dessen Sklaverei; vielmehr ist es die Pflicht des Stärkeren, diese Beihülfe zu leisten: der Schwächere macht dadurch eigentlich keine Schuld; allein, der Stärkere berichtiget eine. Sein Gläubiger ist die Natur; und will er darum scheel sehen, daß sie so gütig gegen ihn war? Wäre das schöne Geschlecht eben so stark, wie das unsrige — was würde aus der Welt geworden seyn? was noch aus ihr werden? Die Menschen haben die Ehre und die Schande, das Glück und das Unglück, ihres Gleichen untergeben zu seyn. Unsere Allerdurchlauchtigsten sind so Menschen, wie ihre allerunterthänigst Treugehorsamsten: und so ist auch der Mann, dem in der Regel die rechte Hand im Hause gebührt, so wenig fehlerfrei, wie seine Gattin; aber bei dem allen kann letztere nichts Weiseres thun, als sich in die Zeit schicken, so lange es böse Zeit ist; bringen nicht auch die Männer mit augenscheinlichem Gewinn einen guten Theil ihrer Menschenrechte dem Staate dar? und wer kann wider den Strom schwimmen? — Die Männer ertragen von Staatswegen so viele Ungerechtigkeiten, daß die Weiber wohl thun, sich in ihren Häusern auf kleinere Uebel gefaßt zu machen. Wenn sie Weiber bleiben, vermögen sie durch Sanftmuth und Duldung Alles, so daß es von ihnen im Geist und in der Wahrheit heissen kann: wenn sie schwach sind, sind sie stark. Auf dem Wege der Duldung und der Sanftmuth kommen die Männer nie zum Ziel in ihrem Beruf; auch sollen sie es nicht: weil sie stark sind, liegt es ihnen ob, nur durch Muth zu überwinden; allein auch eben weil sie stark sind, müßten sie den Gedanken verbannen, im Hause herrschen zu wollen. Wer will denn, daß die Frau über den Mann herrschen soll? Nur auch sie soll nicht von ihm beherrscht werden. Können denn nicht zwei Menschen beisammen

leben, die sich vom heiligen Geiste selbstgemachter Gesetze leiten und führen lassen, ohne daß Einer unter ihnen sein stolzes Haupt emporhebt und, kraft eingebildeter Gewalt, die Ordnung der Dinge verändert, sie lieber verderbt, als ihr folgt? Daß doch die Menschen, die sich so schlecht selbst regieren, so herzlich gern den Meister über Andere spielen! obgleich ihre Sicherheit und ihre Ruhe in dem Grade abnehmen, in welchem die Grenzen ihrer Machtvollkommenheit sich erweitern. Zu Saturns Zeiten war weder Herr noch Knecht, weder persönliche noch dingliche Leibeigenschaft: wo Furcht ist, ist nicht Liebe; denn die Furcht treibt die Liebe aus. — Der Vorschlag, daß der Mann Regent, Madame Premierminister sey — ist ein Vorschlag zur Güte; allein ist es rathsam, den Bedarf eines Premierministers öffentlich zu bekennen? — Ich muß jeden Vergleich verbitten und es zum rechtlichen Erkenntniß aussetzen. — — Männer haben die Erlaubniß zu trotzen; Weiber müssen vorstellen: Männer können behaupten, Weiber dafür halten: wenn alle Stricke reissen, können Männer lachen; Weiber müssen weinen. Die Tugend der Demuth, die man oft für Schwäche zu halten gewohnt ist, und die man nur gar zu gern aus der Zahl der Tugenden, welche eine Stärke voraussetzen, verstoßen möchte, gewinnt im Weibe ihren ganzen und den ihr gebührenden Vorzug. Könnte man nicht, um es mit Niemand zu verderben und doch der Sache so nahe zu treten als möglich, über die Preisfrage, „wem die Herrschaft gebühre?“ antworten: der Vernunft? Diese sollte wenigstens überall herrschen, obgleich, leider! die Klugheit sie oft vom Throne stürzt; nicht der Vernünftigste, wohl aber der Klügste, herrscht überall. — Wenn der schwächste Landesherr nicht blos einen besonders lieben getreuen, sondern auch einsichtsvollen Liebling hat, so ist alles im Geleise. Bei der Preisantwort: der Vernunft, wird Niemand beleidigt, weder Mann noch Weib; sie herrschen beide, in so weit sie vernünftig sind.

Kaiser Joseph II.

Aus seinen Briefen. *

(1774—1789.)

1. An Maria Antonia, Königin von Frankreich.

Madame!

Ich wünsche Ihnen Glück zu der Thronbesteigung ihres Gemahls. — Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volk die Liebe wiedergeben, die es sonst für ihre Könige gehabt, und das Reich so glücklich und groß machen, als es einsmalen gewesen.

Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Louis XV auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwiesen, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiseuls, Malesherbes, und den Chalotais entfernet — Männer wie Maupeou, den verhaßten Abt Terray, und den Duc d'Aiguillon ans Ruder gesetzt, die mit der schändlichen Du Barry das Reich plünderten und verwirrten; und dies hatte ihm die Liebe seines Volks geraubt.

Ich habe diesen Prinzen oft in meinem Innersten beklagt, daß er sich so sehr zum Spiel seiner Leidenschaften gemacht, so herabgesetzt vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und seiner Unterthanen selbst; und daß er so wankend in seinen Entschließungen als König gewesen.

* Die kleinen Flüchtigkeiten in der Schreibart sind, als Bürgschaft für die Aechtheit dieser Briefe, unverändert stehen geblieben.

Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls, Ihm die Liebe seines Volks zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht, um sich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu versichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken seyn.

Leben Sie immer zufrieden, Königinn! befestigen Sie die Harmonie zwischen Frankreich und dem deutschen Reich, und entsprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Bestimmung, die Sie zur Friedensstifterinn von zweyen der berühmtesten Nationen Europens gemacht.

Ich küsse Ihnen die Hände, und bin mit der größten Hochachtung

Euer Majestät

gehorsamster Bruder und Freund

Wien, im May 1774.

Joseph.

An Ferdinand Graf von Trautmannsdorf, Minister in Niederlanden.

Liebster Graf!

In der That, es kann der Bemerkung eines Philosophen nicht entgehen, daß seit einiger Zeit ein Geist der Widersetzlichkeit sich über Europa verbreite, der um so mehr Epoche seyn muß, da wir in einem Jahrhundert sind, wo gute Könige regieren. Man war beym Emporkommen der Philosophie in einem täuschenden Zustand, hatte sich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben, und mehrere Folgsamkeit für die Gesetze versprochen, da sie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gut gesinnten Unterthans seyn müßte.

Es würde vielleicht zum Labyrinth des menschlichen Geistes seyn, wenn man die Ursachen, die so viele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hievon aufspüren wollte. Bey allem dem ist es merkwürdig, daß Frankreich durch Unterstützung von Amerika dem Freyheitssinn Stoff zum Denken gegeben hat.

Holland war der erste Staat in Europa, der sich durch die aristokratische Herrschsucht einiger Bewinds-Häbers zum verunreinigten Land gemacht, bis endlich Preußen Friede im Erbtheil Oraniens gebot.

In der Region dieser Gegenden empörten sich die Niederländer; meine eigene Unterthanen widersetzten sich den Verfügungen, die ich zum Beßten dieser Provinzen getroffen habe, und an der Spitze des Jeanhagels stunden die Edlen der Nation! Selbst Frankreich succedirte in diesen Verwirrungen dadurch, daß es die Notablen zusammenberief; das Volk wähnte sich unter Heinrich IV. zu seyn, hoffte von den oratorischen Talenten ihrer Repräsentanten so vieles. Die Menschen verlangen mit Ungestüm eine Freyheit, die ihnen nachtheilig würde, da die wenigsten hievon Kenner des Gebrauchs derselben sind.

Möchten alle, die zur Erziehung und zum Volkstone mit beytragen können, dem Unterthan darstellend machen, daß die meisten Revolutionen eine Wirkung des Ehrgeizes einiger Wenigen seyen, daß diese das Volk zu Ausführung ihrer Absichten gebrauche, und daß der glückliche Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerbluts erkauft werden müsse. Beinahe wären die Jahrhunderte Alba's und der Dragonaden von den Valois wieder aufgelebt, hätte nicht ein Genius von höherer Macht den Oelzweig über Europe ausgebreitet, und dem Toben der Unzufriedenen Einhalt gethan.

Die Begebenheiten in Oesterr. Niederlanden haben mir verdrüßliche Augenblicke gemacht; und dieses Volk wird sich die Zuneigung nicht wieder erwerben, die ich einstens für sie empfand.

Wien, im Sept. 1787.

Joseph.

An einen seiner Freunde.

Mein Freund!

Wenn es einstens Neronen, und einen Dionys gab, der über die Schranken seiner Macht hinausgieng, wenn Tyrannen

gewesen, die einen Mißbrauch von der Gewalt gemacht, die ihnen das Schicksal in die Hände gab, ist es darum billig, daß man unter dem Vorwand von Besorgnissen, die Rechte einer Nation für die Zukunft zu bewahren, einem Fürsten alle mögliche Hindernisse in seinen Regierungsanstalten in Weg gelegt, die nichts anders als das Wohl und das Beßte seiner Unterthanen zum Endzweck haben?

Ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen seyn lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen; mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den Thron bestiegen, habe ich mehrmalen Beweise davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenschaft sey; daß ich zur Befriedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe, und selbst keine Qualen scheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Absichten näher bringen, die ich mir vorgesetzt habe; und dem ohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widersetzlichkeiten von solchen, von welchen ich es am wenigsten vermuthen konnte.

Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Unterthanen nicht; als Regent eines großen Reichs muß ich den ganzen Umfang meines Staats vor Augen haben, den ich mit *einem* Blick umfasse, und kann auf die separaten Stimmen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allzeit Rücksicht nehmen.

Das Privat-Beßte ist eine Chimäre, und indem ich es auf einer Seite verliere, um meinem Vaterland damit ein Opfer zu bringen, kann ich auf der andern Seite an dem allgemeinen Wohl Antheil nehmen! — Aber wie viele denken daran!

Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorsehung dazu bestimmt seye, mein Diadem mit all der Last von Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Täge und der Wunsch: Nicht zu seyn, derjenige meiner

Empfindungen seyn, die sich unwillkührlich meinem Geist darstellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt, und hoffe, daß, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter, und unpartheyischer dasjenige untersuchen, und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan.

Wien, im October 1787.

Joseph.

An Karl Prinz von Nassau,

General in Russischen, Französischen und Spanischen Diensten.

Mon Prince!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Oktober 1789 verordne ich einen Kongreß, nach dem Osmanns Volk die Giaurs um Frieden bitten wird. Die Traktaten von Karlowitz und Passarowitz dienen meinen Ambassadeurs zur Basis der Unterhandlungen, wobey ich mir Choczim und einen Theil von der Moldau zueignen werde. Rußland behält die Halbinsel Krimm, Oczakow wird geschleift, der Prinz Karl von Schweden wird Herzog von Kurland, und der Großherzog von Florenz Römischer König.

Dann ist Universalfriede in Europa. Bis dorthin hat Frankreich mit den Notablen der Nation Richtigkeit gemacht, und — — *

Wien, im Jänner 1789.

Joseph.

* Nach diesen, durch die Geschichte anders, als der erlauchte Briefschreiber es ahnete, ausgefüllten Gedankenstrichen folgt noch ein unbedeutender, den Eindruck dieses Briefes schwächender Satz, den wir absichtlich weglassen.

Engel.

Aus dem Charaktergemälde „Herr Lorenz Stark."

(1801.)

1. Die Krisis.

(Zur Orientirung: Der Alte des Gesprächs ist Herr Lorenz Stark, der Handelsherr, seine Tochter ist die Doktorin Herbst, an einen der berühmtesten Aerzte zu H.... verheirathet. Herr Stark hat seine ganze Handlung der Aufsicht des Sohnes übergeben; dieser aber versäumt das Geschäft, und der Vater hält ihn für leichtsinnig, während er nur in eine bedrängte, mit Kindern gesegnete Wittwe, Frau Lyk, deren Mann der Doktor Herbst in der Kur gehabt hatte, verliebt war. Seinem Schwager hatte sich der junge Stark anvertraut, und dieser muß dem Alten beibringen, daß der Sohn (er weiß nicht warum) in die weite Welt hinaus wolle. Den entrüsteten Vater besänftigt die Doktorin, aber sie und die Mutter erfahren das Geheimniß des Sohnes erst vom Doktor. Die Aussicht ist trübe und gewitterhaft, und die Verschwornen sinnen, wenn nicht auf Frieden, doch auf einen nicht zu verachtenden Waffenstillstand. In diesen kritischen Augenblick fällt das nachstehende Gespräch mit dem feinen Alten über die Krisis: —)

Abends bey Tisch erlitt der Muth der Frau Doktorin, durch einen einzigen Blick des Alten, einen gar unsanften Stoß. Es war Donnerstag, wo, nach der Regel, das ganze Herbstische Haus, bis auf das kleinste Enkelchen herunter, bey dem Alten versammelt, und dieser dann gemeiniglich sehr vergnügt und beredt war. Eins der ersten Gespräche pflegte von denjenigen Kranken des Doktors zu seyn, die der Alte, wenn auch nur von Ansehen, kannte, und an denen er, theils dieser Bekanntschaft wegen, theils weil sie Kunden seines Schwiegersohnes waren, viel Theil nahm.

Dießmahl fragte er besonders nach einem gewissen Herrn

Heil, einem Manne von mittleren Jahren, der eine starke Familie hatte.

Ach, der! sagte der Doktor: der ist schon völlig außer Gefahr.

Doch? das ist mir eine sehr liebe Nachricht! Der Mann hat viel Unglück gehabt, und es kann nur sehr wenig Vermögen da seyn: was wär' aus den vielen lieben Kindern geworden? es ist übrigens ein so rechtlicher, ein so stattlicher Mann: er hat mir Tag und Nacht in Gedanken gelegen. Aber — wenn ich nicht irre, so sagten Sie ja nur noch vorgestern: er sey der Schlimmste von Ihren Kranken; es sey Ihnen ganz bange um ihn?

Da stand's auch mit ihm soso. Er lag da eben in einer Krisis.

Was heißt das? Krisis: das Wort, däucht mir, hab' ich schon öfter gehört.

Das Wort ist griechisch, mein lieber Vater.

Ey meinetwegen arabisch! Ich mögte den Sinn davon wissen. Ihr Herrn nennt immer Alles mit fremden Namen; wozu das? Eine teutsche Krankheit wird doch keine griechischen Zufälle haben?

Aber Zufälle, die sich teutsch nicht so kurz wollen sagen lassen. Krisis nennt man bey hitzigen Fiebern die letzte, stärkste Anstrengung der Natur, der Krankheit durch irgend eine hinreichende Ausleerung gekochter Krankheitsmaterie ein Ende zu machen.

Gekochte Krankheitsmaterie! wiederholte der Alte langsam, und wiegte mit dem Kopf vor sich hin. Das ist nun teutsch; in der That!

Teutsch, wie Griechisch. Nicht wahr?

Beynahe.

Ich will mich näher erklären. Gekocht nennen wir eine Krankheitsmaterie, wenn sie sich von den gesunden Säften, denen sie beygemischt war, schon so abgesondert hat, daß der Körper sich ihrer entschütten, oder wo nicht völlig entschütten, sie doch nach außen hin absetzen kann. Hat die Natur zu dieser Wirkung noch Kraft, so genest der Kranke; hat sie keine, so stirbt er. So lange nun dieses glückliche oder unglückliche

Bestreben der Natur fortdauert, sagt man von einem Kranken: er sey in der Krisis.

Ja nun — nun wird's helle, Herr Sohn; nun versteh' ich. Und so kann man denn auch in einer Krisis, wo es sich mit der Krankheit bessert, so herzlich krank sein?

Nicht anders. Während der ganzen Zeit, da die Materie gekocht, und dadurch die Krisis vorbereitet wird — Sie verstehn mich nun schon — —

Vollkommen.

Während dieser ganzen Zeit ist die Krankheit im Wachsen, im Zunehmen; und kurz vor der Krisis, oder vor dem glücklichen Auswurf der Unreinigkeiten, pflegen heftige, drohende Bewegungen zu entstehen, die das Uebel auf seinen höchsten Grad treiben, und die man füglich einen kritischen Tumult nennen kann.

Bewahre Gott! rief der Alte, der einst einen Tumult erlebt hatte, und vor dem Worte erschrack.

Nicht doch! Helfe Gott! muß man sprechen.

Was? Helfe Gott! zu einem Tumulte? Doch freylich; wenn's mit dem Bewahren zu spät ist, da hat man schon Recht, daß man um's Helfen bittet. Und die Hülfe kommt denn wohl durch den Doktor; nicht wahr?

Der kann dabei wenig, sehr wenig. Das Meiste und das Beste muß die Natur thun.

So! — Aber der Doktor nimmt doch sein Geld; und da, dächt' ich, wär's denn auch Pflicht, daß er zur Hand wäre, und mit Allem, was er von Pulvern und Mixturen nur auftreiben könnte, wacker in den Tumult hineinwürfe, um desto eher Frieden zu stiften.

Die Anwesenden lachten — bis auf den Sohn, der in Gedanken vertieft saß — und am meisten lachte der Doktor. Sie wären mir ein trefflicher Arzt, lieber Vater. Wissen Sie, daß Sie durch Ihre zu große Thätigkeit die Krisis stören, und dadurch den Kranken in's Grab bringen könnten?

Ei wie so? das mögt' ich doch ungern. Der arme Heil!

Eine gestörte Krisis zieht immer entweder schleunigen Tod, oder doch gefährliche, in der Folge tödtliche Versetzungen nach sich, die wir abermals mit einem griechischen Worte Metastasen nennen.

Genug! genug! sagte der Alte; kein Griechisch weiter! Ich merke wohl, Ihr Herrn macht's Euch bequem, deckt Euren Kranken fein warm zu, und gebt mit untergeschlagenen Armen Achtung, wo die Natur hinaus will.

Viel besser ist's wirklich nicht. Ich gesteh' es Ihnen.

Je nun — Wenn's so am sichersten oder am heilsamsten ist, ist's am besten. — Er saß hier einen Augenblick nachdenkend, und spielte mit seinem Teller. — Lieb ist mir's denn doch, daß ich bey der Gelegenheit dahinter gekommen, wie ein kritischer Tumult muß behandelt werden. Ich hätte da einen erzeinfältigen Streich können machen.

Wie so? fragte der Doktor.

Ich hätte mich können verführen lassen, mitten in einer Krisis die Cur zu versuchen.

Sie? fragte der Doktor noch einmal.

Der Alte schwieg; aber ein bedeutender, lächelnder Blick, den er nicht sowohl auf den Sohn, als nach der Seite hinwarf wo dieser saß, ließ den drei Verbündeten keinen Zweifel, daß er mit seinen Reden auf den Zustand des Sohnes ziele: nur, wie er ihn in diesem Zustande zu behandeln denke, das blieb ein Räthsel. Nach Tische rieth man und rieth; aber mit allem Rathen ward die Neugier mehr gespannt als befriedigt. Endlich that die Doktorin, die gewissermaßen das Orakel der Familie war, und die seit dem Siege von diesem Morgen noch an Ansehen gewonnen hatte, den wirklich nicht üblen Vorschlag, daß man sich für jetzt den Kopf nicht weiter zerbrechen, sondern die eigne Erklärung, die der Vater durch sein Betragen geben würde, ruhig abwarten solle; ein Vorschlag, den Mutter und Mann höchlich billigten; denn daß diese Erklärung völlig befriedigend und völlig zuverlässig seyn müßte, sprang in die Augen.

2. Vater und Sohn.

Die Gelegenheit, sein gegebenes Wort zu erfüllen, * fand sich für den Doktor gar bald. — Willkommen! Willkommen! sagte der Alte, als jener das nächste Mal zu ihm hineintrat: wie stehts? — und vor allem, Herr Sohn: wie stehts mit unserm kritischen Kranken? Ich sehe ja die Mutter noch keine Anstalten machen.

Anstalten, lieber Vater? Wozu?

Zu dem Abschiedsschmause, den ich bestellt habe. Hat er denn immer noch Fieber? — Ein ihm eigenes flüchtiges Muskelnspiel um die Gegend der Lippen schien anzudeuten, daß er die Krankheit des Sohns eben nicht für die ernsthafteste halte.

Es steht, wie es steht: sagte der Doktor, der diese Gelegenheit, für den Schwager zu reden, um so lieber ergriff, da der Alte nur eben seinen schwersten Posttag abgefertigt hatte, und jetzt, seiner Gewohnheit nach, im Sessel der Ruhe pflegte. In solchen Augenblicken, wußte er, war das Herz des Alten für Eindrücke des Angenehmen und Guten immer am meisten offen: denn die Gegenwart, die allein ihm zuweilen zur Last fiel, hatte er dann bei Seite geschafft; und in die Vergangenheit pflegte er immer mit großer Gemüthsruhe zurück, so wie in die Zukunft mit froher Hoffnung vorwärts, zu blicken.

Sie reden ja ganz bedenklich, erwiederte er dem Doktor. Es wird doch nichts Schleichendes werden? — Da möcht' es mit der vorhabenden Reise noch langen Anstand haben. — Er lächelte wieder.

Bis jetzt ist es Flußfieber; sonst nichts. — Daß sich etwas Schlimmers dahinter versteckt halten sollte, will ich nicht hoffen. Indessen hat man der Fälle.

Aber es läßt sich doch vorbauen? Nicht?

Allerdings. — Auch wüßt' ich nicht leicht, für welchen Kranken, wenn es zum Ernst kommen sollte, ich treuer und herzlicher sorgen würde, als für den Bruder. Ich lieb' ihn gar sehr;

* Dem Vater bessere Begriffe von dem Sohne beizubringen.

denn so wenig ich seine kleinen Schwachheiten an ihm verkenne, so weiß ich doch, daß er zu unsern rechtschaffensten, selbst zu unsern edelsten jungen Bürgern gehört.

Das klingt gar schön; in der That! Und am schönsten wohl in dem Ohr eines Vaters.

Sie haben mich fast abgeschreckt, über den Bruder mit Ihnen zu reden. —

Wie das? — Wenn Sie mir solche Dinge von ihm zu sagen, und noch mehr, wenn Sie mir Beweise davon zu erzählen haben; so reden Sie bis in die sinkende Nacht! Ich will hören. — Leider! würden solche Dinge für mich nur zu sehr den Reiz der Neuheit haben.

Und woher wollten Sie auch, daß sie ihnen bekannt seyn sollten? — Ihr Sohn ist mit dem Guten, das er gethan hat, nie laut geworden.

Das klingt ja immer noch schöner. — Er beugte sich gegen den Doktor vor, und setzte mit einem kleinen ungläubigen Kopfschütteln hinzu: Sie haben mich ganz neugierig gemacht. Was für Wunderdinge werd' ich dann hören.

Der Doktor hatte keine Noth, unter den Beweisen von dem Edelmuthe seines Schwagers zu wählen; er hatte nur Einen, aber auch desto wichtigern, in seinem Gedächtniß. — Sie erinnern sich doch, fing er an, des unglücklichen Verhältnisses, worin Ihr Sohn mit dem seligen Lyk stand? Sie wissen doch, zu welchen boshaften, verläumderischen Briefen nach A... sich dieser leichtsinnige Mann durch kaufmännischen Eigennutz hatte verleiten lassen.

Ich weiß das freilich, Herr Sohn. Aber ich bitte: wenn's zu ihrem Zwecke nicht unumgänglich nöthig ist, so lassen Sie's ruhen! — Als der Mann sich hinlegte und starb, ging mir das nahe und da gab ich ihm die Erinnerung daran in sein Grab.

Edel! — und wahrlich! will dort ich sie nicht wieder hervorziehen. — Nur gestehen Sie: daß es noch edler, als bloßes Vergessen ist, wenn man so bittre Beleidigungen, die für den

Menschen nicht minder kränkend als für den Kaufmann waren, mit den wichtigsten, langwierigsten, mühsamsten Diensten erwiedert.

Und wer that das? fragte der Alte begierig.

Ihr Sohn. — Meine wenige Hoffnung, den seligen Lyk zu retten, da sein Fieber so heftig und sein Körper so sehr entnervt war, ward mir noch vollends durch eine ganz sichtbare Unruhe seines Gemüths vereitelt. Ich suchte ihr auf den Grund zu kommen; und es fand sich, daß er die schmerzlichste Sehnsucht fühlte, sein dem Bruder erwiesenes Unrecht wieder gut zu machen, und daß er nicht ruhig glaubte sterben zu können, wenn er nicht durch die aufrichtigste und wehmüthigste Bitte um Vergebung sein Gewissen erleichtert hätte. Ich erbot mich zum Mittelsmanne, und ich ward mit Freuden dazu angenommen. Wenn der Bruder nicht gleich auf mein erstes Wort bereit war, den unglücklichen Mann zu besuchen; so lag das nicht, wie ich Anfangs glaubte, an einem Rest von Rachgier oder an einer natürlichen Herzenshärte, sondern blos an seinem allgemeinen Abscheu vor Allen Krankenzimmern, und an der Furcht vor dem zu heftigen Eindrucke, den ein Sterbender auf ihn machen könnte. Als er sich endlich entschloß, mir zu folgen, und nun den Unglücklichen ansichtig ward, der ihm unter lautem Schluchzen die zitternden Arme entgegenstreckte; da war auf einmal jener Abscheu und jene Furcht aus seinem Herzen so rein verschwunden, daß er mit der lebhaftesten Begierde auf den Kranken zustürzte, und ihn mit Inbrunst umarmte. Das Menschliche, Edle, Großmüthige seines Benehmens rührte jeden Gegenwärtigen, und auch mich, der ich wahrlich! nicht der Weichmüthigste bin, bis zu Thränen. Wie viel Mühe gab er sich, den armen Leidenden zu beruhigen, und ein Bekenntniß zurückzuhalten, das für ihn so beschämend und kränkend seyn mußte! Aus wie vollem Herzen strömte ihm das Wort der Versöhnung, als ihm seine innre Erschütterung es endlich auszusprechen erlaubte! „Fordern Sie, sagte er, fordern Sie einen Beweis von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen; und wenn er irgend in meinen Kräften steht, so betheur' ich Ihnen vor

Gott: ihn will ihn mit Freuden geben. Kann ich Ihnen, kann ich den Ihrigen dienen? Kann ich's in diesem Augenblicke? kann ich's in Zukunft? Womit? Womit? — Ich erwarte nur Ihr Wort, bester Lyk; und was es auch immer seyn mag — —“

Der Alte saß in seinem Sessel, vor lauter Zuhören so stille, daß er kein Glied bewegte. Nur war er sich gleich Anfangs mit der Hand nach dem Stutz gefahren, um ihn von seinem guten Ohre ein wenig zurückzustoßen, und jetzt auf einmal fuhr er sich mit den Fingern an seine Augenwimper.

Der Sterbende, fuhr der Doktor fort, nutzte die Erklärung des Bruders zu einer Bitte, deren Wichtigkeit ich erst hinterher aus der ungeheuren Arbeit kennen lernte, die ihre Erfüllung kostete. Er gestand, daß seine Handlungsgeschäfte in Verwirrung, seine Bücher in nicht geringer Unordnung wären.

Das will ich glauben, sagte der Alte. —

Er bejammerte das Schicksal seiner Frau und seiner unmündigen Kleinen, wenn ihn Gott von der Welt rufen sollte.

Und das mit Recht! ich denke, er war nicht weit mehr vom Bruche.

Der auch wohl sicher erfolgt wäre, wenn die unermüdbare Geschäftigkeit Ihres Sohnes nicht gethan hätte —

Wie? —

Das Geständniß des Sterbenden war kaum abgelegt, als Ihr Sohn ihm sein heiliges Wort gab: daß er auf den Fall seines Todes nicht ruhen wolle, als bis er Alles, so gut er es immer möglich finde, in Ordnung gebracht habe.

Und er hielt's? rief hier der Alte hitzig.

Mit der pünktlichsten Treue. Ganze Monate lang brachte er, Abend vor Abend, in jenem Hause der Trauer unter den verdrüßlichsten Geschäften zu, verglich Brüche, zog Rechnungen aus, schrieb oder beantwortete Briefe; indessen Sie, mein lieber Vater, ihn auf Bällen, oder in Konzertsälen, oder an Spieltischen glaubten. —

Es wäre besser gewesen, wenn der Doktor diesen unnöthigen

Zusatz unterdrückt hätte; denn ohne dem Schwager damit zu nützen, that er sich selbst damit Schaden. Er brachte sich um ein Fäßchen Weins, oder um irgend ein andres Geschenk, das er sonst für seine angenehme Erzählung gewiß erhalten hätte.

Ich habe denn eben keinen Wahrsagergeist, sagte der Alte empfindlich. — Die Thorheiten meines Sohns, die mich verdrießen mußten, durft' ich erfahren; aber sein Gutes, das mir hätte können Freude machen — —.

Der Doktor entschuldigte sich, wegen seines Geheimhaltens, mit dem abgenöthigten Versprechen, zu schweigen; einem Versprechen, das er vielleicht zu gewissenhaft bis auf den Vater ausgedehnt habe. Die kleine Falschheit, die in dieser Erklärung lag, da vorzüglich um des Vaters willen jenes Versprechen war gefordert worden, glaubte er sich vergeben zu können. — Bald darauf erinnerte er sich einiger Kranken, denen er noch Besuche zu geben hatte, und empfahl sich dem Alten. —

Er war schon mehrere Minuten hinaus, als Herr Stark noch in seinem Sessel, von dem er beide Arme bequem herabhangen ließ, mit feuchtem Blick vor sich hinschmunzelte, und in Gedanken das unbegreifliche Bild seines geputzten und gepuderten Sohnes anstaunte, wie er vor dem Krankenbett eines Feindes edelmüthige Thränen vergoß, und ganze Monate lang alles Vergnügen aufgab, um in das Chaos vernachläßigter Handlungsbücher Licht und Ordnung zu bringen. — Er ward durch den Besuch von ein paar Fremden gestört, die für die abgebrannte Kirche zu L.. und die mit abgebrannten Pfarr- und Schulgebäude milde Beyträge sammelten. Er nahm sie mit vieler Leutseligkeit auf, und statt der dreißig oder fünfzig Reichsthaler, die er sonst vielleicht geschrieben hätte, schrieb er jetzt volle hundert. — Der erste Buchhalter, Monsieur Burg, trat herein, und suchte mit verlegener Miene einen Brief vorzubereiten, worin ein Verlust von mehrern Tausenden als höchstwahrscheinlich vorausgesagt ward. — So etwas fällt in einer Handlung schon vor, sagte der Alte, und gab ihm den Brief, nach nur flüchtiger Durchsicht

mit einer Freundlichkeit wieder, als ob er die angenehmste Nachricht von der Welt enthielte.

Den ganzen Abend hindurch war er über die Entdeckung, die er so unvermuthet gemacht hatte, ungewöhnlich heiter und froh; es war ihm, als ob ihm erst jetzt, in seinem hohen Alter ein Sohn wäre geboren worden. Als er in seine Schlafkammer gieng, gab er vorher der Alten, die solcher ehelichen Zärtlichkeiten schon seit vielen langen Jahren entwöhnt, und daher nicht wenig, aber auch nicht unangenehm, erstaunt war, einen recht herzlichen Kuß. Das einzige, was ihn noch innerlich ärgerte, war der Umstand, daß an einer Waare, die doch tiefer hinein ein so gutes und feines Gespinnst zeigte, gerade das Schau-Ende so schlecht seyn mußte.

Lavater.

I. Physiognomische Regeln.

(Zwischen 1770 und 1780.)

Allgemeine Regeln.

Ist der erste Moment, da dir ein Mensch erscheint, und zwar im rechten Lichte, ganz vortheilhaft für ihn; verschob sein erster Eindruck nichts in dir; wurdest du durch ihn auf keine Weise gedrückt, oder geniert; fühltest du dich in seiner Gegenwart sogleich und immer froher und freyer, lebendiger und mit dir selbst, auch wenn er dir nicht schmeichelte, auch wenn er nicht mit dir sprach, zufriedner, so sey sicher — der wird bey dir, in sofern niemand zwischen euch steht, nie verlieren, immer gewinnen. Die Natur hat euch für einander gebildet. Ihr werdet einander mit sehr wenigem sehr vieles sagen können . . . Studire nur genau und bezeichne die sprechendsten Züge.

Sehr viele gewinnen, je mehr sie gekannt sind; sie gefielen nicht im ersten Momente.

Es muß ein Grund der Disharmonie zwischen dir und ihnen seyn, daß sie dir anfangs nicht ganz einleuchteten; und ein Grund der Harmonie, warum sie mit jedem Male mehr einleuchteten.

Suche genau den Zug, der nicht mit dir harmonirt; findest du ihn nicht in dem Munde, so fürchte dich nicht zu sehr! Findest du ihn nicht dort, so beobachte genau, in welchen Momenten, bey welchen Veranlassungen er sich am klarsten zeigt.

Wer sich am ungleichsten und gleichsten ist, das ist, so mannichfaltig und so einfach, wie möglich; so veränderlich und unveränderlich, so harmonisch, wie möglich, bey aller Lebendigkeit und Wirksamkeit, wessen bewegteste Züge den Charakter des festen Ganzen nie verlieren, sondern demselben konform sind, der sey dir heilig! Aber wo du das Gegentheil, auffallenden Widerspruch zwischen dem festen Fundamental-Charakter und den beweglichen Zügen wahrnimmst, da sey zehnfach vorsichtig auf deiner Hut — da ist — Narrheit oder Schiefsinn.

Bemerke die blitzschnellen Momente der völligsten Ueberraschung. Wer in solchen seine Gesichtszüge günstig und edel bewahren kann; wem in solchen kein fataler Zug entwischt, kein Zug der Schadenfreude, des Neides, des kaltverachtenden Stolzes, dessen Physiognomie und dessen Charakter werden jede Probe aushalten, die man über sterbliche und sündliche Menschen darf ergehen lassen.

Sehr klug, oder sehr kalt, oder sehr dumm, nie aber wahrhaft weise, nie ächt-lebendig, nie fein-empfindsam, nie zärtlich sind diejenigen, deren Gesichtszüge sich nie merkbar verändern.

Sehr klug, wenn ihre Gesichtszüge wohl proportionirt — genau bestimmt, scharf pronunzirt sind.

Sehr dumm, wenn die Gesichtszüge flach, ohne Nuance, ohne Charakter, ohne Beugung oder Schweifung sind.

Wessen Figur schief — wessen Mund schief — wessen Gang schief — wessen Handschrift schief ist, das ist, nach ungleichen, sich durchkreuzenden Direktionen geht — dessen Denkungsart, dessen Charakter, dessen Manier, zu handeln, ist schief, inkonsequent, einseitig, sophistisch, falschlistig, launisch, widersprechend, kaltschalkhaft, hartgefühllos.

Stirn.

Wenn eine schöngewölbte Stirn, in der Mitte zwischen den Augbraunen, besonders wenn die Augbraunen markirt, gedrängt, regulär sind, eine leicht sichtbare, perpendikuläre, nicht gar zu lange — oder zwo parallele Falten dieser Art hat, so gehört sie sicher zu den Stirnen erster Größe. Solche Stirnen sind nur zuverläßig klugen und männlich-reifen Charaktern eigen; und wenn sie sich an Frauenspersonen finden, so wird man schwerlich was klügeres, honnetteres, königlich-stolzeres und bescheideneres finden.

Jede Stirn ist schwachsinnig, die in der Mitte und unten-her, eine, auch nur kaum merkbare länglichte Höhlung hat, mithin selbst länglicht ist — ich sage, eine kaum merkbare — sobald sie merklich ist, ändert sich alles.

Länglichte Stirnen, mit scharf-angezogener, faltenloser Stirnhaut, wo auch bei seltener Freude keine lieblich-lebendige Falte sich äußert, sind kalt, hämisch, argwöhnisch, bitter, eigensinnig, überläßtig, prätentios, kriechend, und können wenig vergeben.

Stark vorgebogene, oben sehr zurückliegende Stirnen, mit bogigen Nasen, und länglichtem Untertheile des Gesichtes — schwindeln immer an der Narrheit Abgrunde.

Jede, oben vorwärts sinkende, unten gegen das Auge eingehende Stirn, an einem ausgewachsenen Menschen, ist ein sicheres Zeichen unheilbarer Imbezillität.

Wie weniger Buchten, Wölbungen, Vertiefungen, wie mehr einflache Flächen, oder geradlinigt-scheinende Umrisse an einer Stirn wahrzunehmen sind, desto gemeiner, mittelmäßiger, ideenärmer, erfindungsunfähiger ist die Stirn.

Es giebt schöngewölbte Stirnen, die beinahe groß und genialisch scheinen, und dennoch beinahe närrisch, und nur halbklug sind; an dem Mangel, oder an der Wildheit und Verworrenheit der Augbraunen entdeckt man ihre Klugheits-Aefferei.

Lange Stirnen, oben mit etwas sphärischen Knoten, sind gemeiniglich nicht sehr zurückgehend; haben immer einen untrennbaren, dreifachen Charakter — genialische Blicke, mit wenig ruhig zergliederndem Verstande — Starrsinn mit Wankelmuth, Kälte mit Heftigkeit — daneben haben sie was Feines und Edles.

Stirnfalten.

Schiefe Falten in der Stirn, besonders wenn sie ungefähr parallel sind, oder scheinen, sind sicherlich ein Zeichen eines armseligen, schiefen, argwöhnischen Kopfes.

Parallel reglierte, nicht gar zu tiefe Stirnfalten, oder parallel gebrochne, findet ihr selten anderswo, als bei sehr verständigen, weisen, redlichen und geradsinnigen Menschen.

Stirnen, deren obere Hälfte mit merklichen, besonders zirkelbogenen Falten durchfurcht, deren untere Hälfte flach und faltenlos ist, sind ganz zuverläßig dumm, und aller Abstraktionen beynahe unfähig.

Stirnfalten, die bei der geringsten Bewegung der Stirnhaut in der Mitte sich tief abwärts senken, sind der Schwachheit schon sehr verdächtig.

Sind die Züge stehend, tief eingegraben, sehr tief herabsinkend, so zweifelt nicht an Geistesschwäche, oder Stupidität, mit Kleinsinn und Geiz gepaart.

Merkt aber wohl, daß die talentreichsten Genies eine Linie, die in der Mitte merklich abwärts senkt, unter drei beinahe Horizontal-Parallelen zu haben pflegen.

Verworrene, starkgegrabene, gegen einander streitende Falten in der Stirn — sind immer ein sicheres Zeichen eines rohen, verworrenen, und schwer zu behandelnden Charakters.

Zwischen den Augbraunen noch eine gevierte Fläche — oder eine thorförmige, faltenlose Breite, die faltenlos bleibt, wenn um sie her sich alles roh furcht — o, da ist ein sicheres Zeichen der höchsten Schwachheit und Verworrenheit.

Roh, derb, indelikat-argwöhnisch, ehrgeizig, bey manchen guten Eigenschaften, sind alle — in deren Stirnen sich scharfe, verworrene, schiefe Falten formen, wenn sie, seitwärts schielend, scharflauernd, mit verschobenem Munde horchen.

Augen.

Augen, die sehr groß, und zugleich äußerst blauhell, beynahe durchsichtig sind, wenn sie im Profil angesehen werden, sind von leichter und großer Capazität; aber zeigen zugleich äußerst empfindliche, schwer zu behandelnde, argwöhnische, eifersüchtige, sehr leicht gegen jemand einzunehmende Charaktere an; auch sind sie von Natur, wie zur Wollust, so zur Ausforschungs-Begierde sehr geneigt.

Kleine, schwarze, hellfunkelnde Augen — unter starken, schwarzen Augbraunen — tiefliegend, bey spöttischem Lächeln; sind selten ohne Schlauheit, Tiefblick, Feinanstelligkeit; — sind sie ohne spöttischen Mund, so sind sie tiefsinnig kalt, geschmackvoll, elegant, genau — und — mehr zum Geiz, als zur Generosität geneigt.

Augen, die, im Profil anzusehen, mit dem Profil der Nase beinahe gleichlaufen, ohne jedoch (à fleur de tête) vorzustehen, und unter den Augenliedern sich vorzudrängen — zeigen immer eine schwache Organisation, und wenn nicht entscheidende Gegenzüge sind, blöde Geisteskräfte.

Augen, die keine Falten, oder sehr viele kleinliche, lange Falten werfen, wenn sie sich fröhlich oder liebend zeigen wollen, sind immer nur an kleinlichen, blöden, schwachmüthigen Charaktern, oder total Imbezillen zu sehen.

Augen mit langen, spitzen, besonders horizontalen Winkeln — das ist, solchen, die nicht abwärts gehen — mit dickhautigen Deckeln, welche den Augapfel halb zu bedecken scheinen, sind sanguinisch-genialisch.

Augen mit schwachen, schmalen, kahlen Augbraunen, und sehr langen, hohlen Wimpern, zeigen — theils schwächliche Leibs-Disposition, theils phlegmatisch-melancholische Geistesschwäche.

Ruhend-kräftige, schnell-treffende, sanft-durchdringende, wolkigt-serene, schmachtend-schmelzende, langsam sich bewegende Augen; Augen, die hören, indem sie sehen, geniessen, schlürfen, ihren Gegenstand gleichsam mit sich selbst tingieren und kolorieren, ein Medium des sinnlichsten und geistigsten Genusses sind — sind nie sehr rund, nie ganz offen, nie tiefliegend, oder weit hervorstehend, nie stumpfwinklicht, oder abwärts spitzwinklicht.

Tiefliegende, kleine, scharfgezeichnete, glanzlose, blaue Augen unter einer beinernen, beinahe perpendikularen Stirn, die unten sich etwas tief einsenkt, obenher merklich vorwärts rundet — sind zwar nur an scharfsinnigen und klugen, doch meistentheils stolzen, argwöhnischen, harten und kaltherzigen Charaktern wahrzunehmen.

Wie mehr das obere Augenlied, die Haut unten über dem Augapfel, vorstehend und abgeschnitten scheint, den Augstern beschattet, oben sich unter den Augenknochen zurückschiebt; desto mehr Geist, Feinsinn, Verliebsamkeit, genialischer Geschmack; treusinnige, beherzte, zuverläßige Delikatesse.

Augen, die in dem Momente — da sie sich mit dem heiligsten Gegenstande der Adoration beschäftigen, nicht venerabel sind, nicht Ernst und Ehrfurcht einflößen, wenn sie unbemerkt bemerkt werden — werden nie Ansprüche auf Schönheit, noch Empfindsamkeit, noch Geistigkeit machen können. Traut ihnen nie! Sie können nicht lieben, nicht geliebet werden. — Kein Gesichtszug voll Wahrheit und Kraft kann neben ihnen statt haben.

Und welches sind solche Augen? Unter andern — alle sehr weit hervorrollende, bei schiefen Lippen — alle tiefliegende kleinen, unter hohen, perpendikulären, hartknöchernen Stirnen, mit Schädeln, die von der Scheitel bis zum Haarwuchs steil abgehen

---

Augen, die den ganzen Stern, und über und unter dem Stern noch weißes zeigen, sind entweder in einem gespannten, unnatürlichen Zustande; oder finden sich nur an unruhigen, leidenschaftlichen, halbnärrischen, nie an ganz korrekten, reifen, gesundgeistigen, ganz zuverläßigen Menschen.

Gewisse, weit offene, vorrollende Augen bei faden Gesichtern sind eigensinnig ohne Standhaftigkeit, dumm mit Prätension von Weisheit, kalt, und wollen gern warm scheinen, und sind höchstens hitzig, ohne einwohnende Wärme.

Augenbraun.

Eine nette, dichte, dachförmige, schattende Augbraun, an welcher keine wilde Auswüchse vorstehen, ist immer ein zuverläßiges Zeichen eines gesunden, männlich reifen Verstandes; selten von originellem Genie; nie von volatiler, duftiger, amoroser Innigkeit und Geistigkeit.... Staatscabincts-Männer, Rathgeber, Planmacher, Prüfer, aber sehr selten kühne, fliegsame Wagegeister der ersten Größe.

Horizontale Augenbraunen, dicht, reich, nett zeigen immer Verstand, Kälte des Herzens, planreichen Sinn. Wilde Augen-

braunen sind nie an einem sanften, horchsamen, schmiegsamen Charakter.

Hoch über den Augen schwebende, kurze, dichte, unterbrochene, nicht lange, nicht breite, sind meistentheils bey gedächtnißreichen, schlauen, schmiegsamen, frömmelnden Charaktern.

Dichte, schwarze, starke, abwärtssinkende Augenbraunen, die auf den Augen hart anzuliegen scheinen, tiefe, große Augen beschatten, und von einer scharf eingeschnittenen, ununterbrochenen, langen Wangenfalte, die bei der leisesten Bewegung, Verachtung, Trotz, kalten Hohn zeigt, begleitet sind, und über sich eine sichtbar knöcherne Stirn haben, sind nur als Rathgeber — wenn man sich rächen oder sich die Wolfslust des Wehethuns machen will, zu brauchen: sonst so ausweichend, wie möglich und das Ausweichen so verbergend, wie möglich, zu behandeln.

Zweideutige Charaktere.

Wer schnell seine Gesichtszüge und seine Gesichtsfarbe ändert, und sehr sorgfältig ist, diese schnellen Abwechslungen zu verbergen, und plötzlich eine gelassene Miene annehmen kann; wer besonders seinen Mund leicht an= oder abzuspannen weiß, ihn gleichsam im Zaume halten kann und besonders, wenn das Auge des Beobachters sich regt gegen ihn — der ist minder redlich als klug; mehr Weltmann als Philosoph; mehr Politiker als Ruhigweiser; mehr guter Gesellschafter als treuer Freund.

Denker.

Es giebt keinen ächten Denker, dem man es nicht zwischen den Augbraunen, und im Uebergang der Stirn zur Nase ansieht. Fehlt es da an Buchten, oder Tiefe, Feinheit, oder Energie — so wirst du im ganzen Gesichte und im ganzen Menschen und in allen Handlungen und Geistesoperationen, den Denker umsonst suchen — das ist, den Mann mit dem tiefen Bedürfnisse

nach wahren, klaren, bestimmten, consequenten und zusammenhängenden Begriffen.

Zum Fliehen.

Wie klug, wie gelehrt, wie scharfsinnig, wie gewandt, wie brauchbar und nützlich immer ein Mensch sey — wenn er sich immer mißt oder zu messen scheint; wenn er Gravität affektirt, um den Mangel innerer lebendiger Kraft zu bedecken; wenn er gemessenen Schrittes, seines Ich keinen Augenblick vergessend sich im Kopfe, sich im Halse, sich im Schulterblatt tragend einhergeht; und dennoch im Grunde leichten Sinnes und schalkhaften Humors ist, und, sobald er allein ist, alle Würde, Gravität und Selbstaushängung, sein Ich aber nie vergißt: er werde nie dein Freund.

Männliche Charaktere.

Beynahe furchenlose, nicht perpendikuläre, nicht sehr zurückgehende, nicht sehr flache, nicht kugel- sondern schaalenförmige Stirne; dichte, nette, reiche, die Stirn auffallend begränzende Augbraunen, über mehr als halboffenen, jedoch nicht ganzoffenen Augen; eine mäßige Vertiefung zwischen Stirn und einer etwas vorgebogenen, breitrückigen Nase; merklich geschweifte nicht offne, nicht scharf-beschlossne, nicht sehr kleine, nicht grosse, nicht disproportionirte Lippen; ein, weder sehr vorstehendes, noch sehr zurückgehendes Kinn — sind zusammen entscheidend für reifen Verstand, männlichen Charakter, klug-thätige Festigkeit.

Beschluß.

Brauche, mißbrauche es nicht, behalt es für dich und die Wahrheit, die die Natur dich lehrt, und ein Freund der Natur sey dir heilig; Gieb das Heilige nicht den Hunden! — dem Schweine nicht Perlen! Rein ist Alles den Reinen, und Wahrheit ist Eins mit der Freiheit.

II. Den sechsten Januar.

(Aus seinem Tagebuche.)

Wieder mit unverzeihlicher Trägheit den Tag angefangen — ich erzittere über meiner entsetzlichen Unbeständigkeit im Guten — über dem unglaublichen Widerspruche, der sich täglich zwischen meinen überlegtesten Grundsätzen und meinen Handlungen und Unterlassungen findet. — Ach! Gott, werde ich sie jemals in eine vollkommene Harmonie zu bringen im Stande seyn? Ich fürchte, ich fürchte — es niemals so weit bringen zu können. Bis ich mich einmal besser auf meine eignen redlichsten Entschließungen stützen kann, wie lange werde ich noch warten und seufzen, nachdenken und kämpfen müssen?

Ich erwachte doch schon vor sieben Uhr — aber ich wälzte mich, taub gegen den Ruf meines Gewissens und unerbittlich bei dem Andenken an das Vergnügen, das mir meine gestrige frühe Morgenandacht gewährte, in meinen Küssen herum und schlummerte noch fort, bis es acht Uhr geschlagen hatte. —

Unwillig, da meine Frau fragte, ob ich nicht mit ihr beten und lesen wollte, setzte ich mich hin — und konnte mich erst des ungeduldigen Verlangens nicht erwehren, mit dem Morgengebete aus Zollikofers Gesangbuche bald fertig zu seyn.

Doch drängten sich einige Gedanken durch den Nebel hindurch, welcher meine Seele und Stirne umwölkte. Als ich zu den Worten kam: „Ich erneuere hiermit in deiner Gegenwart den aufrichtigen Vorsatz, alle unordentliche Begierden, die in mir aufsteigen, zu unterdrücken, alle böse Gewohnheiten, die ich noch an mir habe, zu bestreiten, und mich in meinem ganzen Verhalten nicht nach dem Willen meines Fleisches — zu richten;“ schien sich mein Herz im Leibe vor Schaam zusammen zu ziehen; ich fing mich an zu ermuntern; ich las die Stelle nochmals; — und fühlte ziemlich lebhaft, wie abscheulich es sey, bei einer so offenbaren Abneigung, vom Gebete, vor dem

allgegenwärtigen Gott, von einem aufrichtigen Vorsatze, alle böse Gewohnheiten zu bestreiten — reden zu dürfen.

Bei der Stelle: „Laß mich oft an den Tod gedenken!" fiel mir ein, daß ich mir doch so feyerlich vorgenommen hätte, alle Morgen einige Augenblicke dem Andenken meiner Sterblichkeit zu widmen — ich wiederholte also meine Bitte wieder, und nicht umsonst. — Nun ward es doch am Ende des Gebetes, dem ich noch einige Lieder beifügte, wieder heller in meinem Kopfe; ich empfand einigen Trieb, den schlechten Anfang des Tages zu vergüten. Ich nahm das Testament, und las das dreizehnte Kapitel im Evangelio Matthäi. Ich behielt mir vorzüglich den letzten Vers: „Und er that daselbst nicht viel Zeichen um ihres Unglaubens willen."

Unglauben und Mangel des Vertrauens, dachte ich, verhindern es, natürlicher Weise, daß ein Kranker selbst bei dem Gebrauche guter Arzneyen nicht gesund werden kann; — Sollte nicht auch der Unglaube in Religionssachen ein in der Natur der Seele gegründetes Hinderniß seyn, daß Gott seine Macht und Güte an uns nicht nach seiner Absicht offenbaren kann?

Nun gieng ich mit ziemlicher Heiterkeit an meine Geschäfte, küßte meine Frau, und dankte ihr: — „Wenn du mich nicht zum Gebete gerufen hättest, Gott weiß, was aus dem heutigen Tage geworden wäre!" Sie drückte mir die Hand, und sagte mit unaussprechlicher Sanftmuth: — „Gehe nur mit Freuden an deine Arbeit! du kannst heute noch viel Gutes thun."

Ich frühstückte, lief noch einmal die Zeitungen durch, und nun wirklich an meine Geschäfte. Es gieng mir alles recht gut von statten. Ich dankte Gott und wagte es, ein paar Augenblicke auf meine Kniee niederzufallen und ihn anzubeten.

Man rief mich zum Mittagsessen. Kaum konnte ich es glauben, daß es schon so späte sey.

Als ich herunter kam, war mein Freund *** da, den meine Frau, um mir Freude zu machen, zu Gaste gebeten

hatte. — Wir verrichteten das Tischgebet, ein jeder für sich, bloß in Gedanken. — Seltsam, daß wir nicht, wie gewöhnlich, laut beten, wenn ein lieber Freund, ein Mitchrist mit uns essen will. Ist es Schaam, ist es Bescheidenheit, Demuth, Ungewohnheit, oder, was ist es? — Etwas Unnatürliches, Schwachheit, Blödigkeit, Mangel an jener Fülle des Herzens, wovon der Mund überfließen soll, scheint es mir immer zu seyn. —

Ich wiederholte, während dem stillen Tischgebete, meine Seufzer, die ich vorhin auf meinem Zimmer allein vor Gott geäußert hatte, daß er mir über der Mahlzeit Gelegenheit geben sollte, etwas Gutes Christliches zu reden, oder zu hören. — Die andern schienen vor mir mit ihrem Gebete fertig zu seyn. Ein neuer Beweis von der Unschicklichkeit des stillen Gebets vor und nach dem Essen. Man muß immer Achtung geben, ob die andern mit ihrem Gebete fertig seyn; es schickt sich nicht, es vor ihnen, oder nach ihnen zu seyn. — Welche armselige Aengstlichkeit, in die man sich so oft durch seine Schüchternheit in Absicht auf Religionssachen setzt!

Wir setzten uns nieder; ich kämpfte einige Augenblicke mit mir selbst, ob ich nicht eben diese Gedanken über das stille Tischgebet auf die Bahn bringen wollte. — Allein schon diese Augenblicke des Zwischenraums benahmen mir den Muth dazu. — Kleine Seele — deren Tugend von solchen kleinen Umständen zernichtet wird!

Es ward eine Flasche umgeschmissen, und zerbrach — Ein ruhiger, sanfter, lächelnder Blick meiner Frau lenkte den Zorn zurück, der sogleich in mir aufsteigen wollte. — Bey diesem Anlasse ward erzählt, daß einst ein frommer Mann ein sehr kostbares Porcellangefäß zum Geschenke bekommen — Er wollte es nicht annehmen — Man sandte es ihm zurücke. Endlich nahm ers an, gab dem Ueberbringer ein Biergeld — langte einen Schlüssel hervor, und zerschlug es mit der größten Gelassenheit. „Es ist sehr wahrscheinlich," sagte er dabey, „daß

dieß Gefäß einmal von jemanden werde zerbrochen werden, und nicht weniger wahrscheinlich, daß dadurch sündlicher Zorn auf Seiten des Besitzers, oder heimliche Angst auf Seiten des Zerbrechers veranlaßt werden würde. Ich selbst würde es, wenn es oft auf meiner Tafel wäre bewundert worden, vielleicht nach und nach so lieb gewinnen, daß es mich sehr ärgern würde, wenn es jemand oder auch ich selber aus Unvorsichtigkeit zerbräche. — Lieber will ich diesem allem zuvorkommen."

Diese Geschichte war sehr lehrreich für mich. Man sprach dafür und dawider. — Mich dünkte es die Handlung einer weisen und grossen Seele zu seyn.

— — — — — — — — — —

Um 6 Uhr des Abends war ich wieder allein, und schrieb mein Tagebuch, rauchte noch eine Pfeife unter allerhand Gedanken und Phantasien; und aß mein Abendbrodt. Es ward weder Gutes noch Böses über dem Essen geredet. Wir beteten alle mit einander. Nach dem Essen las ich meine Grundsätze, und war, Gott Lob! mit dem heutigen Tage, so schlimm der Anfang davon gewesen war, nicht ganz übel zufrieden. Ich warf mich noch auf meine Kniee nieder und betete insonderheit für meine Freunde. —

Garve.

I. Cicero und sein Uebersetzer.

(1783.)

Es giebt Schriftsteller, welche etwas Eigenthümliches haben: und der Uebersetzer nimmt sich vor dieses darzustellen. Obgleich diese Originalität, nicht immer deßhalb, weil sie die Aufmerksamkeit auf sich zieht, auch Vollkommenheit ist, welche Bewunderung verdient; ob sie gleich oft nur ein Auswuchs ist, der in diesem besondern Falle gefällt, weil man ihn in der Empfindung von den Schönheiten nicht zu trennen im Stande ist, mit welchen er sich zusammen findet: so ist es doch der Wunsch der meisten Leser, und gemeiniglich die Absicht der Uebersetzer solcher Schriftsteller, daß ihre Eigenheiten, mit ihren wesentlichen Schönheiten zugleich, in die neuere Sprache übergetragen werden. Ferner: Redner, Dichter, alle die, welche für die Imagination arbeiten, drücken das Unterscheidende einer gewissen Zeit oder gewisser Charactere aus: theils weil sie Gemählde aus der wirklichen Welt entwerfen, die bis auf die individuellen Züge ausgeführt werden müssen, wozu die Umstände der Zeit und des Orts sehr viel beytragen; theils weil sie mit Empfindungen und Leidenschaften zu thun haben, in welchen sich ein Mensch von dem andern, weit mehr, als in den Ideen des Verstandes unterscheidet. Man verlangt also, daß der Uebersetzer derselben uns in jene Zeiten und Oerter versetze, daß er die Farbe der Denkungsart und der Sitten durchschimmern lasse, welche die handelnden Personen, oder den schildernden Dichter und Redner auszeichneten.

Andere gute Schriftsteller hingegen, so wie andere Menschen überhaupt, (und dieß sind gewiß nicht die schlechtesten,) haben gar nichts eigenes. Ihr Talent ist die allgemeine gesunde Vernunft, aber mehr erleuchtet: ihr Charakter ist die allgemeine Sittlichkeit, aber in ihrer feinsten Ausbildung. Weder Denkungsart noch Stil haben auffallende Unterscheidungszeichen. Das was sie sagen, sind einleuchtende Wahrheiten, denen ähnlich, die von jedem andern vernünftigen Menschen oft gesagt worden: die Art, wie sie es sagen, ist die zu allen Zeiten unter allen Nationen übliche, wenn deutliche Begriffe durch eigenthümliche Worte ausgedrückt werden sollen. Alle Eigenschaften, wodurch sie gefallen, finden sich allenthalben, aber selten in dem Grade: diese Männer nehmen sich unter den andern aus, durch Größe, nicht durch das Besondere der Gestalt. Der Uebersetzer, welcher einen solchen Schriftsteller in einer fremden Sprache reden läßt, hat nur darauf zu sehen, daß er auch in dieser Sprache so deutlich, so bündig, so gut rede als möglich. Er wird den Geist seines Autors allemal ausgedrückt haben, wenn er selbst mit Klarheit, mit Bestimmtheit, mit Würde geschrieben hat.

Ist dieser so wenig besondere Mann noch dazu ein Philosoph; erzählt oder schildert er nicht Thatsachen, denen immer die Umstände eine eigene Gestalt geben, sondern liefert er die Schlüsse aus denselben, in welchen das Aehnliche zusammen gefaßt, und das Ungleichartige weggelassen ist: so bleibt noch weit weniger Eigenthümliches auszudrücken übrig. Diese Wahrheiten sind das gemeinschaftliche Gut aller verständigen Menschen. Ohne Zweifel ist der Kopf keines Lesers ganz leer gewesen von irgend einer Idee, die er in dem Buche eines solchen Mannes findet. Es kömmt also bey dem Uebersetzer eben nur darauf an, worauf es bey dem Schriftsteller selbst ankam, die Ausdrücke zu wählen, durch welche jene Ideen bei seinen Lesern am leichtesten und lebhaftesten in Erinnerung gebracht werden können.

Zu der letztern dieser beiden Classen nun scheint mir

Cicero zu gehören, sowohl überhaupt, als besonders in diesen Büchern. Er ist nach meinem Urtheile eben deßwegen der vollkommenste Schriftsteller unter den Lateinern, weil er allgemeinen Beyfall ohne eine merkliche Originalität erhalten hat. Der Franzose, der Deutsche, der Engländer kann an vielen Stellen glauben, einen seiner Landsleute zu lesen. In seinen besten Schriften leuchten weniger National- oder persönliche Unterschiede hervor, als in den Schriften anderer Römer. Nur die einzige Sprache macht die Scheidewand zwischen ihm und uns aus; und diese soll nun der Uebersetzer wegschaffen.

II. Charakter und Handlungen.

(1783.)

Es ist Wahrheit, daß das Wesen der Tugend mehr im Charakter des Menschen, der immer bleibt, als in seinen Handlungen, welche vorübergehende Veränderungen sind, gesucht werden müsse.

Diese Betrachtungsart, die allen Lehrgebäuden der Griechischen Moralisten gemein ist, die schon in der ältesten Metapher liegt, durch welche ihre Philosophen die Tugend bezeichneten, (denn indem sie sie τὸ καλὸν, das Schöne nannten, zeigten sie an, daß sie eine gewisse Gestalt der Seele darunter verstünden, welche, so wie Schönheit des Körpers, durch sich selbst gefällt): diese Betrachtungsart scheint mir ein wahrer Vorzug ihrer Philosophie zu seyn. Sie ist zu gleicher Zeit richtiger und brauchbarer; führt zu mehr Aufschlüssen, und bewahrt vor Irrthümern.

Sie ist richtiger: weil in der That der moralische Unterschied der Handlungen nicht in ihnen selbst, als äußern Thätigkeiten, nicht in ihren Folgen liegen kann, sondern in der Denkungsart, den Gesinnungen des Geistes liegen muß, von welchem sie herstammen. Und diese Denkungsart, diese Gesinnungen dauern fort, auch wo keine Handlungen, aus Mangel des Anlasses, vorhanden sind.

Die moralische Billigung einer Handlung ist etwas andres,

als die Zufriedenheit mit dem Effecte derselben. Und worinn ist sie anders, als in der Rücksicht auf den Charakter, den man zum Grunde bey ihr legt? Physische Ursachen können eben das Gute und Uebel stiften, was aus menschlichen Handlungen entsteht. Aber sie afficiren den, welcher dadurch gewinnt oder leidet, sie afficiren sogar den Zuschauer ganz anders. Jene erregen nichts als Vergnügen und Schmerz. Eine erwiesene Wohlthat, eine zugefügte Beleidigung, erregen zugleich Liebe oder Haß. Ein Beweis, daß diese Empfindung, die aus dem Anschauen menschlicher Handlungen entsteht, noch einen andern geheimern Gegenstand hat. Und welcher kann dieser seyn, als der Geist des Menschen, der, da er sich nach seinem Wesen den Augen andrer nicht sichtbar machen kann, von ihnen in seinen Wirkungen aufgefaßt und empfunden werden muß?

Diese Betrachtungsart ist brauchbarer für den Moralisten. Sie führt ihn unmittelbar darauf, die menschliche Natur zu beobachten, und leitet seine Untersuchungen ohne Umschweif auf den wahren Gegenstand, der für ihn gehört. Der Gesetzgeber, welcher den Menschen nicht bessern, sondern nur unschädlich für seinen Nebenmenschen machen will, darf nur auf die Handlungen desselben sehn; darf diese nur schätzen nach dem Maaße, als sie das Wohl der Gesellschaft stören oder befördern; darf sie nur durch Belohnungen oder Strafen, welche dem durch sie gestifteten Nutzen oder Schaden proportionirt sind, zu veranlassen oder zu hindern suchen. Der Moralist will mehr thun: er will den Menschen glücklich machen, indem er ihn brauchbar für andre macht. Dieß kann durch nichts anders geschehen, als durch Eigenschaften, die in ihm wohnen und bleiben; durch eine Einrichtung und Verfassung seiner sämmtlichen Kräfte, von welcher er den Genuß immer habe, wenn auch der Gebrauch, den er davon äußerlich macht, nur gelegentlich und unterbrochen seyn kann. Das Gesetz will nur, daß der Mensch so handle, ohne sich darum zu bekümmern, wie er sey. Die Moral will, daß der Mensch so sey, damit er so handeln könne. —

Jene Betrachtungsart bewahrt den Moralisten vor Irrthümern.

Der moralische Werth des Menschen wird falsch geschätzt; die Folgen, welche seine Tugenden oder Laster, nach der allgemeinen Natur der Dinge und nach seiner eignen Natur haben, werden falsch berechnet; das Verhältniß, in welchem der Mensch, als ein moralisches Wesen, mit seinem Schöpfer steht, wird falsch angegeben: wenn man bloß bei dem stehen bleibt, was er Gutes oder Uebels in seinem Leben thut: nicht bis dahin dringt, in wie weit er selbst gut oder böse ist.

1. Der moralische Werth des Menschen wird falsch geschätzt. Man fängt an, die Handlungen desselben zu zählen, nicht zu wägen. Man redet von Sünden und guten Werken, anstatt von Tugend und Laster zu reden. Man nimmt die Quantität des Guten oder des Uebels, das ein Mensch gethan hat, für den Maaßstab, um die Größe seines Verdienstes oder seiner Schuld zu bestimmen; und merkt nicht, daß derselbe Grad des guten oder bösen Willens, bey dem Einen durch hundert Gelegenheiten des Tages aufgefordert, gleichsam herausgelockt, in Thätigkeit gesetzt worden seyn kann, indem er bey dem Andern tief im Verborgenen seiner Seele aus Mangel der Anlässe schlummert, oder sich nur durch kleine und schwache äußre Bewegungen zu erkennen giebt. Ist es nun nicht dieser gute oder böse Wille, seine herrschende Neigung, welche den Menschen achtungs- oder verabscheuungswürdig macht? Wenn ich ihn beurtheile nach seinen Thaten: so mische ich seine Umstände, seine Begebenheiten, seine Lage in der Welt, mit in dieses Urtheil; ich lobe oder tadele ihn, — nach Dingen, die gar nicht von ihm abhängen, die mit seiner Moralität in keinem Zusammenhange stehn. Eine feuerschwangere Wolke kann über weite Gegenden wegziehn, ohne einen einzigen Blitzstrahl zu schießen, weil kein Gegenstand ihr nahe genug kömmt, den elektrischen Funken herauszulocken. Eine andre, nicht mehr [als jene] mit dem verderblichen Elemente angefüllt, giebt Schlag auf Schlag; zündet oder zerstört; weil sie über Städte und Dörfer wegzog, deren

erhöhte Spitzen ihre drohende Kraft auf sich leiteten, und in Bewegung setzten.

Der Mensch hat ein solches Feuer in seinem Busen: eines, das erwärmet; ein anderes, das verwüstet. Aber kann ich wohl die Stärke desselben bestimmen, nach der Menge der Menschen, die an der wohlthätigen Erquickung des erstern Theil genommen, oder von den schädlichen Einflüssen des andern gelitten haben?

Der Mensch in Ruhe ist auch ein moralischer Mensch, so wohl als der Mensch in Thätigkeit. Was er in jenem Zustande ist: das zeigt er in diesem. Wir müssen freylich aus dem Betragen erst den Charakter kennen lernen; aber wir müssen uns hüten, die Handlungen als Theile zu betrachteu, aus welchen wir das Ganze des menschlichen Verdienstes oder Mißverdienstes zusammensetzen.

2. Aus der falschen Schätzung der Tugend oder des Lasters entsteht eine falsche Bestimmung der Folgen derselben.

Ich rede nicht von den Folgen im gesellschaftlichen Leben. Diese müssen allerdings nach der Menge und dem Gewichte der Handlungen bestimmt werden. Was der Mensch nicht durch Thaten beweist, das ist er nicht, in den Augen des Gesetzgebers. — Ich rede von den natürlichen Folgen, welche aus der Einrichtung der Welt entstehn, und also von dem Willen des Schöpfers zunächst abhängen. Nach welchen Regeln lassen sich die natürlichen Strafen und Belohnungen, die der Mensch zu erwarten hat, bestimmen? Werden die Handlungen bestraft, oder wird der Charakter gestraft? Der Unterschied ist groß. Im ersten Falle hängt Glückseligkeit und Elend, selbst des Geistes, immer ab von den Umständen und Gelegenheiten: im zweyten nur von dem Menschen selbst. Der Böse, wenn er reich und mächtig in dieser Welt ist, wird mehr bestraft werden, weil er nach seinen Umständen mehr Ausschweifungen begangen, mehr Unglückliche gemacht hat. Ferner: im ersten Falle kann keine Aenderung des Menschen, kein Fortgang in

der Besserung das wieder gut machen, was ehemals begangene Sünden verwirkt haben. Im andern wird das geistige Wohlseyn des Menschen seiner jedesmaligen moralischen Güte angemessen seyn. Er wird von einer vergangenen Untugend nicht mehr leiden, als insofern sie seine jetzige Vollkommenheit einschränkt oder zurückhält; nicht insofern sie damals gelegentlich mehr oder weniger Böses angerichtet hat.

3. Dieses hängt unmittelbar mit dem dritten Irrthume zusammen. Das Verhältniß des Menschen gegen seinen Schöpfer wird in demjenigen System, welches das moralische Uebel bloß in die Begehung der Sünde setzt, falsch bestimmt.

Die große Frage ist: ist das Gericht Gottes über die Menschen dem menschlichen Gerichte vollkommen ähnlich? Urtheilt er auch bloß über Verbrechen und Verdienste: oder urtheilt Er über den ganzen Menschen, wie er ist, und wie er sich nach und nach ausgebildet hat?

III. Gottes Weltbewußtseyn.

(1783.)

1. Die Liebe zur Wissenschaft wird vermehrt, wenn die Wahrheit irgendwo eine erste Quelle hat, der man hoffen kann, sich nähern zu dürfen: wenn man auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit sich schmeicheln darf, daß die Dunkelheiten unsrer Erkenntniß werden aufgeklärt, die Hindernisse derselben gehoben werden.

Ich weiß nicht, ob es ein bloßes Blendwerk meiner Einbildungskraft, oder eine dunkle Empfindung der menschlichen Seele ist, welche sich bey mir etwas mehr entwickelt. Aber es scheint mir etwas trauriges, und zugleich etwas ungereimtes zu seyn, daß alle diese unzählbaren Dinge, mit ihren Vollkommenheiten, Eigenschaften, Wirkungen, Kräften, in einem vollkommenen Zusammenhange, in gränzenlosem Raume und Zeit, vorhanden seyn, und doch zugleich kein Wesen vorhanden seyn solle,

welches sie kenne; kein Wesen, welches eigentlich wisse, was die Welt ist; und in dessen Verstande sich ein solcher Abdruck des Ganzen finde, als wir in unsern Vorstellungen von einigen kleinen abgerissenen Stücken desselben haben.

Ich sage, es scheint mir traurig. Denn nun sehe ich die absolute Unmöglichkeit ein, zu einer Einsicht desjenigen zu gelangen, was mir das allerwichtigste ist, was meine Wißbegierde am meisten reizt, und was, wie es scheint, meine Ruhe und Glückseligkeit auf immer befestigen würde. Wenn kein Gott ist, so werde ich nie weder meine Natur, noch die Natur der Dinge kennen lernen; nie werde ich meinen Ursprung, meine Verbindung mit diesem großen unabsehbaren Schauplatze, in welchem ich aufgetreten bin, erfahren. Woher ich komme, wo sich meine Laufbahn endigt; alles, was das Wesentliche, das Wahre in den Dingen betrifft, was nicht Schein ist; oder wie viel von dem, was ich hier sehe, und zu erkennen glaube, Schein ist: das wird mir ewig unbekannt bleiben; denn es ist Niemanden bekannt. Ich und meines Gleichen, wir sind die einzigen verständigen Wesen: und wir wissen so wenig! In uns allein bildet sich dieses Universum auf eine Weise, welche Bewußtseyn mit sich führt, ab: und dieser Spiegel faßt einen so kleinen Raum, und ist so dunkel! Aber klarere, größere sind nirgends vorhanden: und auch daß dieser wenige Verstand, diese eingeschränkte Empfindungskraft in der Welt sind, ist bloßer Zufall.

Kann es für einen Menschen, welcher im Aufsuchen der Wahrheit sein Vergnügen findet, anders als niederschlagend seyn, so unzählige Objecte vor sich zu sehn, die, wenn er sie genau kennen lernte, oder auch nur mit ihrer nähern Anschauung und ihrer Erforschung sich beschäftigen könnte, reich an Unterhaltung und Vergnügen für ihn seyn müßten: unendlich mehrere mit Grunde in der Vorwelt und Zukunft und in den entfernteren Regionen des Universi — zu vermuthen: und dabey zu denken, daß er alle diese nie genießen soll; und was noch mehr ist, daß das größte Vergnügen, das, ihren Zusammenhang zu wissen,

von gar niemanden genossen wird? Ein unermeßlicher Schatz von Ideen und Kenntnissen, (und also von damit harmonirenden Empfindungen,) ist gleichsam niedergelegt, und kein Geist ist da, welcher sie auffammeln könne, keiner, welcher uns Hoffnung gebe, an diesem Schatze auch Antheil zu nehmen.

Es scheint aber auch ungereimt. Jedes Ding tritt auf gewisse Weise dann erst in die Reihe existirender Dinge, wenn es entweder selbst empfindet, oder für andre eine Ursache von Empfindungen und Gedanken wird. Und da jedes Ding dieses letztere werden kann; da manche Dinge auf eine eingeschränkte Weise, auf eine kurze Zeit, für die hier auf Erden befindlichen Geschöpfe unsrer Art, es wirklich sind: so wird es desto unbegreiflicher, der Harmonie, welche wir sonst in dem Universo finden, desto widersprechender, daß es an dem Wesen mangeln sollte, welches das Ganze überschaue, und ihm dadurch gleichsam Leben und Geist einhauche.

Ist es nicht erfreulicher, herzerhebender, daß wir uns an dem allgemeinen großen Sonnen=Lichte erleuchten, an ihren gemeinschaftlichen Strahlen uns wärmen können, als wenn wir kein anderes Feuer kennten, als das, welches jeder auf seinem Heerde brennt, kein anderes Licht, als was unsre engen Zimmer erleuchtet? Bewußtseyn, Empfindung, Verstand, das ist das Licht und die Lebens=Wärme der Welt. Wäre jenes gar nicht vorhanden, so würde alles todt, eine Einöde, in ewiger Nacht und Stillschweigen begraben seyn. Ist es nur in den einzelnen auf der Erde herumirrenden Geschöpfen, so im Kleinen zertheilt und unvollkommen zu finden: so bleibt das Ganze immer noch finster und öde; es ist Nacht, aber einige kleine Räume werden von dunkeln, bald wieder verlöschenden Lampen erleuchtet, die nur gerade lange genug brennen, um wieder andere eben so schwache anzuzünden. Dann ist zwischen der unbelebten Masse und dem wenigen Belebten, zwischen der ungeheuren Maschine der Welt, und dem darin wohnenden Geiste, zwischen dem, was erkennbar ist, und ein Gegenstand von Gedanken und Genusse

seyn könnte, und dem Wenigen, was erkennt, und was aus den Objecten Ideen und Vergnügen schöpft, keine Proportion.

Aber gibt es einen allgemeinen Verstand, der alle die Ideen in sich vereinigt, wovon die Urbilder vorhanden sind; durchschaut und belebt ein thätiges Wesen dieses große Weltall; mit Einem Worte, ist das Geistige, was sich hienieden, in einzelnen Geschöpfen, im Kleinen findet, irgendwo im Großen vorhanden, (so wie alle anderen Substanzen, Feuer, Wasser, Erde, wovon kleine Portionen unsrer körperlichen Natur eingewebt sind, ausser derselben in ungeheuren Massen existiren:) dann wird erst die Welt etwas erhabenes, wichtiges, reizendes; und die Erforschung der Natur der Dinge, die Erkenntniß der Wahrheit wird für den Menschen ein würdiger und ein erreichbarer Zweck. Das Gute und das Böse, Vollkommenheit und Unvollkommenheit unterscheiden sich dann deutlich: und die Herrschaft des Geistes über die Materie, welche die Erhaltung des Weltalls ausmacht, wird auch die Pflicht und die Regel für die vernünftigen Geschöpfe.

Lichtenberg.

I. Zerstreute Bemerkungen.

(Um 1780.)

1. Physiognomisch.

Menogenes, der Koch des großen Pompejus, sah wie der große Pompejus selbst aus. S. **Plin. Hist nat. VII. 17.**

Wir können uns beym Anblick einer Sache nicht enthalten, wenigstens etwas darüber zu urtheilen; dieses thun wir auch bey Menschen: darauf hat einer eine Physiognomik gebaut.

Ich habe einmal in Stade eine Ruhe mit einem heimlichen Lächeln in dem Gesichte eines Kerls erblickt, der seine Schweine glücklich in eine Schwemme gebracht hatte, worein sie sonst ungern gingen, dergleichen ich nachher nie wieder gesehen habe.

Ich bemerkte wirklich auf seinem Gesichte den Nebel, der allezeit während des Wonnegefühls aufzusteigen pflegt, das man empfindet, wenn man sich über Andere erhaben zu seyn glaubt.

Das Thorheitsfältchen findet sich gemeiniglich bey Leuten, die mit einem albernen, nicht verschwindenden Lächeln alles bewundern, und nichts verstehen.

Große Reinlichkeit ohne Geckerey und ohne daß man merkt, daß sie gesucht wird, Nachgiebigkeit und unaffectirte Bescheidenheit

und Wohlwollen ohne Zwang kann zur Schönheit werden, wenigstens Liebe gewinnen.

Wenn die Physiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen. Es wird also eine neue Art von Firmelung jedes Jahr vorgenommen werden müssen — ein physiognomisches Auto da Fe.

Es ist besonders und ich habe es nie ohne Lächeln bemerkt, daß Lavater mehr auf den Nasen unserer jetzigen Schriftsteller findet, als die vernünftige Welt in ihren Schriften.

Die Hand, die einer schreibt, aus der Form der physischen Hand beurtheilen wollen, ist Physiognomik.

Sobald man weiß, daß Jemand blind ist, so glaubt man, man könnte es ihm von hinten ansehen.

Es gibt Leute, die so fette Gesichter haben, daß sie unter dem Speck lachen können, daß der größte physiognomische Zauberer nichts davon gewahr wird, da wir arme winddünne Geschöpfe, denen die Seele unmittelbar unter der Epidermis sitzt, immer die Sprache sprechen, worin man nicht lügen kann.

Es ist eine alte Regel: ein Unverschämter kann bescheiden aussehen, wenn er will, aber kein Bescheidener unverschämt.

---

2. Psychologisch. Pädagogisch.

Ich habe mirs zur Regel gemacht, daß mich die aufgehende Sonne nie im Bette finden soll, so lange ich gesund bin. Es kostete mich nichts, als den Entschluß; denn ich habe es bey Gesetzen, die ich mir selbst gab, immer so gehalten, daß ich sie nicht eher festsetzte, als bis mir die Uebertretung fast unmöglich war.

Ich bin überzeugt, man liebt sich nicht bloß in andern, sondern haßt sich auch in andern.

Warum kann man sich den Schlaf nicht abgewöhnen? Man sollte denken, da die wichtigsten Verrichtungen des Lebens ununterbrochen fortgehen, und die Werkzeuge, wodurch sie geschehen, nie ruhen und schlafen, wie das Herz, die Eingeweide, die lymphatischen Gefäße; so wäre es auch nicht nöthig, daß man überhaupt schlafe. Also d i e Werkzeuge, welche die Seele als solche am meisten zu ihren Verrichtungen nöthig hat, werden in ihrer Thätigkeit unterbrochen. Ich möchte wohl wissen, ob der Schlaf je in dieser Rücksicht betrachtet worden ist. Warum schläft der Mensch? Der Schlaf scheint mir mehr ein Ausruhen der Gedanken-Werkzeuge zu seyn. Wenn ein Mensch sich körperlich gar nicht angriffe, sondern nur nach seiner größten Gemächlichkeit seinen Geschäften folgte, so würde er doch am Ende schläfrig werden. Dieses ist wenigstens ein offenbares Zeichen, daß beym Wachen mehr ausgegeben, als eingenommen wird; und dieser Ueberschuß läßt sich, wie alle Erfahrung lehrt, im Wachen nicht ersetzen. Was ist das? Was ist der Mensch im Schlaf? Er ist eine bloße Pflanze; und also muß das Meisterstück der Schöpfung zuweilen eine Pflanze werden, um einige Stunden am Tage das Meisterstück der Schöpfung repräsentiren zu können. Hat wohl Jemand den Schlaf als einen Zustand betrachtet, der uns mit den Pflanzen verbindet? Die Geschichte enthält nur Erzählungen von wachenden Menschen; sollten die von schlafenden minder wichtig seyn? Der Mensch thut freylich alsdann wenig, aber gerade da hätte der wachende Psychologe am meisten zu thun.

Die Nerven spitzen sich gegen das Ende zu, und machen das aus, was wir sinnliche Werkzeuge nennen. Es sind die Enden, die nach außen stehen, und die Eindrücke der Welt empfangen. Diese sind vermuthlich ohne unser Wissen beschäftigt, und beständig wach. Es gibt also bei dem Menschen, von der Spitze der Nervenfasern an nach innen zu gerechnet, eine Schicht,

die beständig in Arbeit ist, und vermuthlich, während sie in Arbeit ist, der Seele Begriffe zuzuführen, nicht auch in Arbeit seyn kann, sich selbst zu erhalten und das Verlorne zu ersetzen. Diese Theile ruhen also in dem Zeitraume des Ersatzes. Wir scheinen nur zu fühlen, wenn wir wirken, nicht wenn wir für die Wirkung sammeln. Was wir dann empfinden, ist vielleicht bloß Empfinden des Wohlbefindens. Es wird nicht zu Gedanken, es ist bloß Gefühl von Stärke, oder doch Gemächlichkeit.

Unsere ganze Geschichte ist bloß Geschichte des wachenden Menschen; an die Geschichte des schlafenden hat noch Niemand gedacht. Die Gedanken-Werkzeuge scheinen am leichtesten zu ermüden zu seyn; es sind die feinsten Spitzen. Daher denkt der Mensch im gesunden Schlaf gar nicht. Ich wiederhole es noch einmal: Gebrauch und Ersatz scheinen einander in den feinsten Spitzen entgegen zu wirken; wo Ersatz der Nerven bereitet wird, findet keine Empfindung statt. Diejenigen Theile, die mehr nach innen liegen, sind bloß zur Erhaltung, nicht zum Empfangen und zur Gegenwirkung. So ließe sich die Nothwendigkeit eines Schlafes a priori demonstriren. Feine Theile, die durch gröbere ersetzt werden müssen, können ihren Dienst nicht leisten, während sie in Ausbesserung begriffen sind.

Die Sanduhren erinnern nicht bloß an die schnelle Flucht der Zeit, sondern auch zugleich an den Staub, in welchen wir dereinst zerfallen werden.

Man muß keinem Menschen trauen, der bey seinen Versicherungen die Hand auf das Herz legt.

Wie glücklich würde Mancher leben, wenn er sich um andrer Leute Sachen so wenig bekümmerte, als um seine eigenen.

In jedem Menschen ist etwas von allen Menschen.

Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen.

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen — als aus einem Scherz, den er übel nimmt.

Die feinste Satire ist unstreitig die, deren Spott mit so weniger Bosheit und so vieler Ueberzeugung verbunden ist, daß er selbst diejenigen zum Lächeln nöthigt, die er trifft.

Es ist in der That verkehrt, wenn man unsern Kindern alles mit Liebe beibringen will, da in dem höheren Leben, wenn wir älter werden, uns das Wenigste zu Gefallen geht, und wir uns immer unter einen Plan demüthigen müssen, den wir nicht übersehen. Also je eher je lieber zu jenem künftigen Leben gewöhnt!

Ja einmal recht gründlich zu untersuchen, warum das Blühen ohne Früchte zu tragen so sehr gemein ist, nicht bloß an den Obstbäumen. Bey unsern gelehrten Kindern ist es eben so: sie blühen vortrefflich, und tragen keine Früchte.

Wenn man nur die Kinder dahin erziehen könnte, daß ihnen alles Undeutliche völlig unverständlich wäre.

Verminderung der Bedürfnisse sollte wohl das seyn, was man der Jugend durchaus einzuschärfen, und wozu man sie zu stärken suchen müßte. Je weniger Bedürfnisse, desto glücklicher, ist eine alte aber sehr verkannte Wahrheit.

---

3. Literarisch. Sprachlich.

Es gibt eine gewisse Art von Büchern, dergleichen wir in Deutschland in großer Menge haben, die zwar nicht vom Lesen

abschrecken, nicht plötzlich einschläfern, oder mürrisch machen, aber in Zeit von einer Stunde den Geist in eine gewisse Mattigkeit versetzen, die zu allen Zeiten einige Aehnlichkeit mit derjenigen hat, die man kurz vor einem Gewitter verspürt. Legt man das Buch weg, so fühlt man sich zu nichts aufgelegt; fängt man an zu schreiben, so schreibt man ebenso; selbst gute Schriften scheinen diese laue Geschmacklosigkeit anzunehmen, wenn man sie zu lesen anfängt. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß gegen diesen traurigen Zustand nichts geschwinder hilft, als eine Tasse Kaffe mit einer Pfeife Varinas.

Eine seltsamere Waare, als Bücher, gibt es wohl schwerlich in der Welt. Von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen; von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, recensirt und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.

Um eine fremde Sprache recht gut sprechen zu lernen, und wirklich in Gesellschaft zu sprechen, mit dem eigentlichen Accent des Volks, muß man nicht allein Gedächtniß und Ohr haben, sondern in gewissem Grad ein kleiner Geck seyn.

Ist es nicht sonderbar, daß man das Publikum, das uns lobt, immer für einen competenten Richter hält; aber so bald es uns tadelt, es für unfähig erklärt, über Werke des Geistes zu urtheilen?

Einen Roman zu schreiben ist deßwegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinen vorträgt.

---

4. Rathschläge. Einfälle. Allerhand.

Hüte dich, daß du nicht durch Zufälle in eine Stelle kommst,

der du nicht gewachsen bist, damit du nicht scheinen mußt, was du nicht bist. Nichts ist gefährlicher, und tödtet alle innere Ruhe mehr, ja ist aller Rechtschaffenheit mehr nachtheilig, als dieses, und endigt gemeiniglich mit einem gänzlichen Verlust des Credits.

Laß dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie.

„Wie gehts?“ fragte ein Blinder einen Lahmen. Wie Sie sehen, antwortete der Lahme, ganz passabel.

Wenn sich Prügel schreiben ließen, schrieb einmal ein Vater an seinen Sohn, so solltest du mir gewiß dieses mit dem Rücken lesen, Spitzbube!

Es klingt lächerlich, aber es ist wahr: wenn man etwas Gutes schreiben will, so muß man eine gute Feder haben, hauptsächlich eine, die, ohne daß man drückt, leichtweg schreibt.

Wenn Jemand etwas schlecht macht, das man gut erwartete, so sagt man: nun ja, so kann ichs auch. Es gibt wenige Redensarten, die so viel Bescheidenheit verrathen.

Wenn ich ein deutsches Buch mit lateinischen Buchstaben gedruckt lese, so kommt es mir immer so vor, als müßte ich es mir erst übersetzen; eben so wenn ich das Buch verkehrt in die Hand nehme und lese — ein Beweis, wie sehr unsere Begriffe selbst von diesen Zeichen abhängen.

Man gibt oft Regeln über Dinge, wo sie unstreitig mehr Schaden als Nutzen bringen. Was ich hier meine, will ich mit einem Artikel aus einer Feuer-Ordnung erläutern, die Anwendung wird sich ein jeder in seiner Wissenschaft zu machen wissen:

„Wenn ein Haus brennt, so muß man vor allen Dingen die rechte Wand des zur Linken stehenden Hauses, und hingegen die linke Wand des zur Rechten stehenden zu decken suchen. Die Ursache ist leicht einzusehen. Denn wenn man z. E. die linke Wand des zur Linken stehenden Hauses decken wollte, so liegt ja die rechte Wand des Hauses der linken Wand zur Rechten, und folglich, da das Feuer auch dieser Wand und der rechten Wand zur Rechten liegt, (denn wir haben ja angenommen, daß das Haus dem Feuer zur Linken liege,) so liegt die rechte Wand dem Feuer näher, als die linke; das ist, die rechte Wand des Hauses könnte abbrennen, wenn sie nicht gedeckt würde, ehe das Feuer an die linke, die gedeckt wird, käme; folglich könnte etwas abbrennen, das man nicht deckt, und zwar eher, als etwas anders abbrennen würde, auch wenn man es nicht deckte; folglich muß man dieses lassen und jenes decken. Um sich die Sache zu imprimiren, darf man nur merken, wenn das Haus dem Feuer zur Rechten liegt, so ist es die linke Wand, und liegt das Haus zur Linken, so ist es die rechte Wand.“

II. Nicolaus Kopernikus.

(Um 1790.)

Unter den mannigfaltigen Vorstellungen, die sich die Menschen von der Einrichtung unseres Planeten-Systems seit 2000 Jahren gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht behalten, die das feinste, künstlichste und dabey sonderbarste Gewebe von Scharfsinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menschliche Geist wohl je gerathen ist. Die Wahrheit regte sich zwar zuweilen darwider, aber ihre Stimme war zu schwach. Sie wurde entweder gar nicht gehört, oder von einer Mehrheit überstimmt, die kaum von Einstimmigkeit unterschieden war. So bemächtigte sich nach und nach ein systematischer Irrthum des erhabensten Theils der ganzen Naturlehre, befestigte sich in seinem Besitz

durch das Ansehen des Alterthums, und erhielt endlich durch religiöse Mißverständnisse unterstützt, sogar eine Art von Heiligung.

Indessen, so leise sich auch jene Stimme des gegründeten Zweifels oder Widerspruchs hören ließ, so wurde sie doch endlich von einem Manne vernommen, dessen Organ ganz harmonisch dafür gestimmt war. Die geräuschlosen Ansprüche langverkannter und unterdrückter Wahrheit, begegneten bey ihm festem Ordnungsgefühl und unverdorbenem Menschensinn. Durch diesen Zusammenklang wurde ihre Stimme lauter und lauter, sie wurde weiter gehört und endlich erhört; der colossalische Götze, der ihren Tempel usurpirte, wurde gestürzt, und sie selbst in ihre Rechte auf ewig eingesetzt. — Dieser Mann war Copernicus.

Er selbst erzählt die Veranlassung zu seinen neuen Untersuchungen in der Zuschrift an Papst Paul III., die er seinem Werke de revolutionibus orbium coelestium vorgesetzt hat, und die als ein Meisterstück von Vortrag angesehen werden kann. Der Menschenkenner wird fast in jeder Zeile mit Verwunderung bemerken, mit welcher Feinheit der Mann die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache, ohne zu heucheln oder zu kriechen, in die Sprache männlicher Bedachtsamkeit zu kleiden, und als Geistlicher mit dem Oberhaupte seiner Kirche sogar ein wenig philosophisch von dem Weltgebäude zu sprechen gewußt hat, welches damals bekanntlich allgemein für ein Filial nicht der Philosophie, sondern Sr. Heiligkeit angesehen wurde.

„Was mich, sind ungefähr seine Worte, auf den Gedanken brachte, die Bewegungen der himmlischen Körper anders als gewöhnlich zu erklären, war, daß ich fand, daß man bey seinen Erklärungen nicht einmal durchaus eins mit sich selbst war. Der eine erklärte so, der andere anders, und keiner that den Phänomenen ganz Genüge. Wenn es an einem Ende gut damit ging, so fehlte es dafür am andern. Ja, man blieb nicht einmal den Grundsätzen, die man doch angenommen hatte, getreu. Daher

war es auch nicht möglich, dem Ganzen eine gewisse stäte, symmetrische Form zu geben. Es glich vielmehr einem Gemählde von einem Menschen, wozu man Kopf und Füße von diesem, die Arme und übrigen Glieder aber von jenem genommen hatte, wovon aber keines zum andern paßte, also eher einem Monstrum als einer regelmäßigen Figur. Verfolgt man den Gang der dabey gebrauchten Schlüsse; so findet sich, daß bald etwas fehlt, bald etwas da ist, was nicht dahin gehört. Wären aber auch alle Voraussetzungen richtig, so müßte doch die Erfahrung auch Alles bestätigen, was man daraus folgern kann; das ist aber der Fall nicht. Da ich nun, fährt er fort, lange bey mir über die Ungewißheit dieser Lehren nachgedacht hatte; so ward es kränkend für mich, zu sehen, daß der Mensch, der doch so vieles so glücklich erforscht hat, noch so wenig sichere Begriffe von der großen Weltmaschine habe, die der größte und weiseste Werkmeister, der Schöpfer der Ordnung selbst, für ihn dahin gestellt hat. Ich fing zu dem Ende an so viel Schriften der Alten zu lesen, als mir aufzutreiben möglich war, um zu sehen, ob nicht irgend einer unter ihnen anders über die Sache gedacht habe, als die Weltweisen, die jene Lehre öffentlich in den Schulen gelehrt hatten."

So bescheiden leitet der Mann den Vortrag von seinen großen Verbesserungen ein. Er verwirft die Ptolemäische Lehre nicht schlechtweg, er sagt bloß, sie habe ihre Mängel wie die übrigen, die auch alt wären: keine thue den Phänomenen ganz Genüge, und jede stoße sogar wider ihre eigenen Grundsätze an. Keine habe also ein ausschließliches Recht vor der andern. Uebereinstimmung mit den Phänomenen könne allein über den Werth dieser Hypothesen entscheiden, und daran fehle es einer wie der andern; der einen hier, der andern da. Fände sich also unter den alten, minder bekannten Meinungen etwa eine, bey welcher jene Uebereinstimmung in einem höhern Grade anzutreffen wäre; so erfordere doch wohl die bloße, simple Gerechtigkeit, ihr den Vorzug vor den übrigen zuzugestehen. Denn sie

wäre ja alsdann auch alt, und leiste über dieß noch, was leisten zu wollen gewiß der einzige Zweck aller Erfinder von Hypothesen seit jeher gewesen ist. Eine solche Sprache mußte damals die bloß tolerirte Vernunft reden, wenn sie es ja einmahl wagen wollte, mit den Usurpatoren ihres Gebiets von ihren Gerechtsamen zu sprechen.

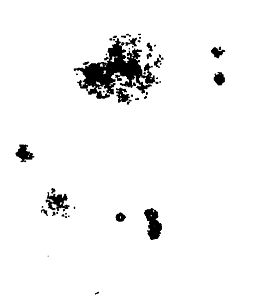
Copernicus las also. Die erste Stelle, die ihm auffiel, war, wie er selbst dem Papst erzählt, eine beym Cicero und nachher eine andere beym Plutarch. In jener wird mit deutlichen Worten gesagt: Nicetas von Syracus habe geglaubt, der Himmel, Sonne, Mond und alle Sterne ständen überhaupt stille, und außer der Erde sey nichts beweglich in dem Weltgebäude, diese aber drehe sich mit großer Schnelligkeit um ihre Achse, und so ließe es, als drehe sich der Himmel, und die Erde stände stille. In der andern versichert Plutarch eben dieses von dem Pythagoräer Ekphantus und Heraklides aus Pontus, sagt aber vorher noch, der Pythagoräer Philolaus habe gelehrt: die Erde drehe sich um das Feuer in einem schrägen Kreise, dergleichen die Sonne und der Mond durchliefen. Dieses gab mir nun, fährt er fort, Veranlassung, auch über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken. Ob nun gleich eine solche Meinung absurd schien, so dachte ich doch, man würde auch mir eine Freiheit nicht versagen, die man so vielen andern vor mir zugestanden hatte, nämlich beliebige Kreise und Bewegungen anzunehmen, um daraus die Erscheinungen am Himmel zu erklären. Als ich nun anfing, die Erde sowohl um ihre Achse, als um die Sonne beweglich zu setzen, und dieses mit meinen lange fortgesetzten Beobachtungen verglich, so fand sich eine solche Uebereinstimmung mit den Phänomenen, und Alles fügte sich nun so gut zusammen, daß kein Theil mehr verrückt werden konnte, ohne alle die übrigen und das Ganze dadurch zu verwirren.

Dieses ist die kurze Geschichte der Veranlassung zu einem Gedanken, mit welchem eigentlich wahre Astronomie ihren

Anfang nahm. Nun bedenke man diese Veranlassung und vergleiche den Wink mit der Wirkung, die er auf den Domherrn zu Frauenburg hatte. Es ist der Mühe werth, und hier ist der Ort dazu.

In den Alten finden sich ein paar Stellen, worin im Vorbeygehen gesagt wird, die Erde drehe sich um ihre Achse und laufe in einem Kreise um das Feuer. Diese Behauptungen zeichnen sich durch nichts vor vielen andern aus, die man bey den Alten antrifft, und deren Unrichtigkeit anerkannt ist. Tausende hatten sie gelesen und nicht geachtet. Es wird dabey nichts bewiesen, und nichts darauf gegründet. Fast das ganze Alterthum ist wider sie und darunter einige der größten Genies aller Zeiten und aller Völker. Hingegen wurde die Idee, daß die Erde ruhe, mit wenigen Ausnahmen allgemein. Ohnehin schon, durch mächtige Begünstigung des sinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker nothwendig verwebt, erhielt sie nun überall, durch den Beyfall jener Weisen, auch noch wissenschaftliches Ansehen. Es ging immer weiter. Durch die Sprache war sie in die Bibel gekommen, die mit dem sinnlichen Menschen menschlich reden mußte, wie mit Hebräern hebräisch: so wurde aus einer bloßen Phrase endlich ein Gottes-Urtheil. Jene erste Idee von der Bewegung der Erde ward dadurch wie excommunizirt; sie in Schutz zu nehmen war nicht bloß mißlich, es konnte halsbrechend werden. Nun bedenke man: diese von den größten Weisen des Alterthums verworfene, verächtlich scheinende, verrufene, mißliche und halsbrechende Idee, die selbst einer der größten Denker neuerer Zeit, der Stifter wahrer Naturlehre, Baco von Verulam, der die Copernicanische Lehre sogar kannte, noch verwerflich fand: diese lernt Copernicus aus flüchtigen Beschreibungen kennen; sie erregt seine Aufmerksamkeit, er prüft sie und — nimmt sie in Schutz. Dieses that ein Domherr des fünfzehnten Jahrhunderts, mitten unter Domherren (das will was sagen), nicht unter dem sanften Himmelsstriche Griechenlands oder Italiens, sondern unter den Sarmaten und an der damaligen Gränze der

cultivirteren Welt. Er verfolgt diese Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, sondern durch die Hälfte seines siebenzigjährigen Lebens; vergleicht sie mit dem Himmel, bestätigt sie endlich, und wird so der Stifter eines neuen Testaments der Astronomie. Und dieses Alles leistete er, welches man nie vergessen muß, fast hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläser, mit elenden, hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Tintenstrichen getheilt waren. Wenn dieses kein großer Mann war, wer in der Welt kann Anspruch auf diesen Namen machen? Das that der Geist der Ordnung, der in ihm wohnte, der selbst vom Himmel stammend sein eigenes Wesen in dessen Werke hinaus trug, und Ordnung um so leichter erkannte, als er selbst durch innere Stärke freier geblieben war. Kepler sagt dieses in wenigen Worten mit großer Stärke: **Copernicus, Vir maximo ingenio et, quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber.**



Jacobi.

Der Kunstgarten.

(1780.)

Die Gesellschaft machte sich auf. Es war nur eine halbe Stunde Wegs. Man wandelte einen großen fruchtbaren Hügel hinan; dann gings unmerklich hinab; — und nun ein sanftes weites Thal, von den mannichfaltigen Eingängen in den Wald auf das herrlichste gebildet! — Wie ein Vorhof lag an der einen Seite ein grüner Platz mit zerstreuten himmelhohen Eichen, der bald so, bald anders die schauenden Blicke verschlang; für jede Eiche ein kleiner Hügel oder ein kleines Thal, und die Hügel und Thäler allmählich in einander laufend und auf und ab; dazwischen kurzstämmige, dicht und hoch hinauf gekrönte Buchen, — hier einzeln, dort in Haufen und engen Reihen; — Eschen, Pappeln und Weiden; — und um und um ein Zauber von tausendfältigem Licht und tausendfältigem Dunkel. Schwebend in diesem Zauber kleine Heerden von Kühen und Lämmern, und eine Schaar dahlender Knaben und Mädchen. Nahe bei in dickem Gebüsch, zwischen erhabenen Ulmenwänden, die lustigen Häuserchen wohinein dies alles gehörte, mit ihren Gärten und Aeckern. — — Woldemar hatte oft ganze Tage hier zugebracht. Besonders war eine Stelle von schauervoller Majestät, dicht an einem der Eingänge des Waldes, sein bekannter Lieblingsplatz. — Sie kamen an diese Stelle, und Dorenburg hub an: Lieber Woldemar! ich bitte, laß dir doch jetzt einmal mein schönes Parterr einfallen, mit dem feinen Bindwerk und den Körben von Latten, und den

mancherlei Blumen und Bäumchen; und sage mir — sage mir hier einmal: es sey schön! Ich bin gewiß, der Gedanke muß dir widrig und ekelhaft seyn!

Woldemar stutzte, antwortete aber den Augenblick, und gab Dorenburgen Recht. Nur fügte er hinzu: Dorenburgs Ulmen-Alleen, seine schönsten Linden, Platanen, Tulpenbäume; sein gesammtes Baum- Busch- und Gartenwerk, wäre ihm in diesem Augenblick nicht weniger zuwider, als das Parterr: „Ist dir nun beständig so, fuhr er fort, wie mir in diesem Augenblick; so muß ich dir rathen, daß du ganz und gar deinen Garten abschaffest. — Lieber Bruder Dorenburg, das läßt sich nicht in Mäuern ziehen oder mit Zäunen einschließen, was uns hier so mächtig ergreift. Die fünf Eichen dort allein, mit ihrem erhabenen Gewölbe, würden deinen halben Garten zu nichte schatten. Und überhaupt, auf einem solchen Platze, was wär' es? Dergleichen Scene will die offene weite Welt zum Gerüst. Ich kenne nichts armseligeres, als die nachgemachte, in tausend Fesseln sich windende freye Natur. Gewiß weiß der gar nicht was er will, wer so etwas auf die Welt setzt. Wo Nachahmung ist, da muß sich Kunst zeigen, schaffende Menschenhand: da muß wenigstens von einer Seite gethan seyn, was kunstlose Natur nicht vermag; denn was kunstlose Natur ganz und allein vermag, daran wird alle Nachahmung zu Schanden. Also verlange ich von einem Garten, daß er ein ausgemachter Garten, G a r t e n i n e i n e m h o h e n G r a d e sey; er soll mir an Zierde und Anmuth ersetzen, was er an Fülle und Majestät nicht haben kann, und gewiß dann am wenigsten hätte, wenn er in abgeschmackter Zwergsgestalt den Riesen nachmachen wollte. Die freien Naturalisten, wenn ich zu befehlen hätte, sollten es mir einmal in vollem Ernste seyn, und ihr System in seinem ganzen Umfange erfahren. Erst wollte ich sie nur mit Kleinigkeiten plagen; sie bekämen z. B. keinen Pfirsich zu kosten, keine Aprikose, nicht einmal Kirschen, Pflaumen und Birnen; aber Wurzeln, Holzäpfel und wilde Kastanien so viel ihnen beliebte.

Ich würde ihnen vorstellen, wie so ganz ausser aller Natur in unserem Himmelsstrich ein Pfirsichbaum sey. Wie weit hergeholt, wie erkünstelt! Stamm und Aeste zersägt und zerschnitten; alle Glieder verrenkt, in hundert Banden, wie ein armer Sünder, wie ein Schächer am Kreuz! Andre Fruchtbäume nicht viel weniger, wenn schon nicht an Mauer und Latten gezogen; denn was muß nicht dennoch alles an ihnen gethan werden, wenn sie gute Früchte und in Menge bringen sollen?

Henriette, die an Woldemars Eifer genugsam merkte, daß er mehr als das Parterr im Sinne hatte, wollte ihm Gelegenheit verschaffen, sein Herz noch besser auszuschütten, und machte ihm daher den Einwurf: — Aber — er hätte ja vormals Biderthalen und Dorenburgen den Aufwand, den sie in ihren Gärten gemacht, verwiesen, und sie fast über jede Anlage zu derselben Verschönerung zum Besten gehabt. Nun redete er so ganz anders und widerspräche sich.

Woldemar antwortete: Damals wäre von Puppensachen die Rede gewesen für vornehme Kinder, von Aufwand zum Staat, nicht von Aufwand zu eigener Lust, nicht von Gartenbau.

Mit Erlaubniß! fiel Caroline ein, Sie haben sehr allgemein allen Aufwand zu sogenannter Vermehrung des Lebensgenusses getadelt; Sie haben unaufhörlich zu beweisen gesucht, daß es mit dergleichen Vermehrungen leeres Blendwerk sey, bey deren Erhaschung nichts gewonnen, wohl aber beträchtlich verloren zu werden pflege.

Ganz recht, erwiderte Woldemar. Wenn Sie keinen Garten hätten, und mich fragten, ob Sie viel an Glückseligkeit gewinnen würden, wenn Sie einen anschafften; so antwortete ich Ihnen wahrscheinlich: „Ich weiß nicht!" Haben Sie aber einen Garten, und Sie fragen mich, wie er am besten sey, schön oder häßlich; oder gar: ob Sie ihn schön lassen, oder häßlich machen sollen; so werde ich mich, ohne alles Bedenken, für das Schöne erklären."

Nein, sagte Dorenburg, wer so albern fragen könnte, dem

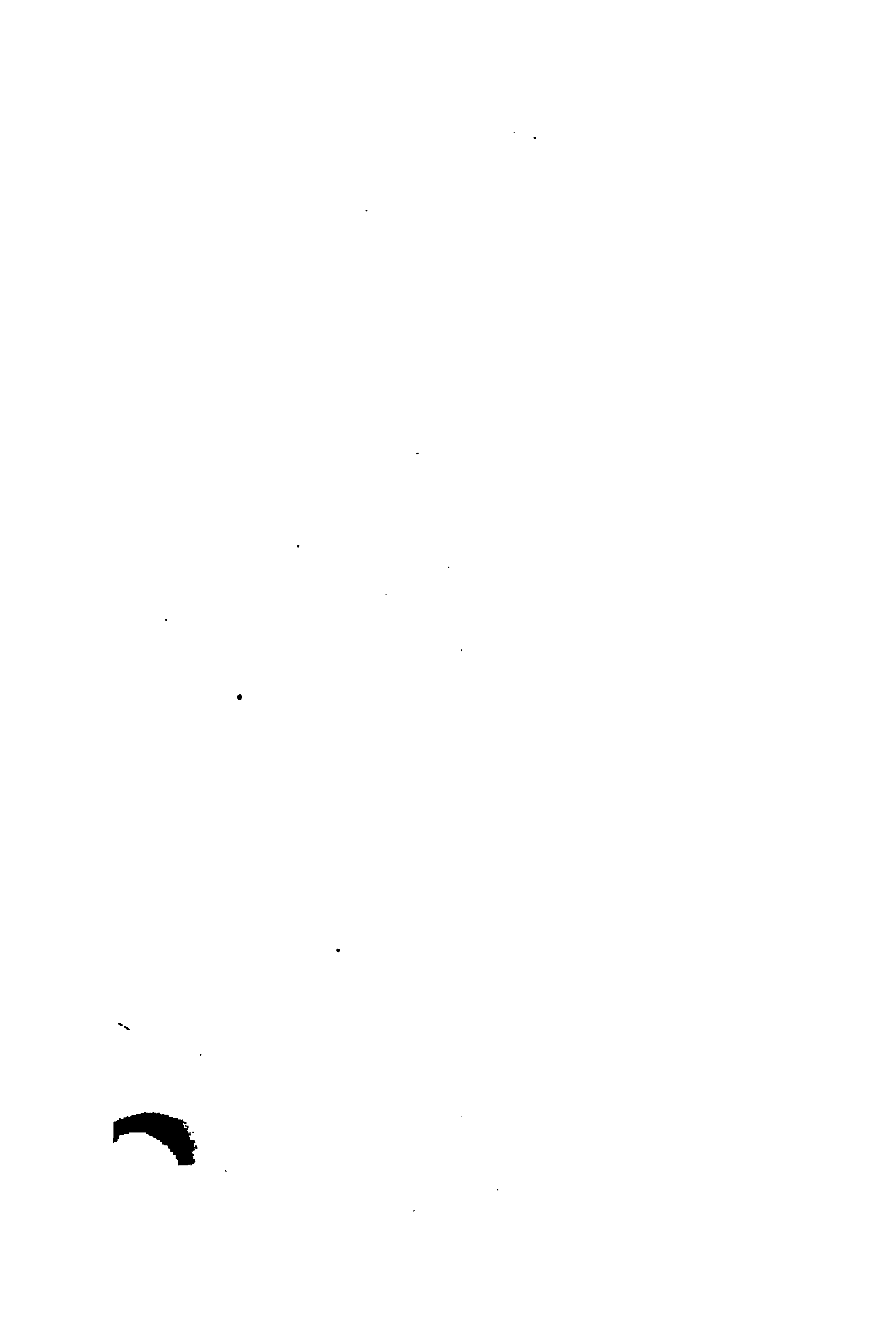
solltest du rathen: häßlich! — Ich weiß nicht, wie du mit dir selbst zurecht kommst. Gewiß war es ehmals deine ernstliche Meinung, daß je näher der Natur, je einfältiger, je beschränkter Menschen lebten, desto glücklicher wären sie. — Mit welchem Entzücken priesest du nicht die Sitten der Patriarchen, der Homerischen Helden? Hingegen mit welcher Verachtung, mit welchem Grimm . . . . .

Sacht, sacht! rief Woldemar. Es kommt gar sehr auf die Beziehung an, worin etwas gesagt wird, auf den bestimmten eigentlichen Sinn, den es dadurch erhält. Nie war ich so unbesonnen, schlechterdings im allgemeinen festzusetzen, diese oder jene äusserliche Verfassung mache nothwendig glücklich oder unglücklich; ich getraue mir dies nicht einmal von innerlichen Verfassungen und von Charakteren auszumachen — O, der Mensch ist ein unermeßlicher Abgrund — ein unendliches Labyrinth! — Nur habe ich immer euch gerathen, zu lassen, was euch im Grunde plagte, und allein zu thun, was euch wirklich Freude machte; nur mit euch selber einig zu werden, für eigene Rechnung zu leben; kurz, Menschen zu seyn, und keine Schimären. — Aber ihr waret zu lange gewohnt, in fremder Rücksicht zu handeln, euer Wesen in der Einbildung zu haben, zu repräsentiren. Meine Absicht war gut, aber der Erfolg ist mißrathen . . . — Ihr wollt nun zu einer ganz einfachen Lebensart durchaus herabsteigen, und seht nicht, daß ihr noch weit mehr aus eurer Sphäre hinaus schweift, als da ihr euch zu hoch hinauf zu winden bemüht waret. Lieben Freunde, man muß sich dem Stande und dem Jahrhunderte, in dem man sich befindet, gemäß verhalten. Wenn ihr gegenwärtig die Lebensart der Patriarchen annehmen wolltet, so würdet ihr eine Comödie spielen, ein Schattenspiel an der Wand machen; und das war ja vor allen Dingen, was wir nicht wollten; genießen wollten wir, was ist und was wir haben können; nie was nicht ist und uns nicht werden kann; unserer und der gegenwärtigen Zeit wollten wir uns mächtig machen, ohne nach

Vergangenem und Zukünftigem vergeblich zu schnappen. — „Verwendet euren Reichthum", sagte ich euch hundertmal, „nach bestem Gefallen, habt schöne Zimmer, zierliche und gemächliche Kleider, Kunstwerke, Glanz und Pracht, — nur hütet euch vor Prahlerei und Hoffart, weil ihr euch dadurch von eurem Zweck entfernen, und euch unzählige Kränkungen bereiten würdet; spielt nicht den Ueberfluß; macht nicht daher, was nicht da ist; sucht nicht zu scheinen, was ihr nicht seyd; habt vor allen Dingen für euch selbst, was ihr habt, und laßt Andere blos mit euch genießen! — Eigene Sinne, eigenen Verstand, eigenen Willen — Wahrheit, Harmonie — nur das!"

Zweites Buch.

Von Herder bis W. von Humboldt.



Aus den Schriftstellern:

Johann Gottfried von Herder, geb. den 26. Aug. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, Sohn des untersten Mädchenschullehrers: Famulus und Schreiber bei'm Prediger Trescho, und von diesem erkannt und unterrichtet, erlernt Chirurgie bei einem russ. Wundarzt und geht mit ihm nach Königsberg 1762, studirt dort Theologie und besonders Philosophie unter Kant; wird Lehrer am Colleg. Frideric. 1763; Lehrer an der Domschule zu Riga; auch Prediger das. 1765 ff.; lehnt das Inspektorat der St. Petrischule in Petersburg ab, 1768; sieht als Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Eutin einen Theil von Deutschland und Frankreich; mit Göthe in Straßburg verbunden; wird Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath in Bückeburg; Freund des Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg und seiner Gemahlin 1770; geht als unbestätigter Professor nach Göttingen und erhält dort über Tisch den Ruf nach Weimar als Hofprediger und Oberconsistorialrath 1775; zieht dorthin, wird Generalsuperintendent 1778; Vicepräsident des O.-Consist. 1793, Präsident 1801; in den Bayerischen Adelsstand erhoben 1801. Er tritt mit den Fragmenten zur deutschen Literatur hervor 1767; mit den Krit. Wäldern 1769; mit der Abhandlung über den Urspr. der Sprache 1770; mit der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts 1774; mit den Volksliedern 1778; mit dem Geist der hebr. Poesie 1782 f.; mit den Ideen zur Phil. der Gesch. der Menschh. 1784—1791; mit den Briefen zur Beförderung der Humanität 1793 ff.; mit den christlichen Schriften 1794 ff.; schreibt die Metakritik 1799 und die Kalligone 1800 gegen Kant. Gibt die Adrastea heraus (in ihr den Cid) 1801—1803. Gestorben zu Weimar den 18. Dec. 1803. Als Dichter, Theolog, Aesthetiker, Lebensphilosoph, Forscher und Ueberschauer der Geschichte, Sprache und Literatur ein Verkündiger der Humanität, und einer der Erzieher (zuweilen Hofmeister) des deutschen Geistes

mit der Divinationsgabe des Genius ausgerüstet. Der Styl wie sein „doppelseitiges" Talent, zwischen Poesie und Prosa schwankend.

Karl Ludwig von Knebel, geb. den 30. Nov. 1744 zu Wallerstein im Oettingenschen, aus einer Belgischen im Vater geadelten Familie: erzogen in Regensburg und Ansbach (hier von Uz); will Theologie studiren, darf als Edelmann nicht Pfarrer werden; stud. das Recht in Halle (nicht); wird Fähnrich zu Potsdam 1763, und in Berlin mit den Notabilitäten der damaligen deutschen Literatur bekannt; geht verabschiedet nach Weimar und tritt in den Kreis der dortigen Geister ein 1773; wird Instruktor des Prinzen Constantin 1774, den er nach Frankreich begleitet, und ihm zu Frankfurt (Dec. 1774) den „Dr. Göthe" vorstellt. Lebt vom Frühjahr 1775 an in Weimar und Tiefurt; pensionirt als Major um 1780; reist nach der Schweiz. Kehrt nach Weimar zurück, in den vertrauten Umgang von Wieland, Herder. Göthe, der Herzogin Amalie und dem genialen Carl August. Lebt in Weimar und Jena 1781 ff.; heirathet und verweilt in Ilmenau 1798—1805; überträgt den Properz 1798 und den Lukrez 1821; lebt die letzten Jahrzehnte der Selbstbetrachtung in Weimar. Gest. „am Leben" (Th. Mundt.) als 90jährig zu Weimar den 23. Februar 1834, unter entschiedenem Widerspruch gegen seine frühere materialistische Ansicht von der Menschenseele. (Dichter.) Lebemann, Realist, Naturschwärmer. Verf. durchsichtiger philos. Skizzen und Tagebuchsbetrachtungen.

Johann Heinrich Pestalozzi, geb. den 12. Jan. 1745 zu Zürich, stud. erst Theol., dann Jurisprudenz 1763 ff.; verbrennt, durch Rousseau's Emil nachdenklich gemacht, seine Manuscripte, stud. Oekonomie bei Bern, und wird Landmann auf dem „Neuhof" 1767. Nimmt Bettelkinder in sein Haus und beginnt damit seine pädagog. Wirksamkeit 1775. Erweitert sein Institut; läßt den Volksroman Lienhart und Gertrud erscheinen 1781 ff.; erhält vom Nat.-Convent das französische Bürgerrecht 1792; giebt aus Mangel an Unterstützung sein Unternehmen auf 1797; errichtet, vom Direktorium unterstützt, ein bald wieder zerfallenes Armenerziehungshaus zu Stanz 1798; wird freiwilliger Sammelschulmeister in Burgdorf, gründet da sein Institut, schreibt „wie Gertrud ihre Kinder lehrt," und entwickelt seine Methode in Elementarbüchern; wird als Demokrat (1801) vom Volk an den ersten Consul nach Paris geschickt 1802; verläßt seine blühende Anstalt 1804; verbindet sich mit Fellenberg, und verpflanzt sein Institut nach Yverdon; im hohen Alter zieht er sich gekränkt und verunglimpft auf den Neuhof zurück. Gest. zu Brugg den 17. Febr. 1827. Genialer

Begründer der nach ihm genannten, auf pelagian. Ansichten gestützten Erziehungs- und höchst fruchtbaren Unterrichtsmethode. In Vielem ein inniger Vertrauter der Menschennatur; sein Styl phantasiereich und drastisch.

Johann Wilhelm von Archenholtz, geb. in Langenfurth, einer Vorstadt Danzigs, den 3. Sept. 1745, macht als Knabe und Jüngling den siebenjährigen Krieg mit, den er als Hauptmann verläßt und lebendig beschrieben hat (1788). Im J. 1768 wegen leidenschaftl. Hazardspiels cassirt, gerieth er auf europ. Reisen in den Ruf eines Industrieritters, lebt in versch. Hauptstädten von Schriftstellerei, zuletzt auf einem erkauften Gute bei Lemberg, und giebt die „Minerva" heraus 1792—1812. Gest. das. am 28. Febr. 1812.

Wilhelm Heinse, geb. den 16. Februar 1749 zu Langenwiese in Thüringen; stud. die Rechte zu Jena; übersetzt den Petron in Erfurt; wird von Wieland aufgemuntert und gewarnt; von Jakobi zur Theilnahme an der Iris nach Düsseldorf gerufen 1776; mit Gleim auf's innigste befreundet; schwelgt in Italien in Kunst- und Naturgenüssen 1780 — 1783; und übersetzt den Tasso und Ariost 1781—1783; wird Lektor des Kurfürsten zu Mainz, auch Hofrath und Bibliothekar, und schreibt den an die neuesten Emancipationsversuche des Fleisches mahnenden „Ardinghello" u. a. 1787. Gest. zu Mainz den 22. Juni 1803. Bacchantischer Schilderer in Romanen und Briefen.

Johann Wolfgang v. Göthe, geb. den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main; der Vater war D. jur. u. kais. Rath, dessen Vater ein Schneider und Gastwirth, dessen ein Hufschmied; die Mutter, geb. Textor, eine geniale Frau. Er übt von Kindheit an Kunstsinn und Kunsturtheil, und treibt frühzeitig außer den klass. Studien Zeichnung, Musik, Naturgeschichte, Jurisprudenz und Sprachenkunde, selbst hebräisch; stud. in Leipzig unter Gottsched, Ernesti und Gellert Philosophie, dann die Rechte 1765 — 1768. Dichtet Lieder: „die Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen"; wird durch Oeser zur Kunstgeschichte geleitet; kehrt nach Frankfurt zurück, wo ihn Fräul. v. Klettenberg, „die schöne Seele", in die Mystiker und Alchymisten hinein führt, und Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte ihn neuplatonisch stimmt, 1769; stud. in Straßburg, das Jus absolvirend, Chemie und Anatomie; liebt des Pfarrers Tochter von Sesenheim, befreundet sich mit Herder, überdenkt den Münster 1770 f.; promovirt 6. Aug. 1771; wird von Merk in Darmstadt influenzirt; geht nach Wetzlar, erlebt den Selbstmord des jungen Jerusalem, und läßt, nach Frankfurt

heimgekehrt, den Götz von Berlichingen 1773, den Werther und Clavigo 1774 erscheinen, unter dem Jubel Deutschlands. Bereist die Schweiz mit dem Grafen Stolberg 1773, kommt Lavater in Ems nahe 1774; vom Erbprinzen von Weimar erkannt, wird er nach dessen Regierungsantritt an den Hof zu Weimar eingeladen, wo er in's Geh.-Raths-Collegium tritt 1776; wirklicher Geh.-Rath 1779; reist mit dem Herzog zum zweitenmal in die Schweiz 1779; wird Kammerpräsident und in den Reichsadelstand erhoben 1782; bereist Italien und Sicilien, weilt in Rom 1786 ff., kehrt nach Weimar zurück 1788; er dichtet die Iphigenie 1787; den Egmont 1788; den Tasso, den Faust 1790; den Reinecke Fuchs 1794, und fortwährend die schönsten Lieder; den Wilhelm Meister 1789—1795; schließt sich an Schiller, den er früher zurückgestoßen, mit dem Gemüth an 1794; hilft an den Horen, dichtet die Xenien mit, singt seine Balladen und Romanzen, die Elegieen 1795 ff.; reist in die Schweiz 1797; dichtet Hermann u. Dorothea 1798; die natürl. Tochter 1804: schreibt Cellini und Winkelmann 1803, 1805; dichtet die Wahlverwandtschaften zwischen 1800 u. 1809; übersetzt und schreibt über sein Leben in „Dichtung und Wahrheit" 1811 ff.; publizirt die Farbenlehre 1810; die Morphologie und anderes Naturwissenschaftliche 1817 ff.; Kunst und Alterthum 1816—1826; singt den westöstl. Divan 1819; dichtet Meisters Wanderjahre 1821; veröffentlicht seinen Briefwechsel mit Schiller und Zelter 1830 ff.; hält Tischgespräche mit Eckermann 1823—1832, beendet den Faust 1831. Eine Zeit lang von den Geschäften zurückgezogen, bekleidet er bis in's hohe Alter das Amt eines ersten Ministers und bleibt der vertrauteste Freund seines Fürsten bis an dessen Tod. Gest. zu Weimar den 22. März 1832. (Einer der größten Dichter aller Zeiten, der größte Deutschlands;) vollendeter Darsteller und Bewältiger jeden Stoffes durch die schönste und natürlichste Prosa.

Friedrich Müller, genannt Maler Müller, geb. im Jahre 1750 zu Kreuznach; herzogl. zweibrück'scher Hofmaler; geht nach Rom 1776; wirft sich in künstlerische Romantik, und wird durch seine „Genofeva" und seinen „Faust" (1778) im Schauspiel ein Vorläufer der poetischen. In der Idylle, besonders der ächt deutschen „die Schaafschur" (1775), „das Nußkernen" eigenthümlich und interessant; bald Genredichter voll Naturwahrheit, bald im Streite zwischen dem verkünstelten Geschmack und dem natürlichen und naiven (Gervinus); in Italien katholisch geworden; sammelt seine Gedichte 1811; gest. zu Rom den 23. April 1825.

Gustav Graf von Schlabrendorf, geb. zu Stettin den 22. März 1750, Sohn des Vicepräsidenten der pommer'schen Kriegs- und Domänenkammer das., seit 1755 dirigirenden Ministers in Schlesien; mit dem Vater dahin versetzt und sorgfältig erzogen, studirt die Rechte zu Frankfurt an der Oder und Halle, und sammelt gründliche Kenntnisse in alten und neuen Sprachen, so wie in mannichfachen Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Schon 1770 durch des Vaters Tod unabhängig geworden, durchreist er nach vollendeten Studien Deutschland und die Schweiz, sieht Frankreich, bringt in England, zum Theil vom Freiherrn vom Stein begleitet, sechs Jahre zu, und schließt dort herzliche Freundschaft mit Jakobi, dem Philosophen, 1786, Setzt sich noch vor dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, und lebt dort mit den Deutschen Forster, Kerner und Oelsner innig befreundet, nach der Schilderung seines Biographen Varnhagen „amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm"; die frühen Hoffnungen der Revolution eifrig ergreifend, und länger als viele Andre nicht aufgebend, persönlich aber nur für das thätig, was zwischen Verbrechen und Gräueln sich als gut und rechtlich behaupten ließ. Während der Schreckenszeit schon als Ausländer und Graf, noch mehr als Freund von Condorcet, Mercier und Brissot, verdächtig, bringt er 18 Monate im Kerker zu, Tag für Tag der Guillotine gewärtig, und tritt, durch seinen Eigensinn wie durch ein Wunder der Vorsehung gerettet, heraus mit unerschüttertem Gemüth, aber ergrauten Haaren und seitdem nicht mehr abgelegtem langen Barte, denn: „welch grauem Bartpelz — singt er — ziemte Leichtsinn, Frechgier, Gleißnerblick? Wer darf auftreten silberbärtig, ein Hofspaßmacher?" Fortwährend befördert er in dem Freistaate, was menschenfreundlich und gemeinnützig ist, mit seinem Geist und Geld: die Stereotypie, Gewerbfleiß, öffentlichen Unterricht, Bibelgesellschaft, den Verein für Beförderung der christl. Moral, Schulen und Armenwesen der Protestanten, wirkt durch seinen Geist, seine Geschichts- und Weltkenntniß und seine Beredsamkeit auf seine Umgebungen, und besonders auf zahlreiche Deutsche belebend und heilsam, und ist nicht selten die Zuflucht der Diplomaten und die Hülfe der Gelehrten. Das Buch „Napoleon Bonaparte und das franz. Volk unter seinem Consulate" (1804) ist wesentlich sein Werk und der Capellmeister Reichard nur der muthige Herausgeber. Der Usurpator erfüllt ihn mit Haß, und nur seine einsiedlerische Lebensart schützt ihn vor dessen Verfolgung. Er leistet der Sache der Verbündeten die wichtigsten

Dienste 1813; wird nach dem Einzug in Paris von den ersten Staatsmännern und Feldherrn besucht und erhält das eiserne Kreuz 1814; verschenkt sein geistiges Eigenthum, wie sein zeitliches, und überläßt seinen Gedankenreichthum der Welt durch Andre. Sein Kopf beherbergt ein eigenthümliches Staatssystem, Denkwürdigkeiten der franz. Revolution und eine, auch schriftlich der Vollendung nahe gebrachte, allg. Sprachlehre. Seine spätere Tage beschäftigen Kernsprüche; er setzt sich die Grabschrift: Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius; gest. den 21. August 1824 zu Paris.

Karoline Christiane Louise Rudolphi, geb. zu Berlin den 24. August 1750 (nicht 1754); verlebte dort ihre Jugend: längere Zeit Gouvernante; gründet eine Erziehungsanstalt zu Henna bei Hamburg, verlegt dieselbe 1804 nach Heidelberg, bringt sie durch mütterliche Sorge und vortreffliche Eigenschaften ihres Geistes und Herzens in hohen Flor, und legt ihre Erziehungsgrundsätze in den „Gemälden weibl. Erziehung" nieder, die ein in s. Art unübertroffenes Buch sind. Ihre Anstalt blüht unter würdigen Nachfolgerinnen. Sie selbst gest. zu Heidelberg den 15. April 1811.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geb. den 7. Nov. 1750 zu Bramstädt in Holstein, stud. mit seinem ältern Bruder zu Göttingen 1769 — 1774, Mitglied des Haynbundes, vertrauter Freund von Bürger, Hölty und Voß, wird dän. Kammerjunker, fürstbischöfl. Lübeckscher Bevollmächtigter zu Kopenhagen 1777; reist mit seinem Bruder und [dem jetzigen Erzbischof von Cöln?] v. Droste-Vischering, in Italien 1786; k. dän. Gesandter zu Berlin 1789; Präsident der fürstbischöflichen Regierung und Domherr zu Eutin 1791; hoher Orden Ritter 1797 ff.; tritt zu Münster aus seiner Familie zur kath. Confession über und legt alle seine Aemter nieder 1800; schreibt relig. Schriften und eine Geschichte der Relig. Jesu 1803 — 1807 u. ff. privatisirt er bei Bielefeld und zuletzt zu Sondermühlen; wird Doctor der Phil. 1815; geräth in heftige Religionsfehde mit seinem alten Freunde Voß 1819: gest. zu Sondermühlen den 6. Dec. 1819. (Dichter;) lebendig in der Reisebeschreibung; auch im historischen Styl glücklich.

Johann Heinrich Voß, geb. zu Sommersdorf im Mecklenburgischen, den 20. Febr. 1751. Sohn eines armen Pächters, wächst zu Penzlin in idyllischer Einfalt auf, bezieht die Schule zu Neubrandenburg 1766; wird Hauslehrer bei Penzlin 1769; lernt die Göttinger Dichterschule kennen 1770; erhält durch Boie einen Freitisch in Göttingen, tritt durch innige Verbindung mit Boie,

Bürger und Hölty in den dortigen Dichterbund, und schließt dadurch auch mit den Grafen Stolberg, mit dem Siegwarts-Miller, Cramer, Leisewitz u. a. Freundschaft. Hier geht er von der Theol. ganz zum Studium des röm. und griech. Alterthums über; tritt in Heyne's philol. Seminar, und vernachläßigt es zum Aerger des Meisters; besucht Klopstock 1774; geht nach Wandsbeck 1775, redigirt dort den Musenalmanach und befreundet sich mit Claudius u. A. Noch amtlos heirathet er Boie's jüngste Schwester, Ernestine 1777, und wird endlich Schulrector zu Otterndorf im Lande Hadeln 1778; beginnt fürs deutsche Museum zu arbeiten: giebt die deutsche Odyssee heraus und wird Rector zu Eutin 1781: mit dem Character eines fürstbischöfl. Hofraths 1785; sein Streit mit Heyne (und Lichtenberg) wird lauter. Ruhnkenius spricht ein mitleidig bewunderndes Wort über den großen Philologen, der das Scepter in einer Landstadtschule führt; der virgilische Landbau erscheint 1789; die deutsche Odyssee und Ilias in neuer Gestalt 1793; die „mythologischen Briefe" 1794; die „Luise" und die Gedichte 1795; Virgils Eklogen 1797; eine Auswahl der Ovidschen Verwandlungen 1798; der ganze Virgil verdeutscht 1799 f., die „Idyllen" 1801; 4 Bände lyrische Gedichte, und die Metrik; der deutsche Homer verbessert; 1802. Im Herbst 1802 geht Voß mit einem Gnadengehalt nach Jena; neue Fehde mit Heyne 1803 f., Voß setzt sich in Heidelberg, ohne Amt zur Univ. mitwirkend 1805; es erscheinen verdeutscht Horaz 1806; Hesiod und Orpheus 1807, die Bukoliker 1808, Tibull 1810 und dessen Text 1811; seitdem viele neue Ausgaben der frühern Werke; er verbündet sich zur Uebersetzung Shakspeare's mit seinen Söhnen Abraham und Heinrich 1818 ff. seine Fehde mit Stolberg über den Katholicismus 1819 ff; mit Creuzer über die Symbolik 1823 ff; schreibt die Antisymbolik 1823 — 1826; übersetzt den Aristophanes 1821 f., den Aratus 1824; gest. zu Heidelberg den 30. Merz 1826. Gesetzgeber der deutschen Rhythmik. (Dichter, Philolog, grosser Uebersetzungskünstler.) Vorkämpfer für Vaterland, Humanität und Confession; ein Bauernfreund von Schrot und Korn des ältern Cato. Idyllisch auch in der Schilderung seines eigenen Lebens. Sein pros. Styl oft vergiftet durch harte und ungerechte Polemik.

Johann Michael von Sailer, geb. zu Aresing unweit Schrobenhausen in Bayern, den 17. Nov. 1751, Sohn eines Schusters, besucht mit Almosen die Münchnerschule, tritt zu Landsberg in Oberbayern in den Jesuiterorden 1770; stud. Philos. und Theol. in Ingolstadt 1773; erhält die Priesterweihe 1775; wird Repetitor

1777; zweiter Prof. der Dogmatik 1780; privatisirt, dieser Stelle enthoben 1781 ff.; schreibt seine „Vernunftlehre" und sein „Gebetbuch"; wird Professor auf der bischöfl. augsburgischen Universität Dillingen und kurpfalzbayer. Kirchenrath 1784; privatisirt, von den Obscuranten vertrieben, zu München und Ebersberg 1794 ff.; wird wieder Professor zu Ingolstadt 1799; zu Landshut 1800; legt sein Lehramt nieder, wird erster Domkapitular zu Regensburg 1821; Bischof von Germanikopolis, Koadjutor und Gen.-Vikar des Bischofs von Regensburg 1822; Dompropst 1825; Bischof von Regensburg 1829; gest. das. den 20. Mai 1832. Erbauungsschriftsteller voll tiefer Innerlichkeit, vor der jeder confessionelle Unterschied in den Hintergrund tritt.

Johannes von Müller, geb. den 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen, Sohn eines Filialpredigers, vom Vater zur Theologie bestimmt, wählt frühzeitig die Geschichte zu seinem Studium, geht nach Göttingen zu Mosheims Hausgenossen, J. P. Miller, zu Walch und Schlözer 1770, und wird von Miller zur Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft angeregt, auch mit Gleim befreundet. Nach Schaffhausen zurückgekehrt, wird er Prof. der griech. Sprache das. 1772; sammelt, unterstützt von Bodmer und Breitinger, Schinz, H. H. Füßli, Haller für die Schweizergeschichte; schließt 1773 zu Schinznach seinen Bund mit Bonstetten; befreundet sich mit L. Tronchin und Bonnet, hält Vorlesungen zu Genf 1774, geht mit Voltaire um, bis 1776; giebt den ersten Theil seiner Schweizergeschichte heraus 1780; geht nach Berlin und sieht den großen König 1781; wird Unterbibliothekar, Rath und Prof. am Carolinum zu Cassel 1782; privatisirt bei Genf auf Tronchins Gut; arbeitet seine Schweizergeschichte um 1784 und zu Schaffhausen 1785; wird churmainzischer Hofrath und Univ.-Bibliothekar; dann Geh. Conferenzrath 1787; Geh. Staatsrath 1791; des h. R. R. Ritter, als Joh. v. Müller zu Sylvelden, 1791; nach der Revolutionirung von Mainz vom Kaiser Leopold II. als wirkl. Hofrath und Staatsofficial bei der Kanzlei des Auswärtigen nach Wien berufen 1793; setzt die Schweizergeschichte fort 1786—1795; bereitet die Universalgeschichte vor, deren Vorhandenes in drei Büchern nach seinem Tode erschienen ist; schreibt donnernde Philippiken für Deutschland und Oestreich gegen Frankreich 1796; wird erster Kustos der kaiserl. Bibliothek 1800; ist hier in seinem Element und bildet in Hammer, v. Hormayr, Pfister und Dippold ausgezeichnete Schüler. Aber ein schlimmer, das Licht scheuender Handel bringt ihn um Vermögen und entleidet ihm Wien; er

geht nach Berlin als Historiograph des brandenb. Hauses, Mitglied der Akademie u. Geh. Kriegsrath 1804; vollendet die Schweizergeschichte 1805; soll die Geschichte Friedrichs II. schreiben, als die Schlacht von Jena anders entscheidet 1806; neigt sich in einer akadem. Rede Napoleon zu, wird angefeindet, erhält einen Ruf nach Tübingen, wird, unterwegs dorthin, im Frühling 1807, durch einen Kurier des Kaisers, dem er nicht widerstehen kann, nach Fontainebleau verlockt, und läßt sich am 17. November 1807 in Paris zum königl. westphäl. Ministerstaatssekretair ernennen. Diese Apostasie verzehrt ihn; er verliert Besinnung, Sprache; tritt vom Ministerium zurück, wird Staatsrath in Kassel, und momentan Direktor des öffentlichen Unterrichts; rettet die Universitäten, erliegt aber, in allen Hoffnungen getäuscht, dem Gram, den er in Briefen an vertraute Freunde aushaucht. Sein Vaterland ruft ihn zurück; aber er stirbt zu Kassel den 29. Mai 1809. Nationeller Historiker; tiefer Forscher von unermeßlichem Fleiß, lebensvoller Darsteller der Geschichte als Lehrerin der Menschheit. Seine Gelehrsamkeit wird ein consommé von Geist, in der prägnantesten Form, nach Tacitus' Weise.

Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge, geb. den 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover; stud. zu Göttingen 1769 ff.; wird Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkammer zu Kassel 1772; quittirt und geht auf seine Güter; wird Kammerherr zu Weimar 1777; lebt in Hanau bei Frankfurt; in Heidelberg 1780 ff.; eifriges Mitglied des Illuminatenordens. Hannöverscher Oberhauptmann und erster Scholarch der Domschule zu Bremen 1790. Kränkelt. Gest. zu Bremen den 6. Mai 1796. Verf. der Schrift über den Umgang mit Menschen und wenig beachteter Romane. „Detailhändler mit der Lebenswaare"; sehr gebildeter Styl.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler, geboren zu Stuttgart den 10. Nov. 1752, gebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und durch's Studium der Theologie zu Tübingen 1771—1775; hört Collegia in Tübingen 1776 f.; wird Repetent im theologischen Stift daselbst 1777, und bereits als histor. Forscher bekannt; ordentlicher Professor der Philosophie zu Göttingen 1779; schreibt seinen „Grundriß der Geschichte der christl. Kirche" 1782, die „Geschichte Würtembergs" 1783, „des Fürstenthums Hannover" 1786, den „Entwurf der Geschichte der europ. Staaten" 1793, u. a. Thut den unmittelbaren Schritt vom Katheder in's Kabinet und wird in seinem Vaterlande Württemberg erst

wirkl. Geheimerrath 1797, dann Staatsminister, Präsident der Oberstudiendirektion, Curator der Universität Tübingen und Großkreuz des Civilverdienstordens, auch in den Freiherrnstand erhoben, alles 1806. Gestorben zu Stuttgart den 14. März 1810. Im Gebiete der Kirchengeschichte der erste Meister seiner Zeit; „entschieden histor. Talent; edle pragmatische Kürze.“ (Gervinus.)

Friedrich Maximilian von Klinger, geb. den 18. Febr. 1753 zu Frankfurt a. M., von bürgerl. Eltern. Stud. Theologie zu Gießen; aber frühzeitig dem Drama zugeneigt, wird er Schreiber bei der Seyler'schen Theatergesellschaft; dient als österr. Lieutenant im bayer. Erbfolgekrieg 1778; geht nach Petersburg und wird Officier in den Flottenbataillons und Vorleser bei'm Großfürsten Paul; durchreist mit diesem Europa; marschirt nach Taurien im Generalstab des Herzogs von Würtemberg; wird nach der Rückkehr Major und Direktor der Ritterakademie; macht Aufsehen als Roman- und Dramendichter seit 1780. Wird unter Katharina Oberst; Generalmajor unter Paul, und 1799 Direktor des Kadettenkorps; zeigt oder affektirt auf schlüpfriger Laufbahn Freisinn und Muth und erhält sich im Vertrauen. Unter Kaiser Alexander wird er Kurator der Univ. Dorpat, Oberaufseher des Pagenkorps und anderer Institute; Generallieutenant 1811, vieler hoher Orden Ritter, nach 40jähr. Dienste pensionirt 1820. Gest. den 25. Februar 1831. Göthe's Jugendfreund und von ihm geschildert als ein „Jünger des von Rousseau verkündeten Naturevangeliums, in dessen Produktionen sich strenger Verstand, biederer Sinn, rege Einbildungskraft, glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit und charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede zeigt;“ für Humor zu bitter.

Franz Volkmar Reinhard, geb. den 12. März 1753 zu Vohenstrauß im Sulzbachischen; erhält seine Jugendbildung vom Vater, einem frommen Prediger, dann auf der Schule zu Regensburg 1768 f.; stud. in Wittenberg Theol. 1773; wird Mag. legens 1777 und Adjunkt der theolog. Fakultät 1778; außerordentl. Prof. der Theol. 1780; O.-Hofprediger, Kirchenrath u. O.-Cons.-Assessor in Dresden 1792. Gest. das. den 6. Sept. 1812. „Er trat auf als scharfsinniger Denker, als skeptischer Forscher und schied als gläubig frommer Theolog und Christ.“ Der berühmteste deutsche Kanzelredner der neuern Zeit. Klassisch auch durch seine Geständnisse und sein System der christlichen Moral. Im Denken und in der Darstellung streng logisch und dialektisch. Der Styl voll Wohlklang.

Johann Georg Adam Forster, geb. den 26. November 1754 in Nassenhüben bei Danzig, Sohn Johann Reinholds, begleitet als eilfjährig seinen Vater nach Rußland und England, und macht als achtzehnjähriger Jüngling die Reise um die Welt mit Cook und seinem Vater 1772—1775; reist nach Paris, wo er Buffon kennen lernt, u. nach Berlin 1777 f.; wird Dr. d. Phil. u. Prof. d. Naturgesch. zu Cassel 1779; Poln. Geh. R. u. Prof. der Naturgesch. zu Wilna; auf dieser Reise heirathet er Therese, Heyne's Tochter, nachher verehel. Huber. Eine neue, auf Katharina's Geheiß zu unternehmende Reise um die Welt vereitelt der Türkenkrieg. F. geht nach Göttingen, wird Prof. u. erster Bibliothekar zu Mainz 1788; reist nach England und durch Frankreich 1791; wird in den Wirbel der Revolution gerissen, geht nach Paris, wird Agent du Conseil exécutif, erkrankt daselbst; gest. zu Paris den 12. Jan. 1794. Kraftvoller Schilderer der Kunst, des Lebens und der Menschen; für die Revolution begeistert mit Besinnung; der Styl sehr correct.

Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart, geb. den 27. Januar 1756 zu Salzburg; s. den Anh. zum 1. Bande.

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. den 3. Sept. 1756 zu Weimar, erwächst unter der Obervormundschaft seiner geistvollen und klugen Mutter, der Herzogin Amalie, vom Grafen v. Görz geleitet, von Wieland, von Knebel und dem nachmal. Kanzler Schmid unterrichtet 1761—1775, schließt auf der Reise nach Paris und in die Schweiz als 17jähriger Fürst den Lebensbund mit Göthe 1774; tritt die Reg. an den 2. Sept 1775; fördert (bis 1807 von der Mutter unterstützt) während 50 Jahren alles Schöne und Gute, sammelt die ersten Geister Deutschlands, Göthe, Herder, Wieland, Schiller, u. a. bedeut. Männer, v. Einsiedel, v. Knebel, Musäus u. a. um sich und besetzt, von Voigt und Göthe geleitet, Jena mit den ausgezeichnetsten Lehrern und Gelehrten, Fichte, Schelling, Reinhold, A. W. Schlegel u. s. w., ordnet alle Zweige seiner Verwaltung neu, legt den Park an, baut die 1771 abgebrannte Residenz neu; ficht gegen Frankreich 1792 und 1806, muß dem Rheinbunde beitreten December 1806: erhebt sich mit seinem Vaterlande gegen Napoleon Nov. 1813, gibt seinem Lande, wie der König von Württemberg auf dem Vertragswege, eine Verfassung den 5. Mai 1816, feiert sein Reg. Jubiläum den 3. Sept. 1825, gest. zu Weimar den 14. Juni 1828. Sein Briefwechsel mit Knebel, auch sehr ausgezeichnet durch den reinen und lebendigen Styl, lehrt uns den Kraftgeist dieses ächt deutschen Fürsten kennen.

Heinrich Friedrich Carl Freiherr Vom und zum Stein,

geb. den 25. Okt. 1757 zu Nassau an der Lahn, dritter Sohn eines Reichsfreiherrn, zu Hause früh wissenschaftlich auf den Staatsdienst vorbereitet, studirt zu Göttingen das Recht, die Geschichte und die Staatswissenschaften 1773—1777; reist nach Wien und an andre Fürstenhöfe, arbeitet ein Jahr auf dem Reichskammergerichte zu Wetzlar; geht nach Mainz; wird endlich 1780 unter dem großen Friedrich Bergrath in Berlin, erweitert 1786 seine mineralogischen und technologischen Kenntnisse durch eine Reise nach Großbrittannien, und wird nach seiner Rückkehr Bergamtsdirektor 1786; tritt an die Spitze der Armeeverpflegungs-Commission 1793; bald darauf Direktor, dann Präsident der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Cleve; Oberpräsident der westphälischen Kammern zu Wesel, Hamm und Minden 1796; schafft hier Chausseen, belebt Handel und Fabriken, regelt die Forstwirthschaft und verbreitet Segen und Wohlstand; in's Ministerium nach Berlin berufen als Chef der indirekten Abgaben, der Fabriken und des Handels, der Verwaltung der Staatsschulden, der Seehandlung und der Bank 1804; kämpft vergebens für eine weitherzige Politik und gegen das Schaukelsystem; creirt Tresorscheine 1805; wird nach Preußens Demüthigung erster Staatsminister 1807, und setzt sich als solcher die Aufgabe, das Volk von innen heraus zu befreien, und den Staat zu kräftigen; erleichtert das Grundeigenthum, befreit den Bauernstand, gründet die Städteordnung 1808; wird aber Napoleon durch eine Unvorsichtigkeit verdächtig, und der König Friedrich Wilhelm III. muß ihn entlassen, August 1808. Nun wirkt er durch den Tugendbund; wird vom Kaiser der Franzosen geächtet; flüchtet nach Prag, und (nach dem österreichischen Kriege) nach St. Petersburg 1809. Nach dem russischen Feldzuge, zur Stunde der Befreiung Deutschlands stellen ihn Alexander und Friedrich Wilhelm an die Spitze einer gemeinsamen Verwaltungs-Behörde im Frühjahr 1813; die Sieger genehmigen seinen Plan einer Central-Commission 21. Okt. 1813, und der Privatmann leitet die Central-Verwaltung Deutschlands. Aber in einer würdigen Wiederherstellung des preußischen Staates gehemmt, zieht er sich gleich zu Anfang des Wiener Congresses zurück 1814; verbessert und verschönert seine Güter, stiftet die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", wechselt Briefe mit ausgezeichneten Männern, und erscheint erst auf dem ersten westphälischen Provinziallandtage wieder öffentlich als dessen Marschall, Okt. 1826; sieht seine Städteordnung von der Regierung proponirt; wohnt auch den späteren

Landtagen bei 1828, 1831; gest. auf seinen Gütern, ohne männliche Nachkommen, den 20. Juni 1831. Im alttestamentlichen Sinne ein Prophet der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit; als Reformator oft hart und eigenwillig, aber immer großsinnig, deutsch durch und durch. Sein politisches Testament wiegt Bände auf.

Friedrich August Wolf, geb. den 15. Febr. 1759 zu Hainrode bei Nordhausen, Sohn eines Organisten, gebildet auf dem Gymn. zu Nordhausen 1766 ff; und zu Göttingen 1777; verschmäht im Gefühl seiner Originalität Heyne's Unterricht und macht sich ihn zum Feinde, Lehrer zu Ilfeld 1779; Rektor der Stadtschule zu Osterode am Harz 1782; vom preuss. Minister v. Zedlitz am „Platon. Gastmahl" erkannt 1782; ordentlicher Professor der Philosophie zu Halle 1783; reformirt die Philologie seit 1784; macht durch die Prolegomena zu Homer Epoche 1795; wirkl. Geh.-Rath 1805; bei Auflösung der Univ. Halle (1807) zieht er nach Berlin, und hilft die dort. Hochschule gründen; wird Direktor der wissenschaftl. Deputation und Mitgl. der Sect. für den öffentl. Unterricht im Ministerium des Innern; vertauscht aber den Staatsdienst bald gegen ein ungebundenes Professorat, und den ordentl. Platz in der Akademie gegen einen Ehrenplatz; kränkelt; gest. auf der Reise zu Marseille den 8. Aug. 1824. Der größte Philolog Deutschlands; genialer Handhaber seiner Muttersprache, mächtiger Polemiker.

Johann Christoph Friedrich von Schiller, geb. den 11. Nov. 1759 zu Marbach im Würtemb.; der Vater war Officier, dessen Vater und Voreltern Bauern und Bäcker, die aber das Wappen eines adeligen Geschlechts aus Tyrol führten. Schiller wird in Lorch von Pastor Moser 1765 ff. auf der Ludwigsburger Schule 1768 ff. unterrichtet, in die Carls-Akademie zu Hohenheim aufgenommen 1772 und mit ihr nach Stuttgart verpflanzt 1775; stud. das. erst die Rechte, dann Medizin; dichtet vom Zwang gestachelt die Räuber 1780; wird Regim.-Chirurg 1781; tritt als Lyriker mit der Anthologie auf 1781; bringt die Räuber auf die Bühne, und flieht nach Mannheim 1782; läßt den Fiesko und Kabale und Liebe folgen 1782 ff; flüchtet nach Bauerbach zu Fr. v. Wolzogen, Dec. 1782; denkt auf Don Carlos; kehrt nach Mannheim zurück; bringt seine neuen Stücke auf die Bühne 1784; wird weltberühmt; von Bewunderern nach Leipzig gerufen 1785; geht mit Körner nach Dresden und lebt dort 1785—1787; vollendet den Don Carlos; beginnt seine zweite lyrische Periode; geht nach Weimar 1787; nach Rudolstadt zur Fam. v. Lengefeld, wo ihn Liebe fesselt 1787; kehrt nach Weimar zurück; bringt den Don

Carlos auf die Bühne; arbeitet und dichtet in Volkstädt; vertieft sich in Griech. Mythol. und Poesie; steht Göthe'n unberührt gegenüber, kehrt nach Weimar zurück 1788; schreibt den Geisterseher; wird Prof. in Jena, docirt und schreibt Gedichte 1789; wird Meiningen'scher Hofrath 1790; heirathet Charlotte v. Lengefeld; vertieft sich in Kants Philosophie 1791; erhält vom Nat. Convent zu Paris das franz. Bürgerrecht 1792; erkrankt und geht genesen nach Schwaben 1793; philos.-ästhet. Studien und Schriften 1794 ff.; kehrt nach Weimar zurück, verbindet sich innig mit Göthe; ordnet die Horen und Musenalmanache, dichtet die Xenien, dann lyrische Gedichte der dritten Periode und Romanzen 1794—1798; schwankt zwischen Epos und Drama; tritt endlich mit dem Wallenstein auf 1798 ff; siedelt nach Weimar über 1799; dichtet die Maria Stuart, die Glocke 1799; die Jungfrau von Orleans 1801; wird in den Reichsadelstand erhoben 7. Sept. 1802; läßt die Braut von Messina 1803 folgen; schließt mit dem Tell 1804, erkrankt unrettbar über unvollendeten Stücken; gest. zu Weimar, unter den Wehklagen Deutschlands, den 9. Nov. 1805; ruht in der Gruft neben Carl August und Göthe. — Der nationalste Dichter Deutschlands, und als Dichter und Denker der Träger des deutschen Charakters, und dadurch die Bewunderung der Welt. Sein Styl arbeitet sich aus roher Uebertreibung zu der reinsten Kunstform empor u. wird von einem schreienden Vortrag allmählig zur lieblichsten Melodie.

Ulrich Hegner, geboren den 7. Febr. 1759 zu Winterthur; stud. zu Straßburg Medicin, 1776 ff., Doktor 1781, bereist Deutschland, treibt in der Heimath prakt. Kunststudien; wird Landschreiber der Grafschaft Kyburg; und zur französischen Zeit Appellationsrath in Zürich 1798; legt diese Stelle nieder, und reist nach Paris 1801; bekleidet einige andre Aemter und wird endlich Senator in seiner Vaterstadt 1805. Erwirbt sich einen verdienten Ruf durch den Roman „die Molkenkur" 1812 und befestigt ihn durch die Schrift: „Auch ich war in Paris" — „Saly's Revolutionstage" 1815; „Leben Hans Holbein's 1827; u. a. Gestorben zu Winterthur den 3. Jan. 1840. Humoristischer Erzähler und Redner voll Mutterwitz.

Johann Peter Hebel, geb. den 11. Mai 1760 in dem von ihm besungenen Wiesenthale zu Hausen bei Schopfheim, studirte zu Erlangen 1778 f., wird Pfarrvikar zu Hertingen, dann Lehrer am Pädagogium zu Lörrach 1783; Subdiakonus und Lehrer am Gymnasium zu Karlsruhe 1791; Professor daselbst 1798; überrascht die Freunde frischer Poesie mit seinen „Allemannischen Gedichten", die Göthe laut begrüßt; wird Kirchenrath 1805,

Direktor des Gymnasiums 1808; ord. Mitglied der evangelischen Kirchen= und Prüfungs=Commission 1809; erzählt im rheinländ. Hausfreund unvergleichlich 1808—1815; Ministerialrath 1814; Prälat 1819; Commandeur des Zähringer Löwenordens 1820. Gestorben zu Schwetzingen, auf der Reise, den 22. Sept. 1826. (Dialektsdichter.) Erzähler von der besten Laune.

Arnold Hermann Ludwig Heeren, geb. den 25. Okt. 1760 zu Arbergen bei Bremen, Sohn eines Predigers, besucht die Bremer Domschule; studirt die Rechtswissenschaft und Geschichte zu Göttingen 1779 ff.; D. der Philos. und Assessor der Soc. der Wissensch. das. 1784; bereist Italien, die Niederlande und Frankreich 1785—1787; wird ausserord. Prof. der Philos. zu Göttingen 1787; ordentl. 1794; der Geschichte 1801; Hofrath 1806; R. dann Commandeur des Guelphen=O., R. des Nordstern=O. und der Ehrenl., Geh. Justizrath 1815—1837. Sein histor. Hauptwerk sind die „Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vorn. Völker des Alterth. 1793 — 1805; ausserdem zeichnen sich seine Handbücher „der Gesch. der Staaten des Alterth. 1793 und „der Gesch. des europ. Staatensystems (1800) und seine „kl. histor. Schriften“ 1803—1808 aus. Sein „Versuch einer Entwickl. der Folgen der Kreuzzüge“ erwarb ihm einen Preis des Nat. Instituts zu Paris. Der meisten Akademien Mitgl., Schüler und Schwiegersohn Heyne's. Gest. zu Göttingen im 82. Lebensjahre den 6. März 1842. Besonnener Erforscher des polit. Lebens der alten und neuen Welt; Aufspürer der Handelswege des Alterthums; Erklärer des letztern aus der Gegenwart; feine, klare und gewandte Darstellung.

Johann Gottlieb Fichte, geb. den 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz, Sohn eines Tuchwebers; erzogen in Schulpforta; studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg; wird Haus=Lehrer bei dem Grafen von Krotow in Westpreußen. Lebt in Königsberg in Kants Umgang und rückt mit der „Kritik aller Offenbarung“ anonym heraus, die für Kants Werk gehalten und als solches mit Ehrfurcht von der Schule empfangen wird, 1792; reist in die Schweiz und erhält dort einen Ruf nach Jena als Professor der Philosophie, wo er bis 1800 glänzt und in der „Wissenschaftslehre“ sein System publicirt. Des Atheismus angeklagt, appellirt er an's Publikum 1799, privatisirt in Berlin 1800 ff., wird Professor zu Erlangen 1805; schreibt „die Bestimmung des Menschen“ 1806; geht während des französisch=preußischen Kriegs nach Königsberg, hält Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten und die gewaltigen Reden an die deutsche Nation in Berlin

1809; wird Professor an der neuen Universität Berlin 1809; erlebt Deutschlands Befreiung 1813; erkrankt am Nervenfieber, gestorben zu Berlin den 29. Januar 1814. Begeisterter Herold des subjektiven Idealismus und der moralischen Weltordnung; muthiger Sprecher der Deutschen im tiefsten Nothstande.

Ernst Ludwig Posselt, geb. den 22. Januar 1763 zu Durlach, bildet sich dort und auf dem Gymnasium zu Karlsruhe; studirt die Rechte, die Klassiker, Geschichte und moderne Sprachen zu Göttingen; promovirt auf der Universität zu Straßburg; wird Regierungsadvokat, Geheimer Sekretär; Professor der Rechte und Beredsamkeit am Gymnasium zu Karlsruhe, wo er sich durch öffentliche und historische Reden auszeichnet, um 1785; Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Mannheim 1788; schreibt seine „Geschichte der Teutschen" bis zu K. Sigmunds Tode 1789 f., in klass. Latein über die franz. Revolution, der er feurig anhängt, 1791; wird Beamter zu Gernsbach und charakter. Legationsrath 1791; schildert die Thaten der Neufranken in seinem Taschenbuch der Geschichte 1794 ff.; wird mit österreichischer Gefangenschaft bedroht; findet Schutz durch den Erzherzog Karl; entsagt seinem Amt und wird Badischer Historiograph 1796; giebt bei Cotta die europäischen Annalen 1795 ff. heraus und lebt abwechselnd in Durlach, Tübingen, Nürnberg, Erlangen; lernt Moreau bei seinem Rückzuge kennen 1796; beschreibt den letztern meisterhaft; wird über Moreaus Proceß gemüthskrank; stürzt sich zu Heidelberg aus einem Fenster des dritten Stockwerks; gestorben das. den 11. Juni. 1804. Publicist und Historiker von Scharfsinn; seine Darstellungsgabe in politischer Verblendung nicht immer auf die Wahrheit verwendet.

Johann Gottfried Seume, geboren den 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, eines Bauern Sohn; wird von einem Gönner auf die Schule zu Borna und die Nicolaischule zu Leipzig geschickt; studirt in Leipzig Theologie, macht sich aber nach Paris davon, wird unterwegs von amerikanischen Werbern aufgehoben, und ficht unter den Hessen in Canada gegen die Freiheit 1781 ff.; nach dem Frieden zurückgekehrt, entspringt er den Hessen in Bremen, geräth unter preußische Werber und wird gemeiner Soldat; entgeht als Deserteur mit Mühe der Todesstrafe, erhält durch die Caution eines wackern Bürgers seine Freiheit; lebt in Leipzig vom Unterrichte den Wissenschaften 1788; wird Magister 1792; Secr. bei'm russ. General Igelström und Grenadierofffizier zu Warschau 1793; im Aufstande gegen

die Russen poln. Gefangener; befreit; seine Aussichten gehen mit Katharina zu Grabe; Kaiser Paul streicht ihn aus den Dienstlisten. Er schreibt in Leipzig über die Vorfälle in Polen und über Rußland 1796 ff.; wird Corrector bei seinem Freunde Göschen, und besorgt auf's gewissenhafteste dessen Prachtausgaben zu Grimma; spaziert nach Syrakus 1802 und erzählt seine Abentheuer 1803, sowie eine spätere Reise nach Schweden 1805, schildert in beiden jedoch nur sich selbst. Er verzehrt sich im Gram über Deutschlands Unterdrückung; schreibt muthig gegen den Sieger 1808, gest. im Bade zu Töplitz, den 13. Juni 1810. (reflexiver Poet.) Stolzer Proletarier, hochsinniger Deutscher, grimmiger Nationalist, strenger Moralist, aus ganzem Holze geschnitten und schneidend.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Fichtelgebirge, Sohn des damal. Rektors, nachmal. Pfarrers zu Schwarza; verläßt das Gymnasium zu Hof 1779, studirt Theologie zu Leipzig 1780 ff.; entsagt ihr, lebt zu Schwarzenbach und Hof. Debutirt mit den grönländ. Processen 1783; ihnen folgen die Teufelspapiere (als von J. P. Fr. Hasus) 1789; dann (als von Jean Paul schlechtweg) die unsichtbare Loge 1793; der Hesperus 1795 (von Göthe und Schiller als „Tragelaph" begrüßt); der Q. Fixlein 1796; Blumen-Fr. u. D. Stücke (Siebenkäs) 1796 — 1798; das Kampanerthal 1797; Palingenesieen 1798; der Titan 1800 — 1803; die Flegeljahre 1804 ff.; Vorschule der Aesthetik 1804; Levana 1807; Schmelzle 1808; Katzenberger 1809; Fibel 1812; Markgraf 1820—1822; seit „Fixlein" nennt er sich J. P. Fr. Richter; wird 1799 hildburghaus. Legationsrath und zieht nach Weimar, 1801 nach Meiningen, 1803 nach Koburg; Pensionär des Fürsten Primas, nachher Bayerns; fixirt sich in Baireuth; Doktor der Philosophie zu Heidelberg 1817; ordentl. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München 1820. Wird augenkrank. Gest. zu Baireuth den 14. Nov. 1825. Deutschlands genialster Humorist, vollführt, was Hippel gewollt, und bildet die englische Seite des deutschen Charakters aus; tiefsinnig im Scherz wie im Ernst, oft vom Gefühl übernommen und in Naturschilderungen die Wahrheit überbietend; in den gemeinen und naiven Charakteren unendlich wahrer als in den idealen und sentimentalen, der Styl mit Gleichnissen wie mit Brillanten belastet; seine schiefe Seite aufgedeckt von Gervinus.

Carl Ludwig Fernow, geboren zu Blumenhagen in der Uckermark den 19. Nov. 1763, Sohn eines Edelhofknechts; von einer

Tochter seiner Gutsherrin, Fräulein von Recker, erzogen; später Copist eines Notars zu Pasewalk; dann Apotheker; erschießt aus Unvorsichtigkeit einen Jägerburschen, bleibt als Thäter verborgen, aber in langer Gewissensangst; conditionirt, zeichnet und dichtet daneben in Lübeck; lernt den Künstler Carsten kennen, entsagt seinem bisherigen Berufe, erhält sich vom Portraitiren und Zeichnungsunterricht; lebt in Ludwigslust; wird von einer Weimaranerin nach Weimar verlockt und betrogen; geht nach Jena und macht bei Reinhold Baggesens Bekanntschaft, reist mit ihm in die Schweiz und nach Oberitalien, und von da, mit Hülfe zweier Gönner nach Rom, wo er mit Carsten zusammen zieht, die italienische Sprache und die Theorie und Geschichte der Kunst studirt 1791 ff.; heirathet eine Römerin 1800; kehrt nach Deutschland zurück und wird außerordentlicher Professor in Jena 1803; Bibliothekar in Weimar 1804; kränkelt längst an einer unheilbaren Pulsadergeschwulst; gest. zu Weimar den 4. Dec. 1808. Seine „Römischen Studien“ (1806—1808) sind die reifsten Früchte seines Aufenthalts in Italien. Außerdem lebt von ihm eine italienische Grammatik.

Ludwig Ferdinand Huber, geb. zu Paris im August 1764; einziger Sohn des bek. Uebersetzers deutscher Poesien ins Französische, Michael Huber, und einer Pariserin, erhält eine franz. Erziehung und wird 1787 sächs. Legationssecretär in Mainz, wo er beim Einbruche der Franzosen die Gesandtschaftsgeschäfte allein verwaltet. Sein Freund Forster, in den Strudel der franz. Revolution hineingerissen, übergiebt ihm kurz vor seinem Tode seine Familie 1793; er wird der Gatte der Wittwe Forsters, Therese geb. Heyne 1794 und lebt mit ihr und ihrer Familie arm aber geehrt, als polit. und belletrist. Schriftsteller in der franz. Schweiz; dann als Redakteur der allg. Zeitung in Tübingen und Stuttgart 1798—1803; erhält eine sichere Lage im bayr. Staatsdienst als Landesdirectionsrath in Ulm 1803; bald darauf gest. zu Ulm den 24. Dec. 1804. An seinen anmuthigen Erzählungen hat mehr als Antheil die nächst genannte

Therese Huber, geb. zu Göttingen den 7. Mai 1764, Heyne's Tochter aus dessen erster Ehe; im 20sten Jahre mit Georg Forster verheirathet 1784; Hubers Gattin 1794; ein Uebersetzungsversuch der spielend aufgewachsenen, geistreichen Frau setzt durch Mangel an Orthographie und Leichtigkeit des Styls den Gatten in Staunen und von 1795 bis zu seinem Tode war sie der eigentliche Verfasser aller Erzählungen des geliebten Gatten. Sie lebt nach Hubers

Tode bei einem Schwiegersohne; seit 1819 mit der Red. des Morgenblatts beauftragt in Stuttgart und (1824 ff.) in Augsburg; gest. das. den 15. Juni 1829. Erzählerin voll Lebenserfahrung, mit tiefem Einblick ins weibliche Herz.

Friedrich von Gentz, geboren den 8. Sept. 1764 zu Breslau, gebildet das. und in Berlin; eifriger Gegner der französischen Revolution von ihrem ersten Beginne, verbreitet die Hauptschriften darüber durch Uebersetzungen seit 1793; Secretär beim Generaldirektorium zu Berlin und charakt. Kriegsrath 1793; tritt mit eigenen Schriften für die streng conservative Partei auf 1801 ff.; geht in österreichische Staatsdienste als k. k. Hofrath bei der Hof- und Staatskanzlei 1802; in England hochgefeiert 1802; vom Kaiser geadelt, von den Monarchen mit hohen Orden begnadigt, zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht; Protokollführer bei allen Congressen. Verliert den Muth über der Julirevolution; verdirbt in Genüssen: gestorben zu Wien den 9. Juni 1832. Politischer Rhetor im altgriechischen Sinne. Der Styl meisterhaft.

Friedrich Christian Wilhelm Jakobs, geb. den 6. Okt. 1764 zu Gotha, unterrichtet von seinem Vater und Kaltwasser; besucht das Gymn. seiner Vaterstadt 1779 ff. studirt in Jena Theologie 1781; in Göttingen Philologie 1784; wird Lehrer am Gymn. zu Gotha, 1785; macht sich als gelehrter, gründlicher und eleganter Philolog berühmt; wird Prof. der alten Literatur am Lyc. in München, Hofrath und Mitgl. der Akad. der Wissensch. das. 1807; hält dort geistvolle deutsche Reden, die in seine „Denkschriften" aufgenommen sind, zum Theil auch abgesondert erschienen. Auf Veranlassung der Streitigkeiten zwischen Nord- und Süddeutschland verläßt er München und kehrt als Oberbibliothekar und Direktor des Münz-Kabinets nach Gotha zurück 1810. Als ästhetischer Schriftsteller durch „Rosaliens Nachlaß" 1812 und viele erzählende Schriften rühmlich bekannt. Der Styl aus der Quelle des Alterthums genährt, blühend und geschmackvoll. Lebt zu Gotha.

Georg Reinbeck, geb. den 11. October 1766 zu Berlin, Enkel des Theol. Joh. Gust. Reinbeck, unter Engel auf dem Joachimsthaler Gymnasium gebildet; Erzieher in St. Petersburg, Lehrer das. an der deutschen Hauptschule zu St. Petri 1794; später Oberlehrer und 1804 Lehrer der d. Sprache am Pageninstitut unter Klinger. Im Jahr 1805 kehrt er nach Deutschland zurück und schreibt seine „flüchtige Bemerkungen auf einer Reise von Petersburg über Moskau nach Deutschland"; erlebt in Weimar die in den „Reiseplau-

bereien" von ihm lebendig geschilderte franz. Occupation; zieht nach Heidelberg 1807, und nach Stuttgart 1808 wo er drei Jahre lang mit Haug das Morgenblatt besorgt, und 1811 mit dem Hofrathstitel Professor der deutschen Sprache, Literatur und Aesthetik am obern Gymnasium in Stuttgart wird. Seine „deutsche Sprachlehre" (1801 ff.), sein „Handbuch der Sprachwissenschaft" 1819 ff., seine „Geschichte der Dichtkunst und Literatur" 1824 u. a. Handbücher haben großen Eingang in der pädagog. Welt gefunden. (Dramen- und Novellendichter, entschiedener Gegner Kotzebue's.) Um das Schillerdenkmal in Stuttgart hat er ausgezeichnete Verdienste. Im Jahr 1837 erhält er den Orden der Württ. Krone und scheidet erst im Greisenalter, Januar 1842 aus einer rastlosen Berufsthätigkeit.

Karl Wilhelm Freiherr von Humboldt, geb. den 22 Juni 1767 zu Potsdam, daselbst und in Berlin früh in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, stud. zu Göttingen; lebt in Jena, mit einer geistvollen Frau vermählt, im innigsten Umgange mit Göthe, Herder, Wieland, u. besonders Schiller 1793; dann auf seinem Gute zu Tegel bei Berlin im lebhaftesten Briefwechsel mit ebendemselben 1794—1796; wieder in Jena 1797, tritt als preuß. Leg.-Rath seine diplomatische Laufbahn an 1797; schreibt die Fragment gebliebenen „ästhet. Untersuchungen" 1799; geht nach Rom, wo er k. pr. Resident wird 1802; vorübergehend in Weimar 1803; macht tiefe Studien in der Alterthums- und der Sprachwissenschaft; kehrt nach Berlin zurück als Chef der Sektion für Cultus und öffentliche Erziehung, wo er sich als freisinniger Staatsmann zeigt; k. pr. Staatsminister und Gesandter in Wien; Bevollmächtigter beim Prager Congreß 1812; beschäftigt beim Congreß zu Chatillon 1813, zu Paris 1814; auf dem Congreß in Wien 1815; preuß. Gesandter in London 1816, gibt „Berichtigungen und Zusätze zu Adelungs Mithridates" heraus 1817; später wieder Staatsminister in Berlin mit Stein und Boyen; zieht sich mit diesen vom Staatsdienste zurück 1819 und lebt zu Tegel ganz den Wissenschaften. Giebt seinen Briefwechsel mit Schiller heraus 1830; schreibt sein class. Werk über die Kawi-Sprache 1832; gest. zu Tegel den 8. April 1835. Tiefer Forscher in der Aesthetik, der Alterthums- und Sprachwissenschaft; würdig klarer Darsteller, musterhafter Prosaist.

Herder.

I. Unsere Erde ist ein Stern unter Sternen.

(1784.)

Vom Himmel muß unsre Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen, wenn sie einigermaßen diesen Namen verdienen soll. Denn da unser Wohnplatz, die Erde, nichts durch sich selbst ist, sondern von himmlischen, durch unser ganzes Weltall sich erstreckenden Kräften ihre Beschaffenheit und Gestalt, ihr Vermögen zur Organisation und Erhaltung der Geschöpfe empfängt: so muß man sie zuvörderst nicht allein und einsam, sondern im Chor der Welten betrachten, unter die sie gesetzt ist. Mit unsichtbaren, ewigen Banden ist sie an ihren Mittelpunkt, die Sonne, gebunden, von der sie Licht, Wärme, Leben und Gedeihen erhält. Ohne diese könnten wir uns unser Planeten-System nicht denken, so wenig ein Zirkel ohne Mittelpunkt Statt findet; mit ihr und den wohlthätigen Anziehungskräften, womit sie und alle Materie das ewige Wesen begabt hat, sehen wir in ihrem Reich nach einfachen schönen und herrlichen Gesetzen Planeten sich bilden, sich um ihre Axe und um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in Räumen, die mit ihrer Größe und Dichtigkeit im Verhältniß sind, munter und unablässig umher drehen; ja nach eben diesen Gesetzen sich um einige derselben Monde bilden und von ihnen festgehalten werden. Nichts gibt einen so erhabnen Blick, als diese Einbildung des großen Weltgebäudes; und der menschliche Verstand hat vielleicht nie einen weitern Flug gewagt und zum Theil glücklich vollendet,

als da er in Copernicus, Keppler, Newton, Hugens und Kant die einfachen, ewigen und vollkommenen Gesetze der Bildung und Bewegung der Planeten aussann und feststellte.

Mich dünkt, es ist Hemsterhuis, der es beklagt, daß dies erhabene Lehrgebäude auf den ganzen Kreis unserer Begriffe die Wirkung nicht thue, die es, wenn es zu den Zeiten der Griechen mit mathematischer Genauigkeit festgestellt wäre, auf den gesammten menschlichen Verstand würde gethan haben. Wir begnügen uns meistens, die Erde als ein Staubkorn anzusehen, das in jenem großen Abgrunde schwimmt, wo Erden um die Sonne, wo diese Sonne mit tausend andern um ihren Mittelpunkt und vielleicht mehrere solche Sonnen-Systeme in zerstreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden, bis endlich die Einbildungskraft sowohl als der Verstand in diesem Meer der Unermeßlichkeit und ewigen Größe sich verliert, und nirgend Ausgang und Ende findet. Allein das bloße Erstaunen, das uns vernichtigt, ist wohl kaum die edelste und bleibendste Wirkung. Der in sich selbst überall allgenugsamen Natur ist das Staubkorn so werth, als ein unermeßliches Ganze. Sie bestimmte Punkte des Raumes und des Daseyns, wo Welten sich bilden sollten, und in jedem dieser Punkte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte so ganz, als ob keine andere Punkte der Bildung, keine andre Weltatome wären. Wenn ich also das große Himmelsbuch aufschlage und diesen unermeßlichen Palast, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, vor mir sehe: so schließe ich, so ungetheilt als ich kann, vom Ganzen aufs Einzelne, vom Einzelnen aufs Ganze. Es war nur Eine Kraft, die die glänzende Sonne schuf, und mein Staubkorn an ihr erhält; nur Eine Kraft, die eine Milchstraße von Sonnen sich vielleicht um den Sirius bewegen läßt, und die in Gesetzen der Schwere auf meinem Erdkörper wirket. Da ich nun sehe, daß der Raum, den diese Erde in unserem Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die sie mit ihrem Umlauf bezeichnet, ihre Größe, ihre Masse, nebst allem, was davon abhängt, durch



Gesetze bestimmt ist, die im Unermeßlichen wirken: so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden seyn und mich freuen, daß ich auf ihr ins harmoniereiche Chor zahlloser Wesen getreten, sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft seyn, zu fragen, was ich auf dieser Stelle seyn soll, und vermuthlich nur auf ihr seyn kann? Fände ich auch in dem, was mir das Eingeschränkteste und Widrigste scheint, nicht nur Spuren jener großen bildenden Kraft, sondern auch offenbaren Zusammenhang des Kleinsten mit dem Entwurf des Schöpfers ins Ungemessene hinaus: so wird es die schönste Eigenschaft meiner Gott nachahmenden Vernunft seyn, diesem Plan nachzugehen und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels suchen, deren keinen mein Auge je gesehen hat; aber Erdbewohner, Menschen werde ich auf ihr finden wollen und mit allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in ihren Schooß aufnimmt. Ihre Schwestern, andere Erden mögen sich andrer, auch vielleicht herrlicherer Geschöpfe rühmen und freuen können; genug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstrahl in dieser und keiner andern Sonnenentfernung, mein Ohr für diese Luft, mein Körper für diese Erdmasse, alle meine Sinnen aus dieser und für diese Erdorganisation gebildet: dem gemäß wirken auch meine Seelenkräfte; der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also so fest bestimmt und umschrieben, als die Masse und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll: daher auch in vielen Sprachen der Mensch von seiner Mutter Erde den Namen führet. Je in einen größern Chor der Harmonie, Güte und Weisheit aber diese meine Mutter gehört, je fester und herrlicher die Gesetze sind, auf der ihr und aller Welten Daseyn ruhet, je mehr ich bemerke, daß in ihnen Alles aus Einem folgt und Eins zu Allem dient: desto fester finde ich auch mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdstaub regieren. Die Kraft,

die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zusammen hält: ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, wie Erden sich abreiben und Sterne ihren Platz ändern; die Gesetze aber, durch die sie da ist, und in andern Erscheinungen wieder kommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig wie der Verstand Gottes, und die Stützen meines Daseyns, (nicht meiner körperlichen Erscheinung,) sind so fest, als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Daseyn ist sich gleich, ein untheilbarer Begriff; im Grössesten sowohl als im Kleinsten auf Einerley Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseyns, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich seyn werde, werde ich seyn der ich jetzt bin, eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehlichen Harmonie einer Welt Gottes.

II. Die Religion als höchste Humanität.

(1784.)

Wenn des Menschen vorzüglichste Gabe Verstand ist: so ists das Geschäft des Verstandes, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzuspähen, und denselben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menschliche Verstand thut dies in allen Sachen, Hantirungen und Künsten: denn auch wo er einer angenommenen Fertigkeit folgt, mußte ein früherer Verstand den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung festgesetzt, und also diese Kunst eingeführt haben. Nun sehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Ursache im Innersten ein; wir kennen uns selbst nicht, und wissen nicht, wie irgend Etwas in uns wirket. Also ist auch bey allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indessen ein wahrer Traum, sobald wir oft und beständig einerley Wirkungen mit einerley Ursachen verknüpft sehen. Dies ist der Gang der

Philosophie, und die erste und letzte Philosophie ist immer Religion gewesen. Auch die wildesten Völker haben sich darin geübt: denn kein Volk der Erde ist völlig ohne sie, so wenig als ohne menschliche Vernunftfähigkeit und Gestalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menschliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo sie keinen sichtbaren Urheber sahen, an unsichtbare Urheber, und forschten also immer doch, so dunkel es war, Ursachen der Dinge nach. Freylich hielten sie sich mehr an die Begebenheiten, als an die Wesen der Natur: mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende, als an die erfreuende und dauernde Seite; auch kamen sie selten so weit, alle Ursachen unter Eine zu ordnen. Indessen war auch dieser erste Versuch Religion; und es heißt nichts gesagt, daß Furcht bey den meisten ihre Götter erfunden. Die Furcht, als solche, erfindet nichts: sie weckt blos den Verstand, zu muthmaßen und wahr oder falsch zu ahnen. Sobald der Mensch also seinen Verstand in der leichtesten Anregung brauchen lernte, d. i. sobald er die Welt anders, als ein Thier, ansah, mußte er unsichtbare mächtigere Wesen vermuthen, die ihm helfen oder ihm schaden. Diese suchte er sich zu Freunden zu machen oder zu erhalten, und so ward die Religion, wahr oder falsch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menschen, die rathgebende Trösterin ihres so dunkeln, so gefahr- und labyrinthvollen Lebens.

Nein, du hast dich deinen Geschöpfen nicht unbezeugt gelassen, du ewige Quelle alles Lebens, aller Wesen und Formen! Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es, seiner Organisation nach, Kräfte und Neigungen übt; ihm ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menschen erhobst du, daß er selbst, ohne daß ers weiß und will, Ursachen der Dinge nachspähe, ihren Zusammenhang errathe, und Dich also finde, du großer Zusammenhang aller Dinge, Wesen der Wesen! Das Innere deiner Natur erkennet er nicht, da er keine Kraft eines Dinges von innen einsieht; ja wenn er dich gestalten wollte, hat er geirret und muß irren: denn du bist

gestaltlos, obwohl die erste einzige Ursache aller Gestalten. Indessen ist auch jeder falsche Schimmer von dir dennoch Licht, und jeder trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmahl nicht nur deines Daseyns, sondern auch der Macht des Menschen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion ist also, auch schon als Verstandesübung betrachtet, die höchste Humanität, die erhabenste Blüthe der menschlichen Seele.

Aber sie ist mehr als dies: eine Uebung des menschlichen Herzens und die reinste Richtung seiner Fähigkeiten und Kräfte. Wenn der Mensch zur Freiheit erschaffen ist, und auf der Erde kein Gesetz hat, als das er sich selbst auflegt: so muß er das verwildertste Geschöpf werden, wenn er nicht bald das Gesetz Gottes in der Natur erkennet und der Vollkommenheit des Vaters als Kind nachstrebet. Thiere sind geborne Knechte im großen Hause der irdischen Haushaltung; sclavische Furcht vor Gesetzen und Strafen ist auch das gewisseste Merkmal thierischer Menschen. Der wahre Mensch ist frey, und gehorcht aus Güte und Liebe; denn alle Gesetze der Natur, wo er sie einsieht, sind gut, und wo er sie nicht einsieht, lernt er ihnen mit kindlicher Einfalt folgen. Gehest du nicht willig, sagten die Weisen, so mußt du gehen: die Regel der Natur ändert sich deinetwegen nicht; je mehr du aber die Vollkommenheit, Güte und Schönheit derselben erkennst, desto mehr wird auch diese lebendige Form dich zum Nachbilde der Gottheit in deinem irdischen Leben bilden. Wahre Religion also ist ein kindlicher Gottesdienst, eine Nachahmung des Höchsten und Schönsten im menschlichen Bilde, mithin die innigste Zufriedenheit, die wirksamste Güte und Menschenliebe.

Und so sieht man auch, warum in allen Religionen der Erde mehr oder minder Menschenähnlichkeit Gottes habe statt finden müssen, entweder daß man den Menschen zu Gott erhob, oder den Vater der Welt zum Menschengebilde hinab zog. Eine höhere Gestalt, als die unsre, kennen wir nicht; und was den Menschen rühren und menschlich machen soll, muß menschlich gedacht und empfunden seyn. Eine sinnliche Nation veredelte also die Menschengestalt zur göttlichen Schönheit; Andere, die geistiger

dachten, brachten Vollkommenheiten des Unsichtbaren in Symbole fürs menschliche Auge. Selbst da die Gottheit sich uns offenbaren wollte, sprach und handelte sie unter uns, jedem Zeitraum angemessen, menschlich. Nichts hat unsre Gestalt und Natur so sehr veredelt, als die Religion: blos und allein, weil sie sie auf ihre reinste Bestimmung zurück führte.

Daß mit der Religion also auch Hoffnung und Glaube der Unsterblichkeit verbunden war, und durch sie unter den Menschen gegründet wurde, ist abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menschheit beynahe unzertrennlich. Wie? wir sind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen sollen, zu dessen Erkenntniß wir durch alles erweckt, zu dessen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden: und wir erkennen ihn noch so dunkel, wir ahmen ihm so schwach und kindisch nach, ja wir sehen die Gründe, warum wir ihn in dieser Organisation nicht anders erkennen und nachahmen können. Und es sollte für uns keine andre möglich, für unsre gewisseste beste Anlage sollte kein Fortgang wirklich seyn? Denn eben diese unsre edelsten Kräfte sind so wenig für diese Welt, sie streben über dieselbe hinüber, weil hier alles der Nothdurft dienet. Und doch fühlen wir unsern edlern Theil beständig im Kampf mit dieser Nothdurft: gerade das, was der Zweck der Organisation im Menschen scheinet, findet auf der Erde zwar seine Geburts-, aber nichts weniger als seine Vollendungsstätte. Riß also die Gottheit den Faden ab, und brachte mit allen Zubereitungen auf das Menschengebilde endlich ein unreifes Geschöpf zu Stande, das mit seiner ganzen Bestimmung getäuscht ward? Alles auf der Erde ist Stückwerk, und soll es ewig, und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, so wie das Menschengeschlecht eine bloße Schattenheerde, die sich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unsers Geschlechts zum Glauben zusammen, und wand der Humanität eine unsterbliche Krone.

III. In der Schöpfung unsrer Erde herrscht eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte.

(1784.)

Vom Stein zum Krystall, vom Krystall zu den Metallen, von diesen zur Pflanzenschöpfung, von den Pflanzen zum Thier, von diesem zum Menschen sahen wir die Form der Organisation steigen, mit ihr auch die Kräfte und Triebe des Geschöpfs vielartiger werden, und sich endlich alle in der Gestalt des Menschen, sofern diese sie fassen konnte, vereinen. Bey dem Menschen stand die Reihe still; wir kennen kein Geschöpf über ihm, das vielartiger und künstlicher organisirt sey: er erscheint das höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte.

2. Durch diese Reihen von Wesen bemerkten wir, so weit es die einzelne Bestimmung des Geschöpfs zuließ, eine herrschende Aehnlichkeit der Hauptform, die auf eine unzählbare Weise abwechselnd, sich immer mehr der Menschengestalt nahte. In der ungebildeten Tiefe, im Reich der Pflanzen und Pflanzenthiere war sie noch unkenntlich; mit dem Organismus vollkommener Wesen ward sie deutlicher. die Anzahl der Gattungen ward geringer, sie verlor und vereinigte sich zuletzt im Menschen.

3. Wie die Gestalten, sahen wir auch die Kräfte und Triebe sich ihm nähern. Von der Nahrung und Fortpflanzung der Gewächse stieg der Trieb zum Kunstwerke der Insecten, zur Haus- und Muttersorge der Vögel und Landthiere, endlich gar zu dem menschenähnlichen Gedanken und zu eignen selbsterworbenen Fertigkeiten, bis sich zuletzt alles in der Vernunftfähigkeit, Freyheit und Humanität des Menschen vereinet.

4. Bey jedem Geschöpf war nach den Zwecken der Natur, die es zu befördern hatte, auch seine Lebensdauer eingerichtet. Die Pflanze verblühete bald; der Baum mußte sich langsam auswachsen. Das Insect, das seine Kunstfertigkeit auf die Welt

mitbrachte, und sich früh und zahlreich fortpflanzte, ging bald von dannen; Thiere, die langsamer wuchsen, die auf einmal weniger gebaren, oder die gar ein Leben der vernunftähnlichen Haushaltung führen sollten: denen ward auch ein längeres und dem Menschen vergleichungsweise das längste Leben. Doch rechnete die Natur hiebey nicht nur auf's einzelne Geschöpf, sondern auch auf die Erhaltung des ganzen Geschlechts und der Geschlechter, die über ihm standen. Die untern Reiche waren also nicht nur stark besetzt, sondern, wo es der Zweck des Geschöpfs zuließ, dauerte auch ihr Leben länger. Das Meer, der unerschöpfliche Lebensquell, erhält seine Bewohner, die von zäher Lebenskraft sind, am längsten: und die Amphibien, halbe Wasserbewohner, nähern sich ihnen an Länge des Lebens. Die Bewohner der Luft, weniger beschwert von der Erdennahrung, die die Landthiere allmählich verhärtet, leben im Ganzen länger als diese: Luft und Wasser scheinen also das große Vorrathshaus der Lebendigen, die nachher in schnellern Uebergängen die Erde aufreibt und verzehret.

5. Je organisirter ein Geschöpf ist, desto mehr ist sein Bau zusammengesetzt aus den niedrigen Reichen. Unter der Erde fängt diese Vielartigkeit an, und sie wächst hinauf durch Pflanzen, Thiere, bis zum vielartigsten Geschöpfe, dem Menschen. Sein Blut und seine vielnamigen Bestandtheile sind ein Kompendium der Welt: Kalk und Erde, Salze und Säuren, Oel und Wasser, Kräfte der Vegetation, der Reize, der Empfindungen sind in ihm organisch vereint und in einander verwebet.

Entweder müssen wir diese Dinge als Spiele der Natur ansehen, (und sinnlos spielte die verstandreiche Natur nie,) oder wir werden darauf gestoßen, auch ein Reich unsichtbarer Kräfte anzunehmen, das in eben demselben genauen Zusammenhange und dichten Uebergange steht, als wir in den äußern Bildungen wahrnehmen. Je mehr wir die Natur kennen lernen, desto mehr bemerken wir diese inwohnenden Kräfte auch sogar in den niedrigsten Geschöpfen, Moosen, Schwämmen

u. dergl. In einem Thiere, das sich beynahe unerschöpflich reproducirt, in der Muskel, die sich vielartig und lebhaft durch eignen Reiz beweget, sind sie unläugbar, und so ist alles voll organisch wirkender Allmacht. Wir wissen nicht, wo diese anfängt, noch wo sie aufhört: denn wo Wirkung in der Schöpfung ist, ist Kraft, wo Leben sich äußert, ist inneres Leben. Es herrscht allerdings nicht nur ein Zusammenhang, sondern auch eine aufsteigende Reihe von Kräften im unsichtbaren Reiche der Schöpfung, da wir diese in ihrem sichtbaren Reiche, in organisirten Formen vor uns wirken sehen.

Ja, unendlich inniger, stäter und fortgehender muß dieser unsichtbare Zusammenhang seyn, als in unserm stumpfen Sinne die Reihe äußerer Formen zeiget. Denn was ist eine Organisation, als eine Masse unendlich vieler zusammengedrängter Kräfte, deren größter Theil eben des Zusammenhanges wegen von andern Kräften eingeschränkt, unterdrückt, oder wenigstens unsern Augen so versteckt wird, daß wir die einzelnen Wassertropfen nur in der dunklen Gestalt der Wolke d. i. nicht die einzelnen Wesen selbst, sondern nur das Gebilde sehen, das sich zur Nothdurft des Ganzen so und nicht anders organisiren mußte. Die wahre Stufenleiter der Geschöpfe, welch ein andres Reich muß sie im Auge des Allwissenden seyn, als von dem die Menschen reden! Wir ordnen Formen, die wir nicht durchschauen, und klassifiziren wie Kinder nach einzelnen Gliedmaßen oder nach andern Zeichen. Der oberste Haushalter siehet und hält die Kette aller aufeinander dringenden Kräfte.

Was dies für die Unsterblichkeit der Seele thue? Alles; und nicht für die Unsterblichkeit unsrer Seele allein, sondern für die Fortdauer aller wirkenden und lebendigen Kräfte der Weltschöpfung. Keine Kraft kann untergehen; denn was hieße es: eine Kraft gehe unter? Wir haben in der Natur davon kein Beyspiel, ja, in unsrer Seele nicht einmal einen Begriff. Ist es Widerspruch, daß Etwas Nichts sey oder werde: so ist es noch mehr Widerspruch, daß ein lebendiges, wirkendes Etwas,

in dem der Schöpfer selbst gegenwärtig ist, in dem sich seine Gotteskraft einwohnend offenbaret, sich in ein Nichts verkehre. Das Werkzeug kann durch äußerliche Umstände zerrüttet werden; so wenig aber auch in diesem sich nur ein Atom vernichtet oder verlieret, um so weniger die unsichtbare Kraft, die auch in diesem Atome wirket. Da wir nun bey allen Organisationen wahrnehmen, daß ihre wirkenden Kräfte so weise gewählt, so künstlich geordnet, so genau auf ihre gemeinschaftliche Dauer und auf die Ausbildung der Hauptkraft berechnet sey: so wäre es Unsinn, von der Natur zu glauben, daß in dem Augenblicke, da eine Kombination derselben, d. i. ein äußerlicher Zustand aufhört, sie nicht nur plötzlich von der Weisheit und Sorgfalt ablieſse, dadurch sie allein göttliche Natur ist, sondern dieselbe auch gegen sich kehrte, um mit ihrer ganzen Allmacht, (denn minder gehörte dazu nicht,) nur einen Theil ihres lebendigen Zusammenhanges, in dem sie selbst ewig thätig lebet, zu vernichten. Was der Allbelebende ins Leben rief, lebet: was wirkt, wirkt in seinem ewigen Zusamenhange ewig.

Da, diese Principien weiter auseinander zu setzen, hier nicht der Ort ist; so lasset uns sie blos in Beyspielen zeigen. Die Blume, die ausgeblühet hat, zerfällt; d. i. dies Werkzeug ist nicht weiter geschickt, daß die vegetirende Kraft in ihm fortwirke: der Baum, der sich satt an Früchten getragen, stirbt: die Maschine ist hinfällig geworden, und das Zusammengesetzte geht auseinander. Hieraus folget aber im mindesten nicht, daß die Kraft, die diese Theile belebte, die vegetiren und sich so mächtig fortpflanzen konnte, mit dieser Dekomposition gestorben sey, sie, die über tausend Kräfte, die sie anzog, in dieser Organisation herrschte. Jedem Atom der zerlegten Maschine bleibt ja seine innere Kraft; wie viel mehr muß sie der mächtigern bleiben, die in dieser Formung jene alle zu einem Zwecke regierte, und in ihren engen Gränzen mit allmächtigen Natureigenschaften wirkte. Der Faden der Gedanken zerreißt, wenn man es sich als natürlich denket, daß dies Geschöpf jetzt in jedem seiner Glieder die

mächtige, sich selbst erstattende, reizbare Selbstthätigkeit haben soll, wie sie sich uns vor Augen äußert; daß aber den Augenblick darauf alle diese Kräfte, die lebendigen Erweise einer inwohnenden organischen Allmacht, aus dem Zusammenhange der Wesen, aus dem Reiche der Realität so hinweg seyn sollen, als wären sie nie darinnen gewesen.

Und bey der reinsten und thätigsten Kraft, die wir auf Erden kennen, sollte dieser Gedankenwiderspruch statt finden, bey der menschlichen Seele? Sie, die über alle Vermögen niedriger Organisationen so weit hinaufgerückt ist, daß sie nicht nur mit einer Art Allgegenwart und Allmacht tausend organische Kräfte meines Körpers als Königin beherrschet: sondern auch (Wunder aller Wunder!) in sich selbst zu blicken und sich zu beherrschen vermag. Nichts geht hienieden über die Feinheit, Schnelle und Wirksamkeit eines menschlichen Gedankens; nichts über die Energie, Reinheit und Wärme eines menschlichen Willens. Mit allem, was der Mensch denkt, ahmet er der ordnenden, mit allem, was er will und thut, der schaffenden Gottheit nach: er möge so unvernünftig denken, als er wolle. Die Aehnlichkeit liegt in der Sache selbst: sie ist im Wesen seiner Seele gegründet. Die Kraft, die Gott erkennen, ihn lieben und nachahmen kann, ja die nach dem Wesen ihrer Vernunft ihn gleichsam wider Willen erkennen und nachahmen muß, indem sie auch bey Irrthümern und Fehlern nur durch Trug und Schwachheit fehlte: sie, die mächtigste Regentin der Erde, sollte untergehen, weil ein äußerer Zustand der Zusammensetzung sich ändert und einige niedere Unterthanen von ihr weichen? Die Künstlerin wäre nicht mehr, weil ihr das Werkzeug aus der Hand fällt? Wo bliebe hier aller Zusammenhang der Gedanken? —

IV. Schulen und Universitäten.

(1803.)

Schulen und Universitäten sind Institute zur Ausbildung und Zusammenordnung geistiger und moralischer Kräfte; ihre Einrichtung sei gut oder übel, das lebendige und Hauptwerk ist ihre Verwaltung. Trügen sie auch aus alten Zeiten Mängel an sich; welche menschliche Verfassung ist ohne dergleichen? und wie bald wird, was auch wir stiften und ordnen, weniger brauchbar für kommende Zeiten! Also in diesen alten Gehäusen (wer es vermag, baue sie neu) das möglichste Gute zu bewirken, ist die Aufgabe; und da sagen uns die Jesuiten in Paraguay, die Methodisten in England, die Brüdergemeinen an aller Welt Ende: dies geschehe durch lebendige Wirksamkeit, durch Societät und Aufsicht. Die großen Wirkungen des Jesuitismus waren Folgen der Ordnung und strengen Subordination in der Gesellschaft. In Zinzendorfs Gemeinen ziehet sich das Band linder, ein Band zwischen Brüdern und Schwestern; dennoch aber ists ein Band; die Gesellschaft erhält sich nur durch Ordnung. So die Methodisten. Wesley's Lebensbeschreiber sagt es der Gesellschaft vorher, daß mit der genauen und strengen Obhut ihrer umherziehenden, mit frischem Blick und neuem Leben wirkenden Prediger die Gesellschaft selbst sich halten oder entschlummern werde. Wenn das Herz nicht mehr schlägt, neue Lebenskraft in alle Adern sendend, was wird der Körper?

Aufsicht also und Vereinigung zu einer wirkenden Gemeinschaft können die Lehranstalten eines Landes allein ins Leben setzen und erhalten. Sind beide ohne Obhut, mit dem Staat gleichsam unverbunden, so daß man sie als für sich bestehende, alte Cadaver betrachtet; lehret man in ihnen nicht, was der Staat und das Leben braucht; arbeiten niedere und höhere einander nicht in die Hände; sind die, die ihnen vorstehen, arm, verachtet, und leben ein kümmerliches Leben; oder endlich, taugt die in ihnen herrschende Methode nicht, sind ihre Lehren

und Sitten dem Staat und den Jünglingen gar gefährlich — welche Desorganisation! Chaos und Abgrund.

Kein öffentlich angestellter Lehrer darf schlechthin lehren, was Er will, wie es ihm im Augenblick einfällt; er soll die Wissenschaft oder Kunst lehren, dazu ihn der Staat bestellt und zwar auf die dem Staat und der Menschheit nützlichste Weise, also unter Aufsicht, deßwegen heißt der Landesregent Rector der Universität; wie der Kaiser von Sina ist er der geborne Präsident der Wissenschaften und Künste seines Landes. Sind seine Einsichten dieser Ehrenstelle nicht gewachsen, so habe er ein Tribunal der Verständigen zur Seite: denn alle Fehltritte und Aergernisse gelehrter Institute seines Landes, die Wahl schlechter Lehrer, die schlechte Ausbildung unbrauchbarer Zöglinge, unwürdige Streitigkeiten seiner Gelehrten, häßliche Sitten der dort zu erziehenden Jugend ruhen zuletzt auf Ihm. „Dem Staat, sagen die Geschlechter, vertrauten wir unsere Sprossen, nicht dem tollen Dafürhalten einzelner, phantasirender Lehrer. Daß ihre Köpfe verschroben, daß ihr Gehirn auf lange Zeit verwahrloset werde, dazu sandten wir sie auf Eure Schulen, Eure Universitäten nicht.“ Auch darf sich kein Lehrer über diese Aufsicht als über einen Zwang beklagen: denn wozu ward er öffentlicher Lehrer dieses Instituts? Ihm dem Privatmann blieben alle seine Gedanken frei.

Man weiß, welchen Schaden den Jesuiten die in einigen ihrer Schriften vorkommenden, von der Gesellschaft übersehenen gefährlichen Aeußerungen gethan haben. So schuldlos viele Glieder der Gesellschaft seyn mochten, schrieb man sie doch der ganzen Gesellschaft zu. Jede Lehranstalt muß sich von Scandalen rein und frei erhalten; noch ist aber damit wenig geschehen, wenn das Auge des Staats nicht positiv wirket. Wo Talente nicht aufgemuntert, Fleiß und Erfindung nicht belohnt werden, wo der Beste unter dem Kabalen-Einfluß des Schlechteren erliegt, ein Spinngewebe im Winkel, wo aus Hunger eine Spinne die andre frißt — dies ist keine Sonnenstadt, keine Atlantis.

Wie erfreulich dagegen der Anblick wohlorganisirter Institute sey, und wie viel durch sie gewirkt werde, eben Das haben mehrere theils Gesellschaften, theils einzelne Männer bis zur Verwunderung erwiesen. Die Menschheit nimmt alle Formen an, und ist ihrer fähig, zumal in jüngeren Jahren; die wohlanständigste gefällt den Jünglingen selbst am besten. Einer wohleingerichteten Schule eifern die andern nach; Schulen und Universitäten einander. Beide, den jetzigen Bedürfnissen des Lebens und Staats harmonisch, geben die Idee eines wahren Salomonischen Baues, fortwirkend auf kommende Zeiten. Es wird einen frohen Anblick geben, wenn wir bemerken, wie das vergangene Jahrhundert nicht etwa nur gewünscht, sondern in Reinigung seiner alten, in Bildung besserer neuer Institute wirklich große Anfänge gemacht hat. **Plus ultra!**

V. Dem Leben lernen.

(1800.)

Was heißt dem Leben lernen? Offenbar was nützlich im Leben ist, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so viel und mancherley bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten so viele, und gewiß nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntniß auf die andere bauen, der andern forthelfen muß: so wäre es sehr thöricht, bey allem was ich lerne zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird mirs bringen oder helfen? Thor, übersiehst du dein Leben und weißt alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weißt du, was in jedem Geschäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sey? Wenn du Geld sammlest, fragst du, oder weißt du bestimmt voraus, wozu du es anwenden, wenn du eine Sprache lernst, weißt du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also führt der Ausdruck: „dem Leben lernen“ darauf zurück, daß man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähig-

keiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem bilde, was Leben heißt; an sich, so weit es die Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch fürs Leben und für eine uns angemeßne Wirksamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt also jeder seine eigne Lektion zu lernen, die für ihn und für keinen andern gehöret. Wie einer s e i n e Seelenkräfte, s e i n e Organe, s e i n e Umstände, s e i n e Lebenszwecke, s e i n e Kräfte und das Maas derselben selbst am besten kennt und durch Erfahrung erprobt, so lerne E r für s i c h und für k e i n e n a n d e r n, für s e i n Leben.

Abgeschlossen wird hierdurch in unserm Lernen nicht nur alles völlig Unnütze, sondern auch alles uns Fremde, was nicht zu uns gehört. Kindisch ist's, sich mit fremden Flicken und Lappen auszuschmücken, wenn man ein eignes ganzes Kleid, das unserm Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte und zwar in gutem Verhältniß, in richtiger Proportion aus; so lernst du dem Leben.

Wie dies geschehe, muß jedem sein eignes Herz und der Rath eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, hypochondrisch, schwach und krank studiret, wer Seelenkräfte bildet und den Körper vernachläßiget, gleich als ob er ein purer, puter Geist wäre, wer eine Seelkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtniß, ohne die andere, den Verstand, die Ueberlegung pfleget, wer für den Kopf studirt, ohne ans Herz zu denken, und ein andrer, der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleißigen, wer mit allem tändelt und eine ernste anhaltende Mühe wie die Hölle fliehet: alle diese lernen nicht fürs Leben; denn im Leben muß der ganze ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er

muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dies nicht kann, wer sich hiez. nicht frühe geübt hat, der hat nicht fürs Leben gelernt. Und o wen straft hier sein Gewissen nicht! wie manches lernten wir, was wir wohl hätten vorübergehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Nothwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie manches versäumten wir, was doch das Leben nothwendig fodert, und durch dessen Entbehrung wir nachher beständige Himpler und Hampler in der Kunst des Lebens, wie in unserm Geschäft bleiben. Erwache, Jugend, und lerne fürs Leben! Die Zeit, für welche du erwächsest und dich bereitest, braucht gewiß lebens-gelehrte Männer, d. i. Männer, die Leben gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von gesundem Augenmaaß, von fester Hand in allerley Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen was gesagt wird, und darauf recht zu antworten, also auch von reinem gesunden Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen und Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine tüchtige Ueberlegung gebildet wird. Die Zeiten, daß man Schäfergedichte macht, Anakreons Lieder übersetzt, oder sonst mit der Sprache der Poesie tändelt, seyen auch bey der Jugend vorüber: denn das Leben, wozu sich Jünglinge zu bereiten haben, fodert andere Geschicklichkeit als Anakreontische oder Schäferlieder! Mit dem Jahr 1800 ist in manchen Dingen eine andre Zeit angebrochen, die mit 1801 u. f. fortschreitet; neuen Fleiß, neue Emsigkeit wecke dieser neue Zeitcyklus auf in Ernst und Ueberlegung! Ihr Jünglinge geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als Alte halbabgelebt eintreten; lernt dem neuen Jahrhundert in ihm zu leben!

Endlich da das Leben nicht neue Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch: nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung

des Herzens und des Charakters. Was hälfe es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und Trieb zu leben, honett und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen! nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebauet. Leben lernen heißt also seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen, nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existiren, gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde, sich Sitten erwerben, anständige, frohe Sitten, liebenswerth machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich Ordnung im Geschäft geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten, den Ergötzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen als ihr gebühret; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigenthümliche Schwäche, die niemand besser als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt; bestehe diese worin sie wolle; sey es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viel junge Leute unsres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung andrer; oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Ueppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Tändeley mit dem andern Geschlecht. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergället der Jüngling sein Leben und schafft sich keine andre Aussicht, als sich und andern zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, Ihr Jünglinge! — lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

Knebel.

Ueber die Kunst zu lesen.

(1792.)

Die Sprache ist eigentlich ein bloßes Vernunftorgan, in so fern der Mensch die von ihm wahrgenommenen Dinge und ihre Eigenschaften damit bezeichnet.

Sie wird aber auch zum Ausdruck der Leidenschaften, durch Beimischung sinnlicher Begriffe und der ihnen verwandten Töne.

Es ist selten eine Rede, die nicht Beides zugleich hervorzubringen suche, Klarheit oder Deutlichkeit des Begriffs und Affekt der Neigung oder Sinnlichkeit Nur die abstrakten Wissenschaften sind hievon ausgenommen.

Die Sprache oder Rede erfodert also zweierlei Eigenschaften: Deutlichkeit der Vorstellung und Sinnlichkeit des Ausdrucks.

Zu letzterer wird vorzüglich die Biegsamkeit des Organs erfodert, und alle diejenigen Eigenschaften, welche der Rede Bewegung oder Affect geben können.

Die Sprache ist auf Deutlichkeit gegründet. Kein Begriff der Vernunft kann zur Sprache übergehen, wenn er nicht einen gewissen Grad der Klarheit oder Deutlichkeit erlangt hat; ebenso kann auch keine sinnliche Vorstellung Sprache werden, wenn sie sich nicht zuvor auf einen gewissen Grad gereinigt hat, und zu einer klaren Vorstellung geworden ist.

Das Reich der Sprache ist also das Reich der Vernunft

und Sinnlichkeit, beide in einander wirkend; denn selbst bei den abstractesten Vorstellungen nimmt der Ton des Redners etwas Gefälliges, den Sinnen Schmeichelndes, an, und bei den sinnlichsten Aeußerungen muß er — auf den Gedanken wirken.

Da nun die Sprache einen so umfangsreichen Kreis hat, nämlich das Reich der Vernunft und Sinnlichkeit, so muß die sie begleitende Stimme von ähnlichem Umfang sein, und sowohl zur deutlichen Erklärung und Auseinandersetzung der Dinge, als zu deren Bewegung und Zusammenfassung den geschicktesten Gebrauch haben.

Daß die Sprache, blos als Kunstorgan betrachtet, eines der wirksamsten Mittel sei, ist außer allem Zweifel. Schon die oben angeführten Gründe setzen ihr das weiteste Gebiet, und da sie der lebendigste Ausdruck von dem ganzen Charakter des Menschen ist, so theilt sie sich auch auf eine wunderbare Weise mit.

Kein kranker, kein verwachsener, kein mißgeschaffener Mensch kann eine reine und gesunde Sprache haben. Durch sie errathen wir vielleicht am natürlichsten die moralischen Schwachheiten, Fehler und Gebrechen. Jedes Geschlecht hat seine eigene Sprache, jedes Alter die seinige; vielleicht ließe sich die Zeit bestimmen, in welcher sie in dem menschlichen Alter zu ihrer höchsten Reife kommt, und dieses würde in dem vollen Laufe seiner Kräfte und unter den günstigsten Umständen sein.

Die Abweichungen, welche die menschliche Stimme hat, dienen zu einer eigenen Kenntniß, und können zum hohen Reiz des Ausdrucks werden.

Ueberhaupt aber ist zu bemerken, daß jeder Mensch in der Sprache, wie in allen übrigen Aeußerungen, seinen eigenen Charakter hat, und daß er sich angelegen sein lassen muß, diesen zu erforschen, zu prüfen, zu leiten, zu verbessern oder zu verfolgen.

Die Sitten, Lebensweise, die Beschäftigung und der Um-

gang mit Menschen haben ihren gewaltigsten Einfluß auf die Sprache. Kein Glied ist empfänglicher und biegsamer als die Zunge. Wir bemerken leicht eine Veränderung der Aussprache bei einer Person, die sich eine Zeitlang an einem fremden Orte aufgehalten, oder öftern Umgang mit Personen einer fremden Sprache gepflogen hat. Auch Natur und Gewohnheit legen sich bei der Aussprache selten ab, und man wird fast stets einen Ausländer erkennen.

Die Zunge bleibt stets der Zeiger der innern und äußern Verfassung des Menschen. Gesundheit und Leben erregen sie, jede Hinderung des Gefühls legt ihr Fesseln an, und schlägt sie nieder. —

Wir wollen nun die Iphigenie zur Hand nehmen, und einige Anmerkungen über Aussprache und Declamation bei Gelegenheit der ersten Scene derselben machen.

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
„Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
„Wie einer Göttin stilles Heiligthum,
„Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
„Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
„Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hieher." —

Sowie ich das Buch zur Hand nehme, bedenke ich, was ich lesen werde. Ein Gedicht, ein ernsthaftes, dramatisch-tragisches; Helden und Personen der Vorzeit, — Griechenlands! Die Sprache muß edel sein, tönend, blühend, sanft und gewaltsam. Mäßigung des Charakters bei einer Anlage zu allen Fähigkeiten wird den edelsten Hauptzug des Gedichts und folglich auch der Declamation ausmachen

Die Dichtung erfodert das Phantasiereiche, den vollen Umfang der Sprache, auch zuweilen über das Gewöhnliche, in die Gegenden, wohin die Phantasie Ton und Sprache mit sich nimmt.

Noch eine Bemerkung über den Vers. Der zehn- und elffüßige Jambus will stark gelesen sein. Man darf ihn öfters

fühlen lassen. Es ist unglaublich, wie die Declamation durch Gefühl und Kenntniß des Sylbenmaaßes gewinnt, wenn der Leser dadurch gehörig den gemessenen Gang der Rede zu verändern weiß. Es ist wahr, daß in der dramatischen Poesie zumal Alles auf die Darstellung des Hauptaffekts ankommt, aber diese kleinern Modificationen sind doch Mittel und Weg zu Beförderung desselben, und es ist nöthig, daß das Ohr in einem beständigen Zauber erhalten werde.

Noch ist zu bemerken, daß die männliche Endung gemeiniglich ein geringes Anhalten, einen Stillstand, gibt; die weibliche hingegen öfters sanft überfließt, oder, wo sie endigt, ein gelindes Fallen verursacht.

Also zum ersten Vers „Heraus in eure Schatten" — Das Herz lag in langer Verschlossenheit, in unterdrücktem Kummer, in stiller Sehnsucht; hier bricht es endlich aus. Ton und Stimme bricht wie eine langverborgene Feuerflamme hervor, nur der Charakter der Priesterin, selbst die Heiligkeit des Ortes, mäßigen sie.

Der Ton dieser Stelle ist übrigens feierlich, ernst, voll innigen Gefühls; die Lebhaftigkeit, womit sie sich anfänglich hervorthut, sinkt zurück auf die eigene Stärke in sich, die sich durch Widerstreben äußert:

„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
„Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe,
„Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd:
„Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
„Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
„Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
„Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
„Nur dumpfe Töne brausend mir herüber." —

Es ist ein wunderbares Gewebe um das, was man in der Rede einen Perioden nennt. Gegenwärtiger ist offenbar mit vieler Kunst gestellt, er hat aber eben deshalb nicht ganz das gleiche Glück, wie der vorige. Wenn wir mit der dritten

Zeile schließen, wie es die Interpunction im Originale verlangt, so schließt die Rede mit demselben Sinne, wie im vorhergehenden Perioden, nur um Vieles schwächer; und dieß thut eine böse Wirkung. Dort gewöhnt sich der Geist der Priesterin nicht an diesen Ort, sondern betritt ihn stets mit schauderndem Gefühl; und hier bleibt sie an demselben nur immer noch fremd. Ich weiß wohl, daß der Geist der hohen Dichtung an einen so abgemessenen Stufengang sich nicht gewöhnt, sondern vielmehr, wie die wogende Welle, zuweilen wieder zurückschlägt, um stärker vorzudringen; es ist aber nöthig, daß der etwas kältere Leser solches bemerke, um sich bei einer solchen Stelle nicht zu lange zu verweilen. So läßt also die Stimme diese dritte Zeile schnell fallen, und tritt hervor zu dem: „Denn ach!"

Hier schlägt die Flamme auf's Neue hervor; man sieht den ganzen Grund des Unglücks; das Herz ergießt sich. Hier ist eine verworrene Art zu reden, die aber der Affect billigt, und sie zur Schönheit macht. Eigentlich sollte es heißen: „ich stehe am Ufer und suche mit der Seele das Land der Griechen — aber mich trennt das Meer von ihnen."

„Das Land der Griechen mit der Seele suchend," — erfodert den sehnsuchtvollsten, schmachtendsten Ausdruck, der sich mit dem hohen Charakter der Priesterin verträgt.

„Nur dumpfe Töne" — muß abgebrochen und mit einigem Widerwillen gelesen werden.

„Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
„Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
„Das nächste Glück von seinen Lippen weg;
„Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
„Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
„Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
„Sich Mitgeborne spielend fest und fester
„Mit sanften Banden an einander knüpften."

Die Rede, und folglich auch der Ton der Stimme, reißt hier gänzlich ab. Die Priesterin sucht die tiefere Ursache ihres Kummers, und läßt die vorgehende sinnlichere fallen. Es ist eine glücklich-traurige Erinnerung voriger Tage, ihrer ersten Kinderjahre. Der Ton kommt also aus der Tiefe des Herzens hervor, und wird zur betrachtenden Erinnerung geführt. Ein empfindungsvoller, etwas tieferer, aber gleicher Mittelton wird hiezu geschickt sein.

— „Ihm zehrt der Gram
„Das nächste Glück von seinen Lippen weg; — ist etwas uneigentlich. Der Gram ist innerer Schmerz und Kummer, und kann also nicht wohl von den Lippen wegzehren. Auch hier darf die Rede nicht durch die Interpunction aufgehalten werden.

„Ihm schwärmen" — schildert eine freudige Erinnerung hinter einem trüben Schleier. Die Rede muß daher hier schnell folgen, und selbst schneller und freudiger, als wenn sie einen gegenwärtigen Glückszustand schilderte. Das gegenwärtige Glück gebiert Ruhe; das entfernte Unruhe, Verlangen. Man sucht sein vergangenes Glück in einem Augenblicke falscher Wonne auf, um sich desto schneller wieder in sein gegenwärtiges Elend einzuhüllen.

„Mit sanften Banden aneinander knüpften" — muß mit vieler Weichheit gelesen, und die Worte gleichsam an einander geknüpft werden.

Nun folgt ein kälterer Zustand der Betrachtung und der Vernunft:

„Ich rechte mit den Göttern nicht, allein
„Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
„Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
„Und in der Fremde weiß er sich zu helfen;
„Ihn freuet der Besitz, ihn krönt der Sieg,
„Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
„Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!

„Schon einem rauhen Manne zu gehorchen
„Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
„Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt. —“

Der tiefe tragische Ton geht immer fort. Der große Sinn sieht nur das Unglück im Allgemeinen und Großen, und läßt sich nicht auf das Besondre ein. Das Glück malt sich ihr etwas heller aus, denn sie hat keinen Anspruch darauf.

Auch hier ist die Interpunction etwas verändert. Die dazwischen stehenden Punkte mögen als Colons oder Halbpunkte gelten.

Die Stelle wird mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen und in gemäßigter Folge gesagt. Das Einzelne vorzustellen, als:

„Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann“ — wird die Stimme etwas erhoben.

„Wie eng gebunden“ — hier geht eine merkliche Pause vorher. So wie die Schilderung von des Mannes Schicksal freier gesagt wird, so wird hier, bei des Weibes Schicksal, die Stimme etwas enger und bekümmerter.

„Ist Pflicht und Trost“ — diese beiden Worte wollen auf die Art gelesen sein, daß erhellen möge, daß dieser Trost eben nur aus der erfüllten Pflicht komme. Ich würde also dem Worte Pflicht eine gewisse sich unterwerfende Beschränktheit, zugleich mit etwas Erhebung der Stimme, geben, gleichsam als wenn man zu einem Gesetze auffähe; in dem Worte Trost aber eine beruhigende Resignation andeuten, welche auf Erfüllung der Pflicht folgt.

„So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
„In ernsten heil'gen Sklavenbanden fest.“

Der Ton wird etwas gesunkener. Er kommt vom Allgemeinen auf's Besondere zurück — auf ihr eigen Schicksal; darum etwas inniger.

„Ein edler Mann“ — ist mit Empfindung und Würde auszudrücken.

„— heil'gen Sklavenbanden“ — muß wohl mit

einiger Besorgniß gesagt werden, weil die darauf folgende Anrufung um Entschuldigung bittet.

„O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
„Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
„Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
„Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.
„Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
„Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
„Des größten Königes verstoß'ne Tochter,
„In deinen heil'gen, sanften Arm genommen:
„Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
„Den du, die Tochter fodernd, ängstigtest;
„Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
„Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
„Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
„Nach seinem Vaterland zurückbegleitet,
„Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
„Die schönen Schätze, wohl erhalten hast:
„So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
„Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
„Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode."

„O wie beschämt" — hier ist aller Ausdruck jungfräulicher Zartheit vonnöthen. Innigkeit, Zutrauen, Anhänglichkeit suchen den Fehler des Widerwillens auszutilgen. „Mit stillem Widerwillen" muß selbst mit Schmerz und Kummer ausgedrückt werden. „Mein Leben sollte zu freiem Dienste dir gewidmet sein" — ist eine Art von Entschuldigung, und erfodert daher einen zuversichtlichern Ton. Nun drängen sich alle Bewegungen der Seele in ein Verlangen, in einen Wunsch zusammen, nämlich Befreiung, Rückkehr. „Des größten Königes verstoß'ne Tochter" — erfodert Selbstgefühl. „Ja, Tochter Zeus" — die Rede wird immer schneller, immer heftiger. „Die Tochter fodernd, ängstigtest" — hier kommt Tochter in vier Versen dreimal vor; dieß letzte muß also etwas schnell übergangen

und der Nachdruck des Verses auf das letzte Wort gelegt werden. „Den göttergleichen Agamemnon" — mit vornehmem Anstande. „Sein Liebstes zum Altare brachte" — mit schmerzhafter zärtlicher Erinnerung. Sie war es selbst; darum fodert der Blick wenigstens Dankbarkeit, wenn auch die Stimme sie nicht hinlänglich sollte bezeichnen können. „Von Troja's umgewandten Mauern — rühmlich" — Es sind des Vaters Thaten. „Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn" — Sie zählt die „Schätze" vor, und freut sich, immer einen neuen hinzuthun zu können; die Stimme erhebt sich also mit jedem etwas — wohl erhalten hast." — Der Geist der Dichtung muß den Leser überall beseelen, darum darf er kein Wort, das Bedeutung hat, ohne Bedeutung vorübergehen lassen. Selbst bloßer Wohlklang hat seine Bedeutung. Der Accent auf wohl muß die Redensart von der Gemeinheit retten. „So gieb auch mich" — Das Vorige waren Ursachen, Beweggründe; hier kommt die volle Bitte. Alle Innigkeit der vollen Stimme muß dazu angewandt werden, doch so, daß der Charakter, die Würde der Priesterin, überall zu erkennen sei. Ueberhaupt darf nie oder nur sehr selten ein Affect oder Ton bis an die letzte Grenze des Ausdrucks gebracht werden. Hierin besteht eigentlich das Große der Kunst. Es gibt dem Charakter jedes Dinges, und also auch vorzüglich der menschlichen Eigenschaften und Affecten, ein gewisses Unendliches, wenn man solches nicht sinnlich ganz umfassen und auf solche Weise seine Grenzen bestimmen kann. Was unsern Kräften gleich oder wohl gar geringer als dieselben ist, das achten wir nicht lange; was wir aber nicht erreichen können, das spannt unaufhörlich unsere Aufmerksamkeit, zumal wenn die Fülle erkannter gegenwärtiger Eigenschaften sein Dasein uns nothwendig oder reizend macht. Die menschliche Natur will durch unaufhörliche Spannung aufrecht erhalten sein. Darin liegt und dadurch erhält sich die Hoheit unsers Wesens. Wir suchen selbst in einem Zustande nach diesem

Leben die Ursachen auf, unsre Existenz zu erhöhen, und die moralischen Gesinnungen zu befestigen, die wir für so nothwendig und vorzüglich erkennen, und zu denen es uns immer an hinlänglicher Tendenz fehlt, oder welche in uns durch Ueberströmung der Affekten gar leicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht werden. Daher hat alle Größe solche Gewalt auf uns, und der Weg, den die vortrefflichsten Künstler dazu nehmen, diesen hohen Reiz des Großen für die menschliche Natur noch dauernder und bleibender zu machen, war, bei Absonderung alles Kleinlichen und Schwächlichen, dem Reichthum des Daseins gleichsam eine Fülle der Ruhe mitzutheilen, und so die Folgen der Bewegung nur ahnen zu lassen. So ist auch das Geschrei weibisch und kleinlich, und auch die Stimme muß sich bei Ausdrückung hoher Gegenstände in einer gewissen Mäßigung erhalten, welche noch immer mehr von ihrem Reichthum erwarten läßt.

Nacherinnerung.

Ich weiß wohl, wie wenig vorgehende Zeilen für den eigentlichen Gegenstand enthalten, für den sie bestimmt sind. Sie berühren nur hie und da den Tact und Sinn der Empfindung, ohne eigentlich zu bestimmen, wodurch solche anzugeben oder durch die Stimme zu erhalten sein möchte. Es ist schwer und scheint beinahe unmöglich, einen Ton anders, als durch Hülfe des Gehörs, deutlich anzugeben. Selbst die genausten Noten sind hiezu unzulänglich, wie man solches bei musikalischen Ausführungen bemerken kann, wo die geübtesten Spieler nicht stets übereinstimmen. Für die Aussprache articulirter Töne hat man sogar noch keine Zeichen erfunden, und es scheint auch, daß ihr Umfang zu groß, ihre Modulation zu verschieden, und ihre Bewegung zu nah mit dem Innersten unserer Gefühle verbunden sei, als daß es wohl möglich sein möchte, solche einigermaßen durch hinlängliche, nicht verwir-

rende Zeichen anzudeuten. Dazu ist auch noch der Bau der Stimme, und also das Instrument, worauf gespielt werden soll, bei jedem Menschen so verschieden, daß man bei jedem Einzelnen beinahe ein anderes Zeichen vorsetzen müßte, und dadurch die natürliche Anlage oder Geschicklichkeit, die er hat, das Vorzügliche seiner Stimme anzuwenden und das Mangelhafte zu verbergen, vielleicht gehindert werden dürfte. Es wären also, nach meinem Urtheile, keine andern allgemeinen Zeichen für die Lesekunst zu erfinden möglich, als welche das Höhere und Tiefere jedes Affekts oder jeder verschiedenen Intonation, und dann das langsamere Halten oder schnellere Fortrücken der einzelnen Worte und Abtheilungen bezeichneten. Man bemerkt, daß eine richtigere Interpunction schon viel zum richtigen Lesen beiträgt; sollte dieselbe nicht bei Werken des Geistes, bei welchen es vorzüglich darauf ankommt, daß sie gut gelesen werden, nicht zu richtigerer Bestimmung können verfeinert und verbessert werden? Ich bin es fast gewiß; indeß mag ich keinen Versuch hiezu wagen, weil ich selbst der Kunst zu unerfahren und zu wenig darin geübt bin. Gewiß ist es auch, daß sich französische Schauspieler, und unter Andern Le Kain, * den ich selbst gehört habe, Jahre lang in der Kunst, einzelne Stellen und Verse wohl zu declamiren, geübt haben, und daß es also hierin eine gewisse bestimmte Vollkommenheit gibt, welche, wenn sie erreicht worden ist, Jedermann dafür erkennt. Solche Personen hätten bei ihrer Uebung auf Zeichen ihrer Kunst denken sollen.

Deutlichkeit ist indeß, wie wir schon oben gesagt haben, die Basis aller Rede, und wer sich gewöhnt hat, deutlich dem Verstande und Herzen zu sprechen, wird auch leichter die gewissen Töne jeder Farbe der Rede finden können. Wer nicht fliegen kann, der mag gehen; und wer eine Kunst nicht gelernt hat, der halte sich in den bescheidenen Schranken und an die einfachen Regeln bloßer Natur und der gesunden Vernunft.

* Geb. 1729, gest. 1778.

Pestalozzi.

Bild eines Armenhauses.

(1812.)

Sey es ein mit Moos bedecktes Strohdach, es ist gut genug für den ganzen Umfang der Bedürfnisse dieses Hauses. Müssen die Kinder der Anstalt auf Stroh und Laub schlafen, es ist für ihre Bildung recht. Geniessen sie das Jahr hindurch, wenn sie gesund sind, auch keinen Tropfen Wein und nur selten etwas Fleisch, erspare ihnen der Genuß der Erdäpfel das theurere Brod: wenn sie Milch und Obst neben ihnen haben, so sind sie gesund genährt; seyen ihre Kleider von der rohesten Wolle und vom gemeinsten Zwilch: es ist ihnen unendlich besser, als daß sie sich in irgend einen Fetzen abgelegter Kleider der Eitelkeit und des Reichthums hineinwerfen; das taugt für ihr, durch die Einfachheit und Harmonie ihres ganzen Seyns in der Unschuld zu erhaltendes Aufblühen gar nicht. Ihre Kleidung muß wie ihr Essen, und ihr Lager mit ihrer Armuth und mit allen Beschwerlichkeitsarten ihrer Lage und ihrer Umstände in einer gleichartigen und allgemein auf ihre Bildung kraftvoll hinwirkenden Uebereinstimmung stehen. Es muß ihnen durchaus nicht unbehaglich scheinen, und bey ihnen keine Art von unangenehmer Empfindung erregen, in Kleidern dazustehen, die mit dem ihrer Arbeitsgattung nothwendig beiwohnenden Staub, Schmutz und Koth bedeckt sind.

Um die ganze Last des Tages so tragen zu lernen, daß sie ihnen keine Last mehr scheint, müssen sie gewöhnt werden, alles,

was diese Last, wie sie speciell und individuell in ihren einzelnen Theilen auf sie hinwirkt, von ihnen fordert, durchaus nicht als lastend zu fühlen und zu denken. Im Gegentheil müssen sie gewohnt werden, sich das tägliche Leben in derselben zur unbedingten Gewohnheit und gleichsam zur andern Natur zu machen. Sie müssen sich demselben nicht nur in leidender und gekränkter Standhaftigkeit für den Augenblick unterwerfen, sondern sich dasselbe so angewöhnen, daß kein Gefühl einer leidenden und gekränkten Ueberwindung diesfalls ihren Zustand auch nur einen Augenblick trübt, so wie ein Fußbote, der sein Brod nur mit täglich belastetem Wandern über Berg und Thal verdienen kann, sich den Wechsel des Frosts und der Hitze, des Windes und des Regens nicht nur in jedem einzelnen Augenblick mit einer jammernden Geduld unterziehen, sondern sich in jedem Fall an den strengsten Wechsel dieser Beschwerlichkeiten seines Standes allgemein gewöhnen und sich sicher stellen muß, daß ihr strenges Wiederkommen durchaus nicht den Einfluß auf ihn haben könne, den es allgemein und nothwendig auf Menschen hat, die bey irgend einer Art Unwetter nur in bedeckten Wagen fahren, und sich dann gar nicht an die Luft hinaus wagen; der Arme kann im Allgemeinen nur durch die Kraft, das Uebel leicht zu ertragen, dahin erhoben werden, dasselbe zu besiegen und sich darüber zu erheben.

Die Menschheit, die ihn zu dieser Kraft erziehen soll, kann ihm deswegen seinen Weg dazu nicht mit Rosen bestreuen. Sie ist ihm das auch nicht schuldig. Aber schuldig ist sie ihm: die eiteln und thörichten Verhacke der Leidenschaft und der Niederträchtigkeit, in deren Gewirr er seine Kräfte unnöthigerweise, aber bis zur Erlahmung erschöpfen sollte, aus dem Weg zu räumen. Sie thut dieses wesentlich immer nur in so weit, als sie ihn zur ruhigen Kraft, sich selber zu helfen, emporhebt. Es ist nicht die Noth, die den Menschen verwildert, es ist die Willkühr, die Leidenschaft, es ist die Niederträchtigkeit, mit der die Menschen sich das Leben sauer machen, was das Innere unserer Natur

vorzüglich verwildert. Was immer die menschliche Kraft erhöht, das erniedrigt sein Inneres nicht, und indem ich ihn zur Unterwerfung unter alle Noth des Lebens kraftvoll erziehe, will ich nichts weniger, als ihn in seinem Innern erniedrigen; das Gegentheil: indem ich die eitle Begierde nach aller Scheinhöhe, die nicht für ihn paßt, in ihm auslösche, erhebe ich ihn zu der Kraft der innern wahren Höhe, die er mit Recht ansprechen darf, und mache ihn mitten in der niedrigsten Tiefe seiner äussern Erscheinung sich selbst in der ganzen Würde seiner Natur, ich mache ihn sich selbst im ganzen Umfang des Worts, als Mensch fühlen.

Man irre sich nicht, selber indem ich ihn allen Schmutz, allen Koth und allen Staub seines Standes mit Standhaftigkeit ertragen lehre, will ich, so sehr es auch das Gegentheil scheinen mag, nichts weniger, als ihn auf irgend eine Weise der Unreinlichkeit preis geben, noch dadurch das Gefühl der innern Zartheit der befriedigten, und auch der äußern Achtung entgegenstrebenden Menschheit in ihm erlöschen. Nein, ich will ihn eben dadurch beides, über den Geist der Unreinlichkeit, und über die Noth, in der sie für den Armen fast unausweichlich wird, erheben. Man irre sich aber nicht, es ist nicht der Schein der Unreinlichkeit, es ist der Geist der Unreinlichkeit, der bey dem Armen vermieden werden kann und vermieden werden muß. Diesem, der sein ekles Daseyn so oft mit dem trügenden Schein des Gegentheils bedeckt, muß beim Armen, der sich tausendmal dem Schein derselben unterwerfen muß, mit der höchsten Sorgfalt vorgebeugt werden. Und zur Ehre der Schweizerischen niedern Stände sey es gesagt, es herrscht in vielen Gegenden unsers Vaterlandes ein Erbgeist von ausgezeichneter Reinlichkeit bis in die niedersten Hütten herab, der in seinen Ursachen und in seinen Wirkungen mit der allgemeinen Ehrbarkeit und Ehrenfestigkeit unserer Väter, ebenso wie mit dem Nationalglück, das wir in der Industrie fanden, innig zusammenhängt. Es erhebt wahrlich mein Innerstes immer, wenn ich in einigen Gegenden der Schweiz die Sorge für das Wesen der Reinlichkeit auch mit dem kraft-

vollsten Unterziehen unter die eckelhaftesten Theile unsrer ländlichen wirthschaftlichen Arbeit vereinigt sehe, und Männer, die sich z. B. im kraftvollen Behandeln der düngenden Jauche auf das Aeußerste befleckt, von ihrer Arbeit sogleich wegeilen und mit der höchsten Sorgfalt sich Arme, Füße und Gesicht abwaschen und ebenso Töchter vom schönsten Wuchs kraftvoll den Stall misten und mit entblößten Füßen in seinen tiefsten Koth stehen sehe, bis sie die Arbeit vollendet, dann aber wie sie augenblicklich zum Brunnen eilen und sich mit Sorgfalt wieder reinigen. Nein, der Leib des Armen sey reinlich, er kann, er muß es seyn. Ihr Kleid kann es nicht immer seyn, aber am Sonntag sey das Kleid auch des Aermsten ein reinliches Kleid. Die Sorge, die die Vorzeit hiefür hatte, am Sonntag in der Kirche und im Haus immer reinlich zu erscheinen, war eine hohe, das Volk diesfalls in der Wahrheit bildende Sitte.

Sie muß im Armenhaus, das ich vorschlage, mit der ganzen Kraft des Alterthums wieder ermuntert werden. Der Arme erscheine auch am Sonntag äusserlich unbeschmutzt vom Koth der Erde, dessen Last er an diesem Tage nicht tragen soll. Und auch in den Werktagen mangle die Sorgfalt für die Reinlichkeit des Kindes nie, wenn sie anwendbar und schicklich ist. Was zur Verhütung der Hautkrankheiten und des Ungeziefers noth thut das mangle in keinem Stück. Auch keine Spur davon werde im Armenhaus geduldet. Seine Kinder müssen sich, so lange es die Jahreszeit duldet, jede Woche wenigstens einmal baden; sie waschen ihr Gesicht jeden Morgen Sommers und Winters mit Sorgfalt und die Hände nach jeder sie beschmutzigenden Arbeit, sobald sie können, und in jedem Fall immer vor dem Essen. Sie werden gewöhnt, kein Stück Brod, keinen Löffel, kein Glas mit ungewaschnen Händen anzurühren.

Die Sorge ihrer Reinlichkeit aber, so wahr und vollendet sie seyn soll, sey dennoch der Sorge für ihre Kraft und der Uebung in derselben tief untergeordnet.

So wenig der Soldat fürchten darf, die Zärte des Gehör-

gefühls, das ein feiner Sänger bedarf, durch den Kanonendonner, wenn er ihm seine Gehörnerven auch noch so nahe berührt, zu verlieren, so wenig darf der Arme, wenn er durch die Natur seiner Arbeitsbeschäftigung genöthiget ist, sich in Staub, Schmutz und Koth herumzutreiben, fürchten, die Zartheit seiner Haut preis zu geben. Die Schwielen seiner Hände sind seine wahre Ehre, und sie fördern den männlichen Wuchs unsers Geschlechts und selber seine Schönheit weit mehr, als die Sorge für die Zartheit der Haut.

Die Mittel, sich die Reinlichkeit seiner Lage für sein Leben zu erhalten, ergeben sich bey dem Armen nur durch die standhafte Unterwerfung unter die Augenblicks-Unreinheit, zu der ihn seine Lage und sein Beruf nöthigt. Die Reinlichkeit des Armen muß blos die Aeußerung seiner Kraft seyn, für sein Leben reinlich bleiben zu können. Sie müssen in ihm nur als Mittel dieser Kraft, mit Erfolg der Armuth, der traurigsten aller Quellen der Unreinlichkeit entgegenzuwirken, erscheinen, und ihm heute keinen höhern Grad der Reinlichkeit möglich machen, als denjenigen, der die Sicherheit, diese Reinlichkeit bis an sein Grab zu erhalten in ihm begründet und festsetzt. Was hilft es der aufwachsenden Jugend im Jünglings- und Mädchenalter, vom Morgen bis Abend auf eine Weise für ihre Reinlichkeit zu sorgen, durch die sie den Grund der häuslichen und bürgerlichen Kraftlosigkeit ihres Mittelalters legen, und sich der Gefahr aussetzen, im grauen Alter die Leiden der Unreinlichkeit, zu der das irre gelenkte Leben des Armen sie am Ende immer hinführt, in Schwäche und trostloser Verlassenheit bis an ihr Grab dulden zu müssen?

Stärke und Gewandtheit sey also das erste, das vorzüglichere Ziel ihrer Erziehung. Ihre Gymnastik sey vielseitig, aber in ihrem Wesen fest von den einzelnen Bewegungen des Leibes, die seine künftige Arbeitsgattung erfordert, ausgehend, und dieser untergeordnet.

Um laufen zu lernen, hüten sie frühe die Gänse, Schaafe und Ziegen! Suchen sie das Verlorne, bis sie es gefunden, laufen sie eilend, Berichte abzustatten und Berichte zu holen! Klettern lernen sie nicht an hiefür aufgerichteten Stangen, sie lernen es

an den Bäumen, auf die sie hinansteigen müssen, um ihre Früchte zu pflücken. Ihre Uebungen seyen selten spielend, sie seyen es nur im Fall, wenn ihre Arbeitsarten eine das allgemeine Entfalten ihrer körperlichen Kraft nothwendig ansprechende Bewegung nicht veranlassen. Sie müssen frühe und allgemein in dem ganzen Umfang der Urbewegungen, die alle Theile der gemeinen Arbeitsamkeit des Volks ansprechen, geübt werden. Aber diese Einübung muß freilich mit aller Kunst und in sorgfältigen Verhältnissen mit dem Wachsthum ihrer Kräfte statt finden. Man lenke daher die Thätigkeit des für seine Bestimmung zu bildenden Armen früh auf Bewegungen hin, die, indem sie ihn zu einzelnen Arbeitsgewandtheiten bilden, seinen Körper im allgemeinen und ganzen Umfange ansprechen, und die Kräfte der Glieder im Zusammenhang entfalten. Hierin darf man dem armen Kind nicht mangeln. Seine Kräfte müssen in harmonischer Allgemeinheit und in allgemeiner Harmonie entfaltet werden. Und jede Bewegung, die in das Ganze wesentlich eingreift, muß ihm genugthuend eingeübt werden. Man mache sie in den verschiedensten Stellungen arbeiten, mache sie rechen, Steine auflesen, mache sie jäten, daß sie sich in jeder, auch in der beschwerlichsten Stellung des Leibes ungehemmt und leicht bewegen. Die Uebungen ihres Körpers seyen mit dem Organismus seiner Natur in völliger Uebereinstimmung. Die Uebung seiner größern und mehrern Theile gehen unbedingt der Uebung der kleinern, wenigern und einzelnen voraus. Die Uebung, die den Arm anspricht, gehe derjenigen voraus, die nur die Hand und die Finger anspricht. Die angestrengte Hand erlahmt und verbreitet Siechthum über den ganzen Körper, wenn der Arm nicht zum Voraus kraftvoll gebildet ist, und der Fuß des Webers, der sich nur sitzend bewegt, macht seine Schenkel und seine Gebeine eben so kraftlos, wenn er diesen nicht durch nöthige Bewegungen Vorsehung thut.

Sie werden überall in denjenigen Arbeitsgattungen, die eine stehende oder wandelnde Bewegung des Leibes erfordern, weit früher und vorzüglicher geübt, als in denjenigen, die sie sitzend

verrichten können oder verrichten müssen. Die sitzende Stellung ist für das jugendliche Alter die unnatürlichste, und wenn sie anhaltend ist, dem gesunden Wachsthum des Körpers und der allgemeinen harmonischen Entfaltung seiner Kräfte höchst nachtheilig. Selber die liegende, wenn sie schon nicht kraftbildend ist, ist für die Jugend nicht so nachtheilig. So viel aber auch die sitzende Arbeit Nachtheiliges hat, es ist unausweichlich, der Arme muß sich an dieselbe gewöhnen; nur geschehe diese Angewöhnung mit Bewußtseyn der Gefahr, die dabey ist, mit dem nöthigen Wechsel seiner Stellung und mit der möglichsten Minderung der Dauer jeder einzelnen sitzenden Arbeit.

Die Sorgfalt dieses Wechsels ist allgemein und in einem hohen Grad auch bei den Uebungen der feinern weiblichen und männlichen Arbeit nöthig, die das Kind des Armen auch im jugendlichen Alter nothwendig treiben muß. So wie aber die Bildung zur Reinlichkeit des Armen der Bildung zur Kraft untergeordnet und nachgesetzt seyn muß, so muß auch die Bildung zur feinern Arbeit bei ihm nothwendig derjenigen zur stärkern untergeordnet und nachgesetzt seyn. Und es ist für den guten Erfolg seiner Menschlichkeitsbildung dringend, daß er im kindlichen Alter in keinem Fall durch das anhaltende Treiben einzelner, seine Kräfte im Allgemeinen nur schwach und einseitig ansprechenden feinern Arbeitsgattungen, in der kraftvollen Entfaltung seiner allgemeinen physischen Anlagen gelähmt und gefährdet werde.

Das Haus des Armen muß jeden Heller, den es vermag, dafür anwenden, daß die Noth des Lebens zwar auf der einen Seite zur Entfaltung der Kräfte der Kinder in einem hohen Grad benutzt werde, aber immer auf eine Weise, daß sie durchaus nicht die nachtheiligen Folgen auf die physische Entfaltung der Kinder habe, wie bey den Armen, in der sich selbst überlassenen Unbehülflichkeit ihres vernachläßigten Zustandes so oft der Fall ist. Man erleichtere ihnen die Einübung aller Arten von Gewandtheiten und Fertigkeiten, die bey der ihnen nothwendigen Arbeitsamkeit einst ihre Kräfte stark ansprechen werden.

Man gebe ihnen frühe Hämmerchen zum Schlagen, Beilchen, Keile und Schlägelchen zum Spalten, Seile zum Anziehen, Flegelchen zum Dreschen, Stangen um herabzulangen, was den Händen nicht erreichbar ist. Man gebe ihnen Räder zum Treiben; sie stampfen schon mit ihren Kinderfüßen den Lehm in der Tenne; sie tragen in den Händen, auf dem Rücken, auf dem Kopf, in mäßigem und stehendem Verhältniß, was Zeit und Arbeit immer zu tragen hervorbringt. Sie werden geübt, das Gewicht dessen, was sie tragen, auf jede Weise richtig zu schätzen. Das Gefühl ihrer Kräfte werde ihnen von allen Seiten zum heitern Bewußtseyn gebracht. Sie haben keinen Theil an der Erde. Ihre Kraft ist ihr einziger Erbtheil und das einzige Fundament irgend eines rechtlichen Anspruchs an die Geniessung derselben. Wenn sie also in der Welt versorgt seyn sollen, so muß diese [Kraft] hiefür in ihnen genugthuend entfaltet werden. Man bringe es dahin, daß das Gefühl ihrer Kraft ihnen zur Freude werde und in ihnen selbst ein freyes lebendiges Streben errege, diese in ihrem ganzen Umfang immer mehr zu stärken und zu beleben. Ihre Entfaltung aber muß in jedem Fach in einem hohen Grad naturgemäß und einfach seyn. Ihr Körper bewege sich nie zu seinem Verderben, er bewege sich nie zu seiner Abschwächung, er bewege sich nur zu immer höher steigender Entfaltung seiner Kraft.

Ihr Unterricht sey in seinem ganzen Umfange nichts anders, als kraftvolle Entfaltung ihrer selbst für alles, was sie wirklich sind und wirklich seyn sollen. Im engern Sinn des Worts, als wirkliche Lehre ins Auge gefaßt, ist er nur das an die Bildung ihres wirklichen Lebens angeknüpfte und anpassende Wort. Er diene wesentlich dahin, ihnen dieses immer mehr in seiner wahren Bedeutung zum festen Bewußtsein zu bringen. Dies Wort gehe lebendig und kraftvoll von ihrer Arbeit aus. Es werde durch ihr Interesse in ihnen belebt; es ergreife sie in jedem Fall im ganzen Umfang ihres Seyns und Wesens. Ihr Herz und Geist nehme an allem Theil, was ihr Leib schafft, aber das Thun ihrer Hand verschlinge dennoch die Kraft ihres Geistes nicht. Sie

werden frühe gewöhnt, ihre Gedanken während der Arbeit fest-zuhalten, frühe das innere Leben ihres Geistes von jeder äussern Bewegung ihres Leibes unabhängig zu fühlen. Sie lernen auf-fassen, nachdenken und behalten, während dem sie arbeiten, so daß ihr Geist und ihr Herz sich auch mitten im strengsten Be-treiben ihrer äussern Thätigkeit keinen Augenblick nahrungslos in öder Leerheit, seiner selbst nicht bewußt, verträume. Ferne sey in ihrer Mitte jedes mit dem Umfang ihres Thuns unzusammen-hängende Geschwätz und [jedes] von irgend einem Wissen, das mit ihrem wirklichen Leben in keiner Verbindung steht. Die Aufmerk-samkeit auf ihre Arbeit werde durch kein Wort eines solchen un-nöthigen Wissens gelöst; alles werde mit dem größten Ernst dahin gelenkt, daß sie sich für jede Arbeit, die sie in ihrer Hand haben, mit allen Kräften und mit allen Sinnen zusammenfassen, und ihre vollkommene Ausführung, so wie ihre schnelle Vollen-dung jeden Augenblick als das Ziel, nach dem sie streben, leben-dig vor Augen haben. Wenn das erzielt ist, dann werde ihr Frohsinn geweckt, ihre Arbeit durch heitern Gesang belebt und erquickende Spiele beleben ihren Geist und bilden ihre Gewandt-heit. Frühe erhebe sich in ihnen das Bewußtseyn ihrer Kraft, ihr Glück sich selber gründen zu können und dieses werde eben so früh mit dem erhebenden Gefühl: das Glück ihrer Neben-menschen durch ihre gebildete Kraft in dem Grad befördern zu können, als diese Kraft selbst in ihnen groß und vollendet ist, innig und lebendig verwoben. Also erscheinen ihnen ihre Kräfte frühe als heilige, göttliche, wachsende Kräfte zum Dienst der Wahrheit und der Liebe und zum Dienst Gottes, mitten unter ihrem Geschlecht. Diese Stimmung tief begründet, entfaltet sich im Innern der Kinder fast nothwendig eine erhebende, lebendige Sehnsucht nach jeder, ihnen für diese Zwecke dienenden Bildung, daß sie froh und lebendig die Stunden der Freyheit und der Ruhe als Stunden des Unterrichts benutzen, und sich jeder An-strengung gerne unterziehn, die sie in der Bildung ihres Geistes, Herzens und ihrer Kunstkraft weiter zu bringen im Stande ist.

Archenholtz.

Die Schlacht bei Liegnitz.

(1791.)

Den 15. August 1760 sollte das Preußische Lager bey Liegnitz angegriffen werden. Die Lage desselben war nicht vortheilhaft und der feindliche Entwurf vortreflich. Man wollte Friedrich mit Tagesanbruch an vier Orten zugleich anfallen, und wo möglich ein Seitenstück zu Hochkirch liefern. Die weitere Absicht war, ihm den Weg nach der Oder abzuschneiden, ja selbst den Rückzug nach Glogau zu versperren. Man war im Oesterreichischen Lager von dem glücklichen Erfolg zum Voraus so sehr überzeugt, daß die Soldaten daselbst sagten: der Sack wäre nun aufgemacht, worinn man den König von Preußen und seine ganze Armee auffangen, und ihn sodann zuschnüren würde. Der König erhielt zufällig erst am Abend vor der Ausführung von diesem Vorhaben Nachricht; auch erfuhr er die vorgedachte Prahlerey. Er erzählte sie selbst bey der Tafel, und fügte hinzu: „Die Oesterreicher haben nicht ganz unrecht, aber ich denke, in „den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben werden „auszubessern.“ Er war seiner üblen Stellung halber, des Ueberfalls bey Hochkirch eingedenk, nicht ohne Sorge gewesen, allein dennoch hatte er wegen gewisser Proviant-Maaßregeln aufgeschoben, das unvortheilhafte Lager zu verlassen. Die Nacht am 14ten war dazu bestimmt. Der Englische Gesandte Mitchel, voll der Besorgniß eines schrecklichen Angriffs, verbrannte einen Theil seiner Papiere, wollte sich aber nicht entfernen.

Auf die erhaltene Nachricht bereitete sich Friedrich zur Schlacht, und sogleich war sein Entwurf gemacht. Mit Anbruch der Nacht verließ er mit der Armee das Lager, dessen Wachtfeuer jedoch durch Bauern unterhalten wurden; desgleichen mußten Husaren-Patrouillen alle Viertelstunden das nächtliche Lager-Geschrey fortsetzen. Eben dies geschah auch im Lager der Oesterreicher, um ihren Aufbruch zu verbergen; auch wurde der Gewohnheit dieser Truppen gemäß durch zurückgelassene Tamboure um Mitternacht die Schaarwache geschlagen; so daß beide Heere zu gleicher Zeit durch die nämlichen Mittel ihre Feinde zu täuschen suchten, und beide, durch einen sonderbaren Zufall, mit Schatten kämpften. Nun zog sich Friedrich auf die Anhöhen bey Liegnitz, und stellte sich alsdann ganz in der Stille in Schlachtordnung. Es war eine ungemein schöne Sommernacht. Der gestirnte Himmel hatte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehete. Niemand schlief. Die Soldaten hatten sich mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein sie waren munter, und da sie nicht singen durften, so unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Officiere giengen spazieren, und die Generale ritten herum, um alles Nöthige zu beobachten. Der König saß auf einer Trommel, ganz nach dem erhabenen Bilde eines großen Dichters, der in den Preußischen Kriegsliedern singt:

„Auf einer Trommel saß der Held
„Und dachte seiner Schlacht,
„Den Himmel über sich zum Zelt,
„Und um sich her die Nacht.“

Es fing eben an zu dämmern, als sich Laudon näherte, der mit seiner 30,000 Mann starken Armee den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen sollte, von welchem er, der vorigen Stellung nach, sich noch entfernt zu seyn glaubte. Bald aber wurde er mit Erstaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor sich hatte, dessen zweytes Treffen auf ihn sogleich losfiel, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erste Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns bestimmt, der seinem rechten Flügel gegenüber stand.

Laudon, der sich auf die Unterstützung seines Oberfeldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, sondern bot den Preußen die Spitze, und überließ den Ausgang der Tapferkeit seiner Truppen, und dem ihn so oft begleitenden Glück. Er ließ seine Cavallerie auf die Preußische einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräste getrieben wurde, wo sie sich nur mit vieler Mühe herausarbeiten konnte; und nun rückte die Preußische Infanterie vor, und schlug auch nach einem hartnäckigen Kampf die Oesterreichische Infanterie aus dem Felde. Die letztere machte jedoch noch einen Versuch mit einer ganzen Colonne durch das vor der Preußischen Fronte liegende Dorf Panten zu rücken, allein die Preußen steckten es durch Haubitz-Grenaden in Brand, und zwangen die Feinde, das Gefecht auf den linken Flügel einzuschränken. Die Hoffnung der letztern auf Hülfe wurde vereitelt; denn Daun erfuhr erst spät den Angriff des Königs, da die, obwohl nur eine halbe Meile entfernte Oesterreichische Hauptarmee, wegen eines eben entstandenen widrigen Windes nichts von dem Knallen des Geschützes hören konnte; überdem wußte ihr Feldherr bey seiner Ankunft ins verlassene Preußische Lager gar nicht, wo die Armee, die man so gut als geschlagen glaubte, hingekommen war, und da er sich endlich dem Kampfplatz näherte, so konnte er wegen des Terrains nicht anders als mit grossem Nachtheil das ihn erwartende erste Treffen der Preußen angreifen. Er machte einige Versuche vorzudringen, allein sie mißglückten. Laudon, der alles gethan, und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück, und überließ dem König das Schlachtfeld mit einem Verlust von 10,000 Mann, drey und zwanzig Fahnen, und zwey und achtzig Canonen; 6000 Oesterreicher waren gefangen, und 4000 waren todt oder verwundet. Bey Friedrichs Heere hingegen zählte man 1800 Todte und Verwundete.

Es war ein sehr schöner Morgen. Die Sonne beschien den blutigen Wahlplatz, die Leichen und Sterbenden; allein sie beleuchtete auch eine angenehme rührende Scene. Das Regiment von Bernburg, das bey Dresden ausgezeichnet

herabgesetzt war, gieng mit dem Vorsatz in die Schlacht, die verlorne Ehre wieder zu erkämpfen, oder sich dem Kriegsdämon aufzuopfern. Dieser Entschluß, der ohne Unterschied des Ranges oder des Alters in jeder Brust Wurzel faßte, und dessen Keime die tiefgebeugten Officiere sorgfältig entwickelten, erzeugte eine bewundrungswürdige Tapferkeit, ganz des Preußischen Namens würdig. Dem König blieb sie nicht unbemerkt. Er ritt nach vollendeter Blutarbeit bey dem Regiment vorbey. Die Officiere schwiegen, in der stillen Hoffnung auf des Monarchen Gerechtigkeit, vier alte Soldaten aber fielen ihm in Zügel, umfaßten seine Kniee, beriefen sich auf ihre gethane Pflicht, und flehten um die verlorne Gnade. Friedrich antwortete gerührt: „Ja Kinder! Ihr „sollt sie wieder haben, und alles soll vergessen seyn." Noch den nämlichen Tag erhielt das Regiment die entzogenen militärischen Waffen und Zierrathen, und Friedrich machte selbst bey der Parole das tapfere Verhalten des Regiments, und die völlige Begnadigung desselben bey der ganzen Armee bekannt.

Diese Schlacht bey Liegnitz dauerte nur zwei Stunden. Um fünf Uhr des Morgens, da die feine Welt in allen Europäischen Ländern noch im tiefen Schlaf begraben lag, und die arbeitenden Volksklassen sich erst von ihrem Nachtlager erhoben, waren hier bereits grosse Thaten geschehen und vollendet. Man hatte einen wichtigen Sieg erfochten, der die Vereinigung der Russen und Oesterreicher hinderte, und alle ihre auf die Schlesischen Festungen gemachte Entwürfe vereitelte. Friedrich ließ auf der Stelle von der ganzen Armee ein Freudenfeuer machen, und sodann sezte er sich sogleich in Marsch; ein Marsch, der durchaus einzig in seiner Art und erstaunenswürdig war; der Aufzeichnung so sehr werth, wie irgend eine grosse Begebenheit des gegenwärtigen Kriegs; denn diese von der Blutarbeit abgemattete und von zahlreichen Heeren umringte Armee mußte ohne Rast und ohne allen Zeitverlust fortrücken, und dabei alles eroberte Geschütz, alle Gefangene, und auch alle Verwundete mitnehmen. Man packte die leztern auf Mehl- und Brotwagen; auch andre Wagen und Chaisen

nahm man dazu, sie mochten gehören wem sie wollten; selbst der König gab die seinigen her. Auch die Handpferde des Monarchen und der vornehmen Befehlshaber wurden hergegeben, um die Verwundeten, die noch reiten konnten, fortzubringen. Die ledigen Mehlwagen schlug man in Stücken, und spannte die Pferde vor die erbeuteten Canonen. Von den feindlichen Gewehren mußte ein jeder Reiter und Packknecht eins mitnehmen. Nichts wurde zurückgelassen oder vergessen, erheblich oder unerheblich; es war Beute. Auch nicht ein einziger Verwundeter blieb zurück, weder von den Preußen, noch von den Oesterreichern, so daß um 9 Uhr, vier Stunden nach geendigter Schlacht, dies so unvorbereitet neu belastete Heer, mit dem ganzen ungeheuern Troß, schon im vollen Marsch war.

Heinse.

Tivoli.

Heinse an Gleim.

Rom, vor dem Peterstage, 1782.

Man muß Italien selbst sehen, lieber Vater Gleim! es läßt sich wenig darüber schreiben, was einem andern statt eigenen Anschauens dienen könnte; der Himmel weiß, wie oft ich Sie zu mir gewünscht habe! Zwar sind schon, nur über Rom, ganze Zimmer voll Folianten, Quart- und Octav-Bände geschrieben, gezeichnet und in Kupfer gestochen; allein an Ort und Stelle findet man alles ganz anders, und erkennt, daß man noch keine wahre Idee davon hatte Freilich schreiben die meisten ohne eigen Gefühl, ohne genug Kenntnisse, und tragen, aus zwanzig andern, unförmlichen Wust zusammen; die besten sind mit Leidenschaften und Hypothesen umfangen, und Sinn und Verstand verlieren ihre Kraft, die Wirklichkeit rein aufzufassen. Ein vortreffliches Werk, das den Oltramontanern, die nicht nach Italien reisen können, einigermaßen Ersatz gäbe, fehlt noch; und ich kenne keine Anleitung, lebendigen Genuß leicht von dem Guten zu haben. Beides aber sind so undankbare, schwere Arbeiten, daß kein guter Kopf diesen Ruhm wird einerndten wollen.

Ich bin schon fast ein Jahr in Rom und kann davon nicht loskommen, bin dahinein wie gezaubert, so sehr fesselt es mich an sich. Es wird einem nie alt, und man findet täglich Neues. Was es war, und was es ist; und wie es Beides in verschiedenen Zeiten werden konnte, giebt unaufhörlich dem



Geist zu schaffen, und reizt in dem Lande und unter den Menschen selbst ganz anders, als in Büchern. Für die bildenden Künste bleibt es ohnedem die Hauptstadt der Welt, mit welcher keine andere kann verglichen werden. Aber ich will Ihnen jetzt nicht von Rom selbst, sondern erst von der umliegenden Gegend schreiben, aus welcher ich eben, von einem wiederholten Zuge, zurückkomme. Ich komme von Tibur, Tusculum, den Seen Albano und Nemi, wo die Alten das Süßeste von ihrer Beute hinbrachten, und sich über die andere Welt als Götter fühlten; Erquickung genossen nach heißen Geschäften, seligen Frieden nach dem Sturm der Schlachten.

Nach fünf Stunden Plaine wird Rom gegen Nordost von einem Strich Gebirgen eingefaßt, die fernerhin immer weiter fortsteigen, stolz sich gen Himmel wölben, und Söhne vom Vater Apennin sind. Südwärts, in niederer Entfernung, umgrenzen es ein Halbdutzend hoher ausgebrannter Vulkane. So liegt sie da, die Königin der Welt, auf ihren sieben Hügeln, an den Ufern des Tiberstroms, vier Stunden vom Meer ab.

An der östlichen Seite der Gebirge tritt mitten auf der ersten Anhöhe Tivoli hervor. Alles Wasser, was sich weit und breit in den Gipfeln des Apennins dahinter sammelt, wird zum Fluß Teverone, strömt wild durch ein enges Thal daher, und stürzt sich jetzt, gleich an der Stadt, in die Tiefe von ein paar Hundert Palmen; die andern Bäche, die vor dem Hauptsturze noch durch dieselbe zum Gebrauch einiger Mühlen abgeleitet werden, machen hernach verschiedene andere kleinere Fälle.

In den alten Zeiten, vielleicht vor vielen Jahrtausenden, war der Sturz in der Ebene beim ersten Anfang der Höhe, wie man deutlich aus den Felsen von Tarton sieht, welche der Fluß reichlich mit sich führt, und die davon zurückgeblieben sind. Nach und nach aber hat dieser sich ein schmales Thal durchgeschlagen, das jetzt eine halbe Stunde lang in einem Schlangenkreis sich in's Gebirg um Tivoli herumwindet. Der reine Himmel, die Kälte des Bergwassers, das bei seinen Fällen mit einem Staub-

regen immer die Luft erfrischt, die gesunden Quelladern in der Nähe, die mancherlei ergötzenden Aussichten in die Gebirge und weiten Ebenen von Rom, bis an's Meer hin, lockten die ehemaligen Beherrscher der Welt so stark an, daß noch jetzt alles in der Runde voll von den Ruinen ihrer Landhäuser ist.

Niemand hat das Tibur mehr besungen als Horaz, und seine Gedichte zeigen, wie sehr er das Erquickende und den Reiz davon gefühlt hat. Auch sind die Gegenden darum her noch der lebendigste Commentar davon; und man liest ihn hier, wie man die Sprache von einem Freunde versteht, mit dem man sein Vergnügen theilt. Die Stelle zu seinem kleinen Gut daselbst* scheint so recht ausgesucht zu einem Observatorium aller Scenen, die da in der Natur vorgehen. Ein Felsen mit fruchtbarem Erdreich von hinten und an den Seiten tritt in das lange Thal hinein; gegenüber auf einem Büchsenschuß war gerade der alte Sturz des Anio (jetzt Teverone), die Stadt mit dem prächtigen Tempel des Hercules, und ringsum das kleine äußere Amphitheater von Gebirgen; linker Hand, in deren Schoos der Hain des Tiburnus, und rechter Hand breitete sich, zwischen den frohen Hügeln voll schöner Landhäuser, das Thal aus, immer weiter zur Plaine mit seinen Obst- und Olivenbäumen, von den Fluthen und ihrem kühlen Duft ringsum getränkt und erquickt, und fern lag das stolze Rom und glänzten die lichten Tiefen der See.

Die Villa des Mäcen lag gleich vorn, auf dem ersten Abhange des Hügels von Tibur, und genoß uneingeschränkt der meisten Aussichten; die Vulkane von Albano mit ihren mannigfaltigen Höhen und Vertiefungen gaben hier besonders eine vorzügliche Augenweide, die Tibur selbst und verschiedene andere Villen nicht hatten. Durch die großen Untergewölbe des Palastes gieng die Via Valeria; und die zwei ungeheuren

* Horaz hatte wohl in Tibur selbst nur ein Absteigequartier. Sein Landgut lag bekanntlich mehrere Millien von der Stadt im Gebirge.
S.

Wände von dreifachen Arcaden doppelt übereinander, die noch davon stehen, machen einen Anblick von ehemaliger Pracht und Würde, Majestät und Ruhe, so fremd und sonderlich, daß sich selten ein Franzos darein findet.

Im Hofe liegt das Gebäude, bis an die Hälfte der obern Bogen, jetzt mit der Erde von einem Weinberge verschüttet, dessen Reben den ganzen Raum einnehmen und auf die Ruinen selbst oben hingezogen sind, und das braune schwärzlichte Alterthum mit einem jungen freudigen Dach ausschmücken. Die Gewölbe sind überall mit tausend Gesträuchen und Kräutern und Moos bewachsen, und unten schießt und braust das Wasser durch einen Kanal, wie ein Pfeil, auf eine Mühle, und stürzt über die grüne Felsenwand hinab in die Tiefe. Den Frühling und Herbst sitzen darin die Maler und zeichnen sich von innen Gefängnisse und Grotten, und daraus Feenschlösser und Zaubergärten.

Den anziehendsten Reiz geben Tivoli die Wasserfälle. Der Hauptsturz des Teverone ist, sobald er hinten aus den Bergen herab vor die Stadt kommt, bei dem Tempel der Sybille, welcher durch die Landschaften von Claudius von Lothringen, von Poussin, Vernet und Dieterich so berühmt geworden ist.

Dieser klein: runde, corinthische Tempel, ein gar schöner Rest des Alterthums, wird von den Antiquaren für einen Tempel der Vesta gehalten, weil Serlio und Palladio ihn dafür halten, hauptsächlich wegen seiner Rundung. Aber auch andere Göttinnen hatten runde Tempel, und warum soll gerade der Tempel der Sybille eckigt seyn? Und zu welcher Tagesfrist haben alle Einwohner von Tivoli auf einmal den Einfall bekommen, ihren Tempel der Vesta einen Sybillentempel zu nennen? Und die Stelle des Varro beim Lactanz ist wohl klar genug: „Die zehnte Sybille ist Albunea, quae Tiburi colitur ut Dea juxta ripas Anienses.“ Von den fünfzehn Travertinsäulen, die sein Inneres, in der schönen Weite von einander, umgeben, stehen jetzt noch zehn aufrecht mit ihrem Gebälk;

und von dem Inwendigen ebenso zwei Drittel, mit einer Thür und einem Fenster. Der Thür gegenüber ist noch der Bogen von einer weiten Nische, worin sonder Zweifel das Bild der Sybille stand, da man in den alten Zeiten der Vesta keines aufstellte.

Wenig Schritte davon stürzt sich der Teverone in die Tiefe, und schäumet und braust unten in Klüften, die er sich nach und nach in Jahrhunderten durch die Felsen geschlagen hat, wo man ihn eine Strecke von oben gar nicht mehr sieht. Wenn man aber auf der Seite hinunter springt und klettert: so genießt man das wunderbarste Schauspiel. Er kömmt aus einer ungeheuern, vielfach gewölbten, alabasterartigen Grotte, neben und auf den Seiten, in einem nassen Staubdampf hervor, und tobt und wüthet wie ein wahrer ergrimmter, junger See-Gott, der sich wie ein Rinald von Armiden durch alle Fesseln und Zauberbande der Erde nach seinen Brüdern fortreißt, und wieder in den Stürmen des Oceans die Schiffe mit ihren kleinen Menschen an die Gestirne schleudern will. Rundum sind alle Wände mit großen Wasserpflanzen und Gesträuch bewachsen; und sobald er hervor ist, stürzt sich oben aus einer Höhe von hundert Fuß eine Fluth durch einen andern Gang, wie eine Nymphe aus einem Fenster, ihm nach, und es ist eine solche Heftigkeit, und ein so frisches, klares Leben um einen, daß man vor Jubel außer sich selbst kömmt.

Doch übertrifft diesen Hauptsturz des Teverone an Malerischem bei weitem, eine Viertelstunde davon, die sogenannte große Cascatella, welche von einem starken Bach entsteht, der oben durch die Stadt aus dem Fluß vor dem Fall nach verschiedenen Mühlen geleitet wird. Sie ist das Reizendste dieser Art, was ich je gesehen habe, und das Süßeste von dem ganzen romantischen Thale, das von dem Hauptsturz an, um Tivoli herum, zwischen die Gebirge sich einsenkt. Ein grünes Doppeltheater über einander, von bemoosten Felsen, in dessen Mitte hervortretend, mit Teppichen von breitblättrigen saftigen Pflanzen belegt, von schlanken Eschen und Pappeln eingefaßt,

und von Epheuwänden und tausend niederem Gesträuch umlagert, wie von einer allmächtigen Fee hingezaubert, worauf das Wasser in mancherlei Fällen aus den Höhen herunterschäumt und in zarten Perlenkräuselungen in die Tiefen schwebt und stürzt, aufbraust und in einem frischen Wirbelwind von Staub herumfliegt — [das Alles] macht ein Bild von frischer jugendlicher Schönheit in die Seele. Und wenn man am heißen Mittag unter eine dichtbelaubte Pappel an das Ufer des, die felsigten Anhöhen zwischen Klippen und engen Krümmungen in tobenden Wogen daherbrausenden Teverone — wohinein der Fall zwischen den bemoosten Felsen geht — sich der Cascatella gegenüber stellt und einen die ganze Natur da wie eine Braut voll Leidenschaft umarmt: wie das erquickt, ist unaussprechlich; kühle Freudenschauer heben das Herz empor und Wonne löst die Sinnen.

Die rechte Beleuchtung thut dabei sehr viel und vollendet den Zauber. Es ist als ob aller Schmuck und Reiz von dem Leben weg wäre und die Schönheit selbst zerfiele, wenn die Strahlen der Sonne das Ganze nicht mehr zusammen halten. Das beste Licht ist gerade im vollen Mittage; — so wie jede Gegend ihre eigene Zeit hat, wo sie am höchsten das ist, was sie ist; — am Morgen und Abend ist Alles vereinzelt.

Nach dieser großen Cascatella folgen alsdann weiter durch das Thal verschiedene kleinere, so wie oben die Pulver-, Oel- und Korn-Mühlen folgen; die aus der Villa des Mäcen macht einen prächtigen Beschluß.

Schade, daß die Maler ihren Abbildungen davon weder den Ton des lieblichen Rauschens, noch die Bewegung, das schnelle, immer neu lebendige Herniederwallen geben können; und daß es so schwer ist, Wasser und Schaum im Fall mit Farben darzustellen, und so leicht ein Mahlfall daraus wird. Wer bloß Zeichnungen abnimmt und den Zauber der Farben in verschiedenen Lichttönen von Luft und Ferne, und Baum und Wasser, Pflanzen, Moos und Felsen an Ort und Stelle nicht von der Natur selbst in glücklichen Schäferstunden erlauert und erzwingt,

wird nie das hohe Ziel erreichen; er kann seine Kunst nicht vergessen machen und vollkommen täuschen!

Winkelmann verachtet zwar alle Landschaften und nennt sie „objetti vani ad appagar l'occhio con l'accozzamento di cento cose graziose, si, ma che nulla significano.“ * Man sollte also billig keinem jungen Mann von Talent rathen, sich auf diese Art von Malerei zu legen, und mit unbedeutenden Dingen sich viel zu plagen; aber ich hoffe, wenige werden ihm hierin beipflichten. Wenn er keinen Genuß an irgend einer erquickenden, süßen Himmelsluft, an der wollüstigen Melodie einer kalabrischen Gegend, nie Gefühl bei Auf- und Untergang der Sonne, Donnerwetter, Meersturm, Ausbruch eines Vulkans gehabt hat, so war allem andern, was lebt und webt, ein glücklicheres Loos beschieden. Fabrikanten, die, ohne Geist, Sinn und Wahl jeden Berg und Winkel, jedes Dorf und alles Mauerwerk sogleich zu Papier bringen; oder Franzosen, die mit ihren Felsen und Bäumen tanzen, machen die Werke großer Künstler in dieser Art nicht verächtlich; und Himmel und Erde und Luft und Meer mag wohl zuweilen eben so viel werth sein, als manche Menschengeschichte. Den flachen und allgemeinen Grund, den er anführt, daß man nicht daraus lernen könne, sollte man von einem Manne nicht erwarten, der sich so lange mit der Kunst beschäftigte. Die Seele der Kunst ist Schönheit, und weder Lehre noch Warnung; und die vielen jugendlichen Gestalten, die die Griechen hervorbrachten, wobei sie gewiß weder an Lehre noch Warnung dachten, waren wahrlich nicht ihr Schlechtestes. Doch in sein Zeitrechnungssystem eingesponnen, konnt' er alles andere leicht übersehen.

Die Villa Hadriana liegt eine halbe Stunde von Tivoli, linker Hand am Gebirg hin, auf einer erhobenen Ebene; nimmt einen Raum ein im Umfang von einer deutschen Meile, und

* Monumenti antichi inediti. — („Eitle Gegenstände, die das Auge durch eine Verbindung von tausend artigen Sächlein vergnügen sollen; nur bedeuten diese nichts!“)

war also so groß, wie eine unserer großen Städte. Sie hat die Aussicht gen Tivoli hinauf, in die Ferne von Rom hin und die Gegenden von Albano; und war das Kleinod vom ganzen römischen Reiche, als es noch in voller Macht stand. Von den Alten ist uns weiter keine Beschreibung davon übrig, als die wenigen Zeilen Spartians, zu Ende von Hadrians Leben: „Tiburtinam villam mire aedificavit, ita, ut in ea provinciarum et locorum celeberrima nomina inscriberet, veluti Lyceum, Academiam, Prytaneum, Canopum, Poecilem, Tempe vocaret; et, ut nihil praetermitteret, etiam Inferos finxit.“ *

Jetzt liegt alles so verwüstet, daß man von den sieben angegebenen Orten nicht einmal das Lyceum und Prytaneum mehr findet, geschweige die andern ungenannten, deren noch manche gewesen seyn müssen, wie man aus ihren Ruinen entdecken kann. Die jämmerlich zerrütteten Ueberbleibsel von Tempeln, Bädern, Theatern, Palästen, Gärten und unterirdischen Gängen erfüllen mit Erstaunen; und wenn man bedenkt, was schon die alten Kaiser daraus weggeschleppt und die Gothen verwüstet haben und [was] von den neuen Besitzern seit einigen Jahrhunderten ist aufgegraben worden an Statuen und Säulen, so kann man sich ihre Pracht nicht genug vorstellen.

Man muß die Ruinen selbst sehen, es läßt sich keine Beschreibung davon machen, so verwirrt liegt Alles durch einander. Angenehm ist's, in der Pöcile ** und Academie wie in Athen herum zu spazieren und den Geschichten der Griechen nachzusinnen; und sich alsdann zu Ruhe in eines von den herrlich geformten Theatern zu setzen und die Perser von Aeschylus zu lesen.

* Seine Villa zu Tibur baute er wunderbar, so daß er ihren Theilen die Namen der berühmtesten Provinzen und Oerter gab und sie Lyceum u. s. w. nannte; ja, damit nichts fehle, bildete er darin auch die Unterwelt ab.

** Mit Gemälden verzierte Halle.

Göthe.

I. Klopstock's Messias in Göthe's Elternhause.

(1811.)

Aus der Ferne machte der Name Klopstock auch schon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Sylben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Kreutz, Haller standen in schönen Franzbänden in Einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirch's Telemach, Koppen's befreites Jerusalem, und andre Uebersetzungen. Ich hatte diese sämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und theilweise memorirt, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstock's Messias Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf diesen geschäftsthätigen Mann, welcher wenig las,

hatte der Messias gleich bei seiner Erscheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache, wenn man sie auch nur für harmonische Prosa gelten ließ, hatten den übrigens trockenen Geschäftsmann so gewonnen, daß er die zehn ersten Gesänge, denn von diesen ist eigentlich die Rede, als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete, und solches alle Jahre Einmal in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im Stillen durchlas und sich daran für's ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er seine Empfindungen seinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand sich sehr bestürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von so köstlichem Gehalt, wegen einer wie es ihm schien gleichgültigen äußern Form, gewahr werden mußte. Es fehlte, wie sich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Gesprächs über diesen Gegenstand; aber beide Theile entfernten sich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ sich endlich gefallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagssuppe verlöre.

Proselyten zu machen ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen, und wie sehr fand sich unser Freund im Stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen, und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtniß zu fassen.

Porcia's Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, welche ins rothe Meer gestürzt worden, hatten wir uns getheilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein Theil

gekommen, die andere, um ein wenig kläglicher, übernahm meine Schwester. Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasiren, um Sonntags frühe sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Abramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen; meine Schwester packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leise genug aber doch mit steigender Leidenschaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
Ungeheuer! dich an! Verworfner, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!...
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß ist stechender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief sie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt!..

Der gute Chirurgus erschrack und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht des Unglücks, das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasiren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht auf's neue hätte verrufen und verbannen sollen.

II. Der neue Paris. Knabenmärchen.

(1760 und 1811.)

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Aeltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in Schuhen von sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu, von Goldstoff, war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweyte umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich auf's freundlichste. Ei, seyd mir willkommen! sagte ich: es ist mir ja gar lieb, daß ich Euch hier sehe. — „Kennt Ihr mich denn?“ versetzte jener lächelnd. — Warum nicht? war meine gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr seyd Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet gesehen. — „Das bin ich, sagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Siehst du diese drei Aepfel?“ — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die eben so wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: „Du mußt erst wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Nimm, und mach deine

Sachen gut!“ sagte er scheidend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu seyn. Ich hielt sie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebstes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die andern fortflog, sondern verweilte, und bald auf diese, bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat; so sah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da sie mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war, mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand Niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen schlimme Mauer führt; denn es ist dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und

dachte an meine drey Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung, sie würde so artig seyn, wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich, linker Hand, in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurch gelassen. Bogen und Gewände waren aufs zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit an sich. Braunes, uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß die Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zieraten zu befühlen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholischer Christ sey. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hieher und was macht Ihr da?“ sagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde. — Ich bewundre, versetzte ich, die Arbeit dieser Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen; es müßte denn seyn auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich, versetzte er darauf, daß Ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es Euch gefällt.“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien,

beklemmte mich. Ich verweilte daher, unter dem Vorwande die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabey verstohlen in den Garten: denn ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen großen beschatteten Platz; alte Linden, regelmäßig von einander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aesten, so daß die zahlreichsten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerstand auch eigentlich nicht, denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan niemals fragen müsse, ob Gefahr vorhanden sey. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte? Ich trat also ganz gesichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einschnappte, daß ich es kaum spürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, legte sie mir aus, und bewies mir dabey ein besonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die sich ins Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Nischen mit Muscheln, Corallen und Metallstufen künstlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Vogelhäuser angebracht und andere Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerschweinchen hin und wieder liefen, und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Staare besonders schwätzten das närrischste Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris, und der andre: Narcis, Narcis, so deutlich als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ich that aber nicht als wenn ichs merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit auf ihn Acht zu geben: denn ich konnte wohl

gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sey, der einen andern viel bedeutendern umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es schien als wenn der Alte mich hinauslassen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf unserm Wege hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, sagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: Ihr seyd so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint? — „Recht gern, versetzte jener; aber sodann müßt Ihr Euch einigen Bedingungen unterwerfen." — Worin bestehen sie? fragte ich hastig. — „Ihr müßt Euren Hut und Degen hier zurücklassen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite." — Herzlich gern! erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen: so etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisanen neben einander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume, und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beyden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte bald geschwind, bald einzeln bald zugweise, hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Canal gesehen, um zu erfahren, wie

es in dem Herzen des Gartens beschaffen sey; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar so künstlicher Weise, daß auf einen Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zieraten mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frey bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß, nach allem was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüberkommen könne. — „Warum nicht? versetzte jener; aber auf neue Bedingungen." — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherley Kleidungen hingen, die sich sämmtlich dem orientalischen Costum zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet; er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch, und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meßtheater gesehen hatte. Unter diesem sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drey grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um, und fragte den Alten nach der Nische sowie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beyde Enden durch ein zwiefach durchschnittenes grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehen gaben, als sey es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenk-

lich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig: es sey dieses für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sey. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle: denn dießmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke seyn möchte, um durch das Gitter, um über den Canal zu kommen: denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht: denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwey alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Canals bedeckten, und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann: denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete getheilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zieraten bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte: denn die schlängelnden Wege waren aufs reinlichste von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel, oder einen Himmel im Wasser, an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeitlang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward,

daß in der Mitte von diesem Beeten= und Blumen=Rund ein großer Kreis von Cypressen oder pappelartigen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht! als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Ansichten und Eingänge zu haben schien. Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu hören, und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von diesen drey Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zu gingen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten; aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, saßen drey Frauenzimmer im Dreyeck, in drey verschiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andere gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drey Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können: denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit spielen inne gehalten. — „Seyd uns willkommen!“ sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt Euch

zu Alerten und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Musik seyd.“ Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten, sie hatte das gelbe Kleid an, und eine Zither in der Hand; und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen, und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Zitherspielerinn ein leicht anmuthiges, heitres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden: denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab: denn meine kleine Nachbarinn, mit der ich Ellbogen an Ellbogen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen; und wenn ich in jenen drey Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte sie festzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mich nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, so befahlen sie ihr, einige lustige Stückchen zum Besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, so sprang sie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie spielte und tanzte; ich ward hingerissen, ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von

kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu seyn schienen: denn sobald wir geendigt, befahlen sie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachtessen herankäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas anderes in der Welt wäre. Alerte führte mich sogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwey wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Orangen, Feigen, Pfirschen und Trauben vor, und ich genoß sowohl die Früchte fremder Länder als auch die der erst kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte sie einen Pocal von geschliffenem Crystall mit schäumendem Wein: doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir spielen," sagte sie und führte mich in das andere Zimmer. Hier sah es nun aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feine Sachen hatte man niemals in einer Weihnachtsbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthschaften; Küchen, Wochenstuben und Läden; und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasschränken herum: denn in solchen waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: „Das ist nichts für Euch, ich weiß es wohl. Hier aber, sagte sie, könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für Euch und mich gleich vergnüglich ist." — Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hätte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen, sagte sie; dort spielt sich's am besten mit Soldaten: die Spieße

geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat.“ Nun waren wir auf dem goldnen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete meine Linien aufzustellen. Es war alles Reiterey, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reiterey. Die Heere standen gegen einander und man konnte nichts Schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten: denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun Jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen beschaut, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geschütz in unsern Kästen gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig sey, die Figuren umzustürzen: denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Canonade los, und im Anfang wirkte sie zu unser beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte als sie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der stehen gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und jemehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte, als ein paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich; aber ich stand versteinert, als die zerbrochenen Figürchen sich

von selbst wieder zusammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldenen Brücke unter die Linden setzten, und im Carriere hin und wieder rennend sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unersetzlichen Verlust zugefügt, der weit größer sey, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erbost war, freute mich, ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücken, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch zerschmettert; aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppirten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich, einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldenen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen nicht faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte sie bei den Ohren und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte; ich ließ sie fahren, und das war mein Glück: denn in dem Augenblick wußte ich nicht, wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln; ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten: allein ich hatte nicht Zeit, zu überlegen, noch konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich fürchtete, jeden Augenblick gespießt zu werden: denn die Partisanen und Lanzen, die sich aufrichteten, zerschlitzten mir schon die Kleider; genug, ich weiß nicht, wie mir geschah,

mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken, am Fuß einer Linde, wider den mich das aufschnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die sich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich, mochte zur Erde gekommen seyn. Daher sprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebst seinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geschnellt hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und seine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff, die sämmtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zischende Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Bogen und Zweigen hervorsprühten, und wo ich mich hinwendete, kreuzweise auf mich lospeitschten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerschlitzt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und so eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage sehr angenehm, ein solches Strahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nackt schritt ich nun gravitätisch zwischen diesen willkommenen Gewässern einher, und dachte mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte sich, und ich wünschte nichts mehr als eine Versöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünscht, mich wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben, mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größesten Vorwürfe zu machen.

„Was hindert mich," rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht Eurem Hals, doch Eurem Rücken anmesse!" Diese Drohung nahm ich höchst übel. Hütet Euch, rief ich aus, vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken; denn sonst seyd Ihr und Eure Gebieterinnen verloren! — „Wer bist denn du, fragte er trutzig, daß du so reden darfst?" — Ein Liebling der Götter, sagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veralten lassen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?" fragte er erstaunt und bedenklich. — Drey Aepfel, sagte ich, drey Juwelen. — „Und was verlangst du zum Lohn?" rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geschöpf, versetzte ich, die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat. — Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen; dann stand er auf, ohne benetzt zu seyn, nahm mich freundlich bey der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntägig geputzt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen desto gewisser wieder zu finden, welches sich unversehens hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Gesimms, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Wasser in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und sich in die

Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, alles stand senkrecht über einander; ich wollte es malen, wie ich es gesehn habe.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufrischen und das köstliche Pförtchen zu beschauen. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leserlichen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist; so daß ich beynahe glauben muß, das zweyte Abenteuer sey so gut als das erste ein Traum gewesen: denn von dem Pförtchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das Einzige was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drey Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen: denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken, und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn alles wieder zusammentrifft, wird auch die Pforte von neuem sichtbar seyn, und ich werde mein Mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich Euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen.

III. Aus Ottiliens Tagebuche.

(1809.)

„Man nimmt in der Welt Jeden wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet.“

„Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat.“

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren wie es mit ihnen steht.“

„Ich finde es beynahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherley auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urtheilen: denn wir haben so zu sagen ein Recht, sie nach unserm Maaßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur.“

„Wenn man dagegen bey andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen; so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte.“

„Durch das was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.“

„Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.“

„Wie kann der Character, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?“

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur soll es nicht unbequem seyn.“

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.“

„Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Character, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.

„Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat.“



„Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stuhle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann.“

„Es käme Niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten.“

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht.“

„Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“

„Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.“

„Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.“

„Freywillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand und wie wäre der möglich ohne Liebe.“

„Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden das Gewünschte zu besitzen.“

„Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frey hält, ohne es zu seyn.“

„Es darf sich einer nur für frey erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frey.

„Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“

„Es ist was schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun.“

„Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden.

Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seines Gleichen zu schätzen wissen."

„Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit als daß das Genie nicht unsterblich sey."

„Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen."

„Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind."

„Thoren und gescheide Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten."

„Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst."

„Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers."

„Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten."

„Das Schwierige leicht behandelt zu sehen giebt uns das Anschauen des Unmöglichen."

„Die Schwierigkeiten wachsen je näher man dem Ziele kommt."

„Säen ist nicht so beschwerlich als ärnten."

IV. Dichtkunst und Dichter.

(1790.)

Bis jetzt hatte er [Wilhelm Meister] alles sorgfältig aufgehoben, was ihm, von der frühsten Entwicklung seines Geistes an, aus der Feder geflossen war. Noch lagen seine Schriften in Bündel gebunden auf dem Boden des Koffers, wohin er sie gepackt hatte, als er sie auf seiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er sie jetzt, als er sie damals zusammen band!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewißen Umständen geschrieben und gesiegelt haben, der aber den Freund, an den er

gerichtet war, nicht antrifft, sondern wieder zu uns zurückgebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eignes Siegel erbrechen, und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unsern Freund, als er das erste Packet eröffnete, die zertheilten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltsam aufloderten, als Werner hereintrat, sich über die lebhafte Flamme verwunderte, und fragte, was hier vorgehe?

Ich gebe einen Beweis, sagte Wilhelm, daß es mir Ernst sey, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward; und mit diesen Worten warf er das zweyte Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geschehen.

Ich sehe nicht ein, wie du zu diesem Extrem kommst, sagte dieser. Warum sollen denn nun diese Arbeiten, wenn sie nicht vortrefflich sind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich seyn, oder gar nicht existiren soll. Weil jeder, der keine Anlage hat, das Beste zu leisten, sich der Kunst enthalten, und sich vor jeder Verführung dazu ernstlich in Acht nehmen sollte. Denn freylich regt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes Verlangen, dasjenige was er sieht, nachzuahmen; aber dies Verlangen beweist gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie sie jedesmal, so oft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz sie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Hast du es nicht in dem Zirkel unserer Freunde bemerkt? So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer einige, die sogleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen. Wie viele irren auf diesem Wege herum! glücklich wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widersprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen

er sich selbst so oft gequält hatte, gegen seinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es sey nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geschick habe, deswegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde sich ja so manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und andern ein Vergnügen bereiten.

Unser Freund, der hierin ganz anderer Meynung war, fiel ihm sogleich ein, und sagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie sehr irrst du, lieber Freund, wenn du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammen gegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammenseyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein

einsylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen geht, so schreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter steige? er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meyerhof durch sein Bellen sichern?

Werner hatte, wie man sich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menschen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und, ohne daß sie spinnen und weben, holdselige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten. Wenn sie nur auch bey Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen, und sich vor dem Froste zu sichern.

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand

anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß; wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreye Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß, ohne diesen, sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand: und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanze des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

V. Der Dichter im conventionellen Leben.

(1774.)

Am 20. Okt. 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unpaß, und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herum

schwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück, und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!

Geduld! Geduld! es wird besser werden. Denn ich sage dir, Lieber, du hast Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und sehe, was sie thun, und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder andre vollkommner ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, scheint uns oft ein anderer zu besitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

Dagegen, wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fort arbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Am 26. Nov. 1771.

Ich fange an, mich in so fern, ganz leidlich hier zu befinden. Das Beste ist, daß es zu thun genug gibt; und dann, die vielerley Menschen, die allerley neuen Gestalten, machen mir ein buntes Schauspiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht

kalt ist, weil er viel übersieht; aus dessen Umgang so viel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geschäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich sein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

Am 24. Dez. 1771.

Der Gesandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus gesehen. Er ist der pünctlichste Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umständlich wie eine Base; ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht, so steht es: da ist er im Stande, mir einen Aufsatz zurück zu geben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch, man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel! Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außen bleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herab orgelt, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden, mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. ist noch das einzige, was mich schadlos hält. Er sagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sey. Die Leute erschweren es sich und andern; doch, sagte er, man muß sich darein resigniren, wie ein Reisender, der über einen Berg muß; freylich, wäre der Berg nicht da, so wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er ist nun aber da, und man soll hinüber! —

Mein Alter spürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf



vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur schlimmer. Gestern gar brachte er mich auf, denn ich war mitgemeint: Zu so Weltgeschäften sey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangle es ihm, wie allen Belletristen. Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: Fühlst du den Stich? Aber es that bey mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich sagte, der Graf sey ein Mann, vor dem man Achtung haben müsse, wegen seines Characters sowohl, als wegen seiner Kenntnisse. Ich habe, sagt' ich, niemand gekannt, dem es so geglückt wäre, seinen Geist zu erweitern, ihn über unzählige Gegenstände zu verbreiten, und doch diese Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne spanische Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraisonnement noch mehr Galle zu schlucken.

Und daran seyd ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt, und mir so viel von Activität vorgesungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langweile unter dem garstigen Volk, das sich hier neben einander sieht! Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen. Da ist ein Weib, zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, so, daß jeder Fremde denken muß: das ist eine Närrin, die sich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderstreiche einbildet. — Aber es ist noch viel ärger: eben das Weib ist

hier aus der Nachbarschaft eine Amtschreibers Tochter, — Sieh, ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist, andere nach sich zu berechnen. Und weil ich so viel mit mir selbst zu thun habe, und dieses Herz so stürmisch ist — ach ich lasse gern die andern ihres Pfades gehen, wenn sie mich nur auch könnten gehen lassen.

Was mich am meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nöthig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vortheile er mir selbst verschafft: nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange eine Fräulein von B.... kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viel Natur mitten in dem steifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unserem Gespräche, und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubniß, sie bey sich sehen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so vieler Freymüthigkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier, und wohnt bey einer Tante im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeugte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder, als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach selbst gestand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anständiges Vermögen, keinen Geist, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den sie sich verpallisadiret, und kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu sehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen seyn, und ihr Leben weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen gequält, und in den reifern Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Officiers geduckt haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne

Jahrhundert mit ihr zubrachte, und starb. Nun sieht sie im eisernen sich allein, und würde nicht angesehen, wäre ihre Nichte nicht so liebenswürdig.

Den 8. Jan. 1772.

Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tische sich einschieben wollen! Und nicht, daß sie sonst keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen sich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Secretär regiert! Und wer ist denn der erste? der, dünkt mich, der die anderen übersieht, und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Plane anzuspannen.

Maler Müller.

Märchen.

(1775.)

Walter (unter dem Schafscheeren) erzählt.

„Jetzt will ich euch auch gleich ein Mährchen erzählen. He, bringt doch frische Hämmel herein, und du, mein Kind Lottchen, zieh' mir doch ein Bißchen die Wolle unter den Füßen hervor. So, so! Versteht ihr mich: vom Fräulein von Flörsheim will ich nun erzählen, die so weltberühmt wegen ihrer Schönheit war; zu der gar viele hohe Ritter des Landes, weit und nah, zusammen kamen, vor ihr turnirten mit Speeren und Lanzen und allerley lustigen Reiterspielen und vor ihr freyeten in Liebe; und wie sich damals auch ein armer, armer Schäfersjunge in sie verliebet, der von ihr wieder geliebet ward, ohn' daß er's wußte, und wie endlich das Alles so traurig hinausläuft; wahrlich ist euch ein recht anmuthiges Schäfersstückchen. Hört nur! Fängt sich gleich mit des verliebten Schäfers Gesang an, der betrübt allein im Walde liegt. Sing's euch so grad hin, wie ichs in meiner Jugend auswendig gelernt.

Muß ich denn alleine liegen? Hört Niemand meinen Seufzer? Ach du lieber Mond! Warum wallst du die Fluren hinunter? Meine Lämmchen schlummern bereits; nur mein Herz wachet mit dir.

Die mir die Seele verwundt, die mich erfreut und betrübet, sitzt im goldnen Saal, im Saal, wo hundert Kerzen brennen, ihre Schönheit zu erhellen; wo die goldnen Ritter sitzen und um ihre Liebe buhlen. Was bleibt mir übrig! Ich, dessen Hütte ein alter

Baum, dessen Bette ein Stein, seufze nach ihr! Fliegt mein Herz hoch, was will ich ihr geben? Und ach! wer kann ihr mehr geben, als ich? O heil'ge Mutter Gottes! Bin wohl arm und unglücklich.

Wär' ich ihr Diener, nah um sie ... Ha! wär' ich ihr Hirt! Dürft ich ihre Lämmer weiden vor ihr! Dürft ihr die Wolle scheeren und bringen und sie fragte mich dann: ach! für mich armen Jungen ein Glück! Blief' ich am Brunnen und sie käm' Morgens und Abends heraus, sähe mit an meine Widder tränken: Ach Gott! welch ein Glück! Wollte sie mir Lohn dingen, ich thät's ja umsonst, wär's auch rauher Winter, wär's auch warmer Sommer.

Bald werd' ich sie nicht mehr sehen, das bricht mir das Herz. Welcher Ritter sie erbeutet, wie glücklich ist der! Vor Allen ein goldnes Lämmchen hat er gewonnen, seines Hauses Zierde. Gesegnet sind seine Tage, die Frömmigkeit wohnet bey ihm. Fremde lehnen ihre Stäbe gern an seinen Pfosten und sein Name wird herrlich weit und breit. Denn wo gibts an holdseliger Freundlichkeit noch Eine ihres Gleichen? Mich armen Schäfersjungen sogar hat sie nicht verschmähet anzuschauen, so oft sie vor mir überging; ach ja! dann schaute sie die Seele aus meinem Herzen.

So sang der Knabe, sitzt an einem alten Stamm nieder und seufzt: hier will ich mir im Kühlen ein Plätzchen erwählen. Werden morgen die Ritter kämpfen? Wird sie der Reichste in seinen Armen halten? Dann will ich auch länger nicht leben.

Und er entschlief, der schöne Knabe; aber Thränen zitterten seine Wangen herab. Eine leise Stimme flüstert durch die Büsche: schlummre du, schlummre du sachte, trauter lieber Knabe! Liebe getreu, und deiner will ich gedenken.

Sie war es selbst, das anmuthsvolle Fräulein, die des Knaben ängstlichen Seufzer belauschet. Süße Liebe für ihn hatte ihr Herz empfunden, als sie ihn singend einst unter seinen Schafen erblickt. Hervor gehet sie nun, betrachtet des Schlummrers

unschuldige Reize, sein rundes Gesicht von leichten braunen Locken umspielt und die Thränen, welche die Liebe geweint, unter halb geschlossnen Wimpern hervorschwellen. Ein sanftes Beben durchfährt ihre Brust. Ach unter Allen, seufzt sie, unter Allen, Allen, die um mich werben, unter keinem ihrer blinkenden Harnische schlägt vielleicht solch ein redliches Herz, so voll inniger warmer Liebe zu mir. Schlummre du, schlummre du sachte, schöner Knabe! Deiner will ich gedenken.

Und sie drückt auf des Schlummernden Herz ihren Schleyer und versinkt in die Nacht.

Aber am gestirnten Himmel sinkt der Mond hinunter. Aus wehmüthigen Träumen fährt der Knabe auf; ihm ist's, als säh' er, verlör' er auf immer die, die er so herzlich liebt. Bald fühlt er sich der Glücklichste, das Fräulein in seinen Armen und sein; dann hoffnungslos ihm wieder entrissen, in Graus und Dunkelheit davon. So reißt er sich verzweifelnd zwischen Kummer und Freuden durch's Gesträuche fort, zu seinen Schafen.

Aber im prächtigen Schloßhofe fochten die Ritter schon drey Tage. Umschlossen sitzt das Fräulein von tausend Edeln, die weit und breit herbey zogen, ihrer Schönheit Wunder zu schauen. Getreue und Ungetreue, Freunde und Feinde, stehen in Eins hier vereinigt, das Fräulein zu lieben und ihren holden Besitz zu erkämpfen. Und schon blinken die Speere im Schimmer, die Federn sausen nach dem Wind, es schäumen die Hengste, die Schwerter erklirren; es schreyen und stoßen erhitzt die Reiter und sprengen einander vor. Doch keiner konnte des Fräuleins Herz erreichen. Ach lange, lange schon hielt es die Liebe in zärtlichen Banden gefangen.

Und du weinst an der Quelle, schöner Schäfer! Ins Gelispel schwanker Buchen glitscht dein Seufzer. Deine Thränen bewegen die Fluth. Siehe, deine Gedanken schweifen umher; im Schloßhofe standst du, sahest das Gejubel und der Ritter stolze Pracht. Deine Niedrigkeit fühlend, schlichst du von Damen und blicktest schamhaft zum Fräulein zurück. Und nun

liegst du, liegst sterbend an der Quelle und weinest die letzten Thränen nach ihr. O halt' ein! Beweine dein Unglück nicht! Weine, daß du dein Glück nicht weißt! Ach unter allen Jünglingen der Fluren, unter allen blüthenbekränzten Knaben, ist keiner geliebet, wie du. Nur an dir hängt des Fräuleins Seufzer. Dich nur zu denken, deine Flöte zu hören tönen durch's hallende Thal, dich zu erlauschen, bedeckt von wispelnder Birke, ist ihrer Seele Gedanke des Frühlings. Schon steigt sie den Söller herab; unergötzt am fürstlichen Spiel, sucht sie die Pfade der Flur. Die Ritter brechen die Lanzen, die Splitter durchsausen den Mähnbusch, es jubelt in Freuden die ganze Bahn; nur sie allein sitzt einsam am Fels, achtet der Freuden nicht mehr. Die glühende Wange gegossen in ihre hohle Hand, denkt sie ihrer Zärtlichkeit nach, denkt sie an dich! Sollt' ich ihn, könnt' ich ihn vergessen! O er liebt mich, er liebt mich gewiß! An welcher Klippe nickst du, Zärtlicher? Deine Thräne hab ich gesehen. Wo zittert im Winde dein Haar? Komm her! O komm doch und sage mir, daß du mich liebst! Sollt' ich dich verachten, mein Knabe! weil du arm bist, ich reich? Nein, ich will dich vor allen Rittern mir erwählen. Ewig wollen wir uns vereinigen. Denn gerne tausch' ich Reichthum um frohe süße Liebe. — So spricht das Fräulein und eilet der Quelle zu. Winde der Nacht umflattern sie; ein ängstlicher Schauer hält des Fräuleins Fuß. Wer schlummert im Mondglanz dort? Ach mein Knabe! Soll ich mit Blumen erwecken ihn? Er hört mich nicht; Sie küßt ihn; aber kalt seine Stirne, erloschen sein Aug, seine trauernde Seele war schon zum Himmel entflohen.

Und das Fräulein sitzt neben den Leichnam hin und weint in die Quelle.

So weit geht das Lied. Aber, wie sie hernach gestorben und wie die Ritter alle zusammen Beyder Treue und unglücklichen Liebe zum Andenken eine stattliche Kirche haben bauen lassen und vorn an den Giebel im Stein das Fräulein und den Schäfer mit seinem Hund und Dudelsack haben aushauen lassen (wie man

dieß noch heut zu Tag Alles sehen kann), können einem alte Männer noch gar ausführlich erzählen. Ey Kinder, ihr müßt die Kirche gesehen haben, sie liegt rechter Hand am Walde, wenn man auf Trippstadt zu geht. Ihr wißt's ja, gehört dem Baron von Hacke. Es war euch auch noch an dem nämlichen Felsen-Brunnen, wo der Schäfer-Knabe gestorben seyn soll, eine Schrift zu lesen, die, wie man sagt, das Fräulein mit eigener Hand hineingehauen. Sie war gar wehmüthig. Weiß noch, als ich einmal einen Sommer dort gehütet, haben wir Buben und Mädels uns oft dort herum gelagert — das war immer so meine Sach' — haben dann als die Schrift gelesen. Ein schöner grüner Platz, voll Blumen und Hecken, war da angepflanzt und oben auf'm Fels stand auch eine dicke Buche, die warf Schatten herunter. Sag's euch, 's war immer ein' Lust und Leben um diesen Platz da herum; ich sag euch, er war über die Maßen angenehm. Aber was geschieht? Da reit't euch der Teufel, Gott verzeih' mir meine Sünd! einen von den Kirchen-Aeltesten, dem war das Aergerniß und Sünde am Brunnen; der geht euch hin, zerhaut, zerstückt euch die Schrift, daß nirgends mehr was zu sehen war. Und hört ihr's! Grad als wenn die Quell' Leben und Menschengeist gehabt, hat sie ordentlich drüber getrauert, lief schwächer und schwächer, bis sie sich hernach ganz verlor; die Kräuter und Blumen da herum verstarben auch, die milde gutherzige Buche auf dem Felsen verdorrte gleichfalls und ist hernach von diesem so schönen herrlichen Brunnen nichts übrig blieben, als der kahle Fels, wie er heut zu Tag noch steht.“ —

Graf von Schlabrendorf.

I. Ueber Nordamerikaner und Adel.

(1814.)

An Varnhagen von Ense.

— — Wie es aber auch immer mit dem Bildungsbedürfnisse der jetzigen Nordamerikaner stehen mag, so glaube ich allerdings, daß selbst außer einem verständig erzogenen Mittelstande, als dem bleibenden Kerne der Völkerschaft, ohne welchen ich mir gar kein wahres Gemeinwesen vorzustellen weiß, noch irgend eine schöner veredelte Auswahl von Aristen etwas Wünschenswerthes sei, das heißt also, von bekannten Männern, die durch Bürgertugend den Namen des Reichsadels verdienen, und unter gewissen Bedingungen ihn auch tragen mögen.

Entstehung, Sichrung und Beschränkung eines solchen Adels denke ich mir auf dreifache Weise möglich. Entweder schon das Urgesetz hat ihm, theils auf Grundeigenthum, theils auf eigenthümliche Zuchtgesetze, sein Dasein verschafft, und dessen öffentliche Einwirkungsart genau bestimmt, oder es begünstigt die gesetzgebende Gewalt die Angliederung einer hohen Körperschaft, nach strengen, hinlänglich verbürgten Anordnungen; wobei ich freilich voraussetze, daß Gesetzgebung nicht ausschließlich in erbfürstlichen Händen liege, weil sonst der edelste Plan bald ausarten, und sogar dem ersten Zwecke entgegen wirken könnte. Endlich läßt sich nicht minder behaupten, daß eine oder auch mehrere Körperschaften von dieser Natur sich aus eigenem Triebe im Staate mit dessen Genehmigung bilden könnten; wie es

vormals zu mancherlei Zwecken allerlei Ritter= und geistliche Orden, oder auch Brüderschaften gab, und wie Maurerei in vielen Staaten zwar blos geduldet wird, in England aber gesetzmäßiges Dasein genießt?

Denn es läuft nicht gegen den Begriff des Staats, daß außer der gemeinsamen Verpflichtung zum Sitten= und Reichsgesetze, noch Einzelbürger sich gesellen, um entweder höhere Pflichten und strengere Zucht freiwillig zu übernehmen, oder doch, um nach bekannten Regeln und Büßungen sich unausgesetzt als musterhafte Fährleute in strenger Ausübung dieser oder jener, vielleicht eben vernachlässigten Bürgerpflicht auszuzeichnen. Ob und welcher sinnliche Lohn aber, durch Titel, Rang, Ehrenzeichen ihnen zugestanden werde, das gehört nach örtlichen Umständen in das Gebiet der Staatsklugheit. Vereine hat man gestiftet, um den Musen zu huldigen; warum nicht eben sowohl, um dem Bürgersinn zu opfern? Trotz der bisherigen Erfahrung, daß Musen dem ihnen vereint gebrachten Weihrauch selten ihren Beifall zulächeln.

Diese dritte Entstehungsweise könnte sogar wie Erneuerung und Umbesserung eines bereits gesunkenen und grundverderbten Adels benutzt werden. In diesem Sinne rief ich schon manchem Edelmanne zu, der den Nutzen seines Standes erhob: Eingebüßt hat die große Mehrzahl Eures Standes alle Vorzüge inneren Gehaltes und äußeren Vermögens; wer kann sie dieser nichtigen Mehrheit wieder verschaffen? Weder Königsgewalt und Königsweisheit, noch Euer eigenes Bestreben: denn wie werden die einzelnen, heute noch Lebenskraft besitzenden Glieder es vermögen, den ungeheuren erstorbenen Körper von neuem zu beseelen. Aber in der Mitte Eurer blos sinnlich noch vorhandenen Adelsgemeine, vermögt Ihr einen neuen geistigen Adel, als wahren Stellvertreter zu stiften. Bildet engere Kreise, gebt Euch edle Gesetze, kräftige Vergliederung, strenge Zuchtung, und es wird sofort wieder hochverehrte Edelleute geben. Kein Staat wird oder kann Euch hindern; Neider müssen wenigstens

äußerlich nachfolgen, oder verstummen; die umringende Menge wird Beifall jauchzen.

Sollten diese Vorstellungen gar nichts weiter als unausführbare Träumereien enthalten? Vermuthlich nur in der vollständigen Kenntniß unseres Zeitalters und Vaterlandes läßt sich befriedigende Antwort auffinden. Doch wird die Bemerkung wahr bleiben, daß ein Plan dieser Art auch nach dem allerkleinsten Maaßstabe sich anfangen lasse, und wenn durchaus nichts Großes erzeugt würde, doch im engen Kreise irgend Etwas.

So hätte denn noch kein Volk Alles zugleich! An Bürgersinn fehlt es dem großen Haufen in Amerika nicht; aber wohl an hinlänglich verbreiteten Einsichten und an Geschmack. Wir haben Beides, und wissen uns gar viel damit; aber wo steckt unsre Bürgertugend?

II. Vor der Schlacht von Waterloo.

An Varnhagen von Ense.

Paris, den 6. Juni. 1815.

Bin ich gleich ohne alle Nachricht von Ihnen seit Ihrem Schreiben vom 15. Februar, so nehme ich dennoch für gewiß an, das meinige vom 22. April sei Ihnen richtig zugekommen, da es mit sichrer Gelegenheit nach Basel ging. So viel jener Tag und meine Gesundheit erlaubten, war es, glaub' ich, ausführlich genug. Was seitdem hier geschah, läßt sich als bloße Folge der dort geschilderten Lage betrachten. Es ist ein wunderliches Ding, in der Vorstellung und Wirklichkeit, um das, was Nation genannt wird. Höfe und höfische Schriftsteller haben lange genug ihr thätliches und mögliches Dasein rein weggeläugnet. Damals sollte es, bei hoher Strafe, nichts anders geben als Fürsten und Unterthanen, Amtsbefehl und unbedingten Gehorsam. Seitdem öffentliche Meinung (und was kann im

politischen Sinne wohl Nation bedeuten, als andaurende, mithin regelmäßig genährte, gegliederte, und sich aussprechende öffentliche Meinung?) seitdem sie zuweilen sich in solcher Leibesgestalt zeigte, daß kein Wegläugnen mehr helfen wollte, da fing man auch an, sie zu begrüßen, sie zu bestechen, und in Dienst zu nehmen; versteht sich zur Ausführung von Zwecken, die entweder der öffentlichen Meinung unbekannt blieben, oder die sie schwerlich möchte gebilligt haben. Unter solchen Umständen nun hat die Arme sich nie anders als zufällig und höchst ärmlich ausbilden können, dergestalt daß sie noch allenthalben zwischen Sein und Nichtsein schwebt, ja nur durch ungeheure Umstände vermocht wird, irgend ein unzweideutiges Lebenszeichen zu geben. Wer sie achtet, ist oft verlegen sie zu errathen; aber wer Gewalt besitzt, und noch mehr erringen möchte, der berühmt sich des vertrautesten Umganges mit jener unsichtbaren Schutzgöttin, und schwört, nie anders als nach ihrem Geheiß zu handeln, während sie vor Erstaunen, und unbeholfen, wie sie aus Mangel an guter Erziehung noch ist, im rechten Augenblick nicht Worte zu finden weiß. Doch an diesem Unglücke ist es nicht genug. Es melden sich unverschämte, ja wohlmeinende aber getäuschte Wortführer, und so bringt jeder Tag auch neue Mißdeutung und Verworrenheit. Indessen wundre ich mich, ganz im Stillen, nur über Eins. Wie viele Jahre sind's denn, und es gab noch gar keine Nationen! Heute, wie ich lesen muß, stehen sie alle fix und fertig da. Sollte man nicht glauben, sie entstünden eben so leicht wie ein Menschlein vom Weibe geboren? während ich geträumt hatte, Nationalschwangerschaften könnten Jahrhunderte lang anschwellen, bis vielleicht ein ungeleckter Bär an's Tageslicht kömmt, an dem man noch weit länger zu erziehen hat. Eben daher mag es wohl kommen, daß ich, wenn gleich von Natur häßlich, doch nicht leicht gegen Nationen mich erboße, während ich Knaben und Männer, sehr wackre Männer gewahre, die mit der einen Nation stets liebäugeln, an der andern schlechthin alles bekritteln, gerade als wollten sie abwech-

selnd uns Göthen's Enthusiasten und Kunstkenner darstellen. Letzthin erwische ich ein Blatt vom Rheinischen Merkur, und sehe wie der Mann gegen die principia der französischen Nation eifert. Werden wir nicht bald Landkarten bekommen, nach den principiis der verschiedenen Nationen ausgemalt? Ach, daß sich unser Herr Gott erbarme! wer soll denn die Säuglinge erziehen, wenn sie schon für baumstarke Kerle gelten? So traf ich einst im Jean Paul ganz mit Licht bedeckte Länder an, und stand da wie ein Schulknabe, der sein Pensum rein vergessen hat.“

Aber wozu dieses geschwätzige Selbstgespräch? vielleicht statt einer Vorrede zu dem Bekenntnisse, daß ich den gegenwärtigen Zustand nicht mit sicherm Blicke zu überschauen vermag, und mich nicht stellen will, als vermöchte ich so etwas. Kennzeichen giebt es genug, von dem was man anekelt, oder wünscht; aber weiß der Beobachter schon, was die Mehrheit nächstens zu ergreifen und festzuhalten vermag? Die Erziehung ist nicht vollendet, doch kann sie nicht unvollendet bleiben, so viel darf man behaupten, und täglich rückt sie vorwärts. Selbst der flüchtigste Besuch in der Hauptstadt würde Sie höchlich befremden. Jenes ewige Getöse, das Ihnen so lästig war, ist nur an wenigen Stellen, und selbst dort sehr gemäßigt anzutreffen. Hingegen öffnet sich kein neuer Laden, oder es ist ein Lesezimmer: nicht selten mehrere neben einander. Auf den Boulevards dienen Zelte dazu, in den öffentlichen Gärten große Sonnenschirme. Dort werden von Lesern jeder Klasse die mancherlei Zeitungen und Flugblätter genossen, die, nach Art der Erdschwämme, mit jedem frischen Morgen den Wandrer anlocken. Das Vorspiel zu diesen Schulanstalten machen in aller Frühe die Lastträger, auf ihren Vorleser horchend. Gesprochen wurde zu keiner Zeit dreister. Im Garten der Tuilerien veranlaßt ein einziger Mittelsmann seine vorher nie zusammengetroffenen Bekannten, sich ungebunden und laut gegen einander zu äußern. Aufzüge und Festtage könnten Sie ansehen, ohne ein freundliches Gesicht zu erblicken. Oft zog die alte Garde vor meinem Fenster vorbei, an den

Verschanzungen zu helfen, mit Tonwerkzeugen aller Art das lustige: Ça ira! an ihrer Spitze erschallend, aber jedes Antlitz unter der Bärenmütze so ernst, als dächte es, wie ein deutscher Metaphysiker, über den einzig möglichen Zweifel nach. Der Verkehr zwischen Hauptstadt und Departementern, durch so viele Abgeordnete der einzelnen Gemeinen, Regimenter u. s. w., durch Wahlherren, durch Mitglieder des gesetzgebenden Raths, ist ungemein lebhaft. Jeder bringt Thatsache, Gefühle, Meinungen mit her, und erndtet dergleichen hier ein. Kurz, jedermann fühlt, es gebe einen entscheidenden Krankheitswechsel, einen nahen Todeskampf, aus dem die Nation neugeboren hervorgehen müsse. Fox nennt eine Restauration die unglücklichste aller Revolutionen. Die Bourbons haben ihn nicht Lügen gestraft, und das Zeitalter scheint jeder Restauration keineswegs günstig. Die Zweite, wenn gleich aus sehr verschiedenen Gründen, schmeckt nicht besser als die Erste, wie könnte es wohl die Dritte? oder eine Re-Restauration? Ganz abgesehen von dem Willen und der Fähigkeit der sich ausschließlich legitim Dünkenden, macht sie nicht blos ihre nähere Umgebung, sondern ihr Troßgesindel im ganzen Reiche, der Krone verlustig. Anmaßungen, Ansichten und Gefühle dieses Trosses lassen sich eben so wenig mit den übrigen Klassen heute noch verschmelzen, als ausrotten. Dieser Troß bliebe unbekehrbar, auch wenn ein alter Hof sich von Grund aus bekehren könnte. Soll der Hof verfassungsmäßig herrschen, kann er jene leidenschaftlichen Vorurtheile nicht gehörig zügeln, die blos durch offenbare Uebermacht oder Schrecken zurückgedrängt werden. Wo also das Gesetz nicht hinreicht, müßte auch die Bürgerfehde eintreten. Nach den sichersten Berichten wäre es hierzu unfehlbar gekommen, ohne die neue Umwendung. Auf der andern Seite ist schon hinlänglich klar, was kein Erfahrner anders vermuthen konnte. Nämlich der Held [Napoleon] ist wie immer. Nichts verlernt, und nichts zugelernt! Weder Liebe noch Vertrauen kann er bei der Mehrheit erwerben und bewahren, geschweige denn in den gebildeten Ständen. Selbst das Heer, auf dem doch die Schuld

der wunderleichten Rückkehr fast ausschließlich zu lasten scheint, ist hierbei nicht auszunehmen. Auch dort hat vielfache Vergleichung gelehrt, daß beim ganz Unbegränzten kein Heil zu hoffen ist. Freilich während des Schlachtgetümmels mag es ein überzarter Unterschied dünken, ob der Krieger blos sein Land, seine Ehre, oder die Allgewalt des Herrschers vertheidige; aber auf welche Seite auch der Sieg sich neige, sind die Folgen jenes Unterschiedes höchst wichtig. Der Anführer selbst kennt zur Genüge seine beiden Hauptstützen: Widerwillen gegen den alten Sauerteig eines durchaus fremd gewordenen Geschlechts, und Ehrgefühl, das die langerkämpfte Unabhängigkeit nicht beugen mag unter Waffengewalt. Würde nicht durch diese beiden Gefühle die Hauptfrage verwickelt, man wäre bald auf dem Reinen. Aber wie ein junges Kind, das jede einfache Frage mit schlichtem Sinne beantwortet, durch Verwickelung derselben in Verlegenheit geräth, so geht es auch einem alten Kinde, trotz dem Prunktitel einer geistreichen und tapfern Nation. Ist etwa der Einzelmensch, mit noch so reichem Vernunftschatze, ohne alle Empfindungswärme wohl im bürgerlichen Leben irgend ein Wesen von Bedeutung? und behelfen die Meisten, auch auf glänzendem Schaugerüste sich nicht mit einem und demselben Paare vorherrschender Gefühle, unbekümmert, welche Vernunftgründe ihnen der Geschichtforscher unterschieben möge? warum denn soll in einem Zeitalter, wo zum Erstaunen der Menschheit Nationen geboren werden, irgend eine derselben, schon mit dem schlüpfrigen Werkzeuge der Vernunft vollkommen vertraut, es bei jeder Ueberraschung mit männlicher Entschlossenheit handhaben? Allein, ich frage zu viel. Kriege müssen ja sein, und der gegenwärtige ist kein alltäglicher. Litte das uns umgebende Sinnenschauspiel keine gewaltsame Umstaltung, vergebens predigte der Geist. Mir ist am Geistersehen heute eben nicht viel gelegen, und doch ging es in meiner Einsiedelei letzthin gar nicht mit rechten Dingen zu. Stellen Sie sich eine Nymphengestalt vor, die bei mir eintritt, ohne daß ich die Thüre sich bewegen sah. Während sie

meinen Bart zu belächeln schien, denn es locket sich mein grauer Bart in der That recht ehrwürdig, riefen tausend Stimmen in mir: Dich besucht die Geheimschreiberin der öffentlichen Meinung. Indem ich mich auf die Kniee werfe, flüstert sie mir zu: **les constitutions octroyées arrivent trop tard pour faire fortune,** freilich den Zeigefinger über ihre Lippen haltend, aber mit so schelmischem Blicke, als wollte sie andeuten: wenn du es nicht bald weiter sagst, ist's kahle Alltagswahrheit. Melden Sie mir doch, ob sie das in Ihren Gegenden schon sei. Wenn ich über Krieg nachdenke, scheint mir fast, als könne man Krieg führen, ohne recht zu wissen, wo er eigentlich hinführe. Da begann letzthin ein Krieg, um das Land von fremden Herrschern zu säubern; doch kaum war der Zweck erlangt, hatte man zugleich ein recht hübsches Gefilde Preßfreiheit erobert, und einstimmig riefen alle deutschen Völker nach gesetzlicher Verfassung. Schon giebt es wieder Krieg, und zwar um Frieden dem Nachbar zu gebieten für immer. So etwas läßt sich schon hören, allein wer es durchsetzt, nimmt auch wohl den zurückgelassenen Theil Preßfreiheit, und forderte nicht mehr Verfassung, sondern giebt sie. Ob das zu unwahrscheinlich geträumt sei, können Sie ungleich besser wissen als ich.

Leichter werden Sie glauben, daß der Acte additionell, die erblichen Pairs, die Vorstadt-Föderationen, hier Niemandem Geschmack abgewinnen. Unter Niemand versteh' ich freilich nicht Benjamin Constant, jetzt Benjamin Inconstant genannt, und selbst nicht den biedern Sismondi, dessen Stubenrepublikanismus freilich einer mehrstündigen Unterhaltung mit dem Allgewaltigen, und den Thränen eines solchen Helden der Empfindsamkeit nicht zu widerstehen weiß! Aus den öffentlichen Anreden und der Antwort werden Sie zur Genüge ersehen, daß man für die Zukunft etwas Besseres zu versprechen gezwungen ist, freilich aber mit hergebrachter Doppelzüngigkeit. Ob ein Carnot alles billige, werden Sie ebenfalls leicht errathen. Ist die National-Lage seltsam, so ist es die seinige nicht minder. Abzutreten, dazu

gebricht es ihm an Kraft wohl nicht, aber was ist dadurch gewonnen? Vermuthlich also sammelt er Kraft für bessern Anlaß. Müssen wir nicht alle vorerst mit dem Strom schwimmen? Was jenen Mann betrifft, so enthalte ich mich blos des Aburtheilens über ihn, bis die Tagesrolle geendigt ist. So viel scheint mir die gemeinste Billigkeit zu heischen. Wer über den Zahnbrecher Chateaubriand noch nicht abgeurtheilt hat, lese seinen langen Bericht an den Sohn des heiligen Ludwig mit dem Zepter Heinrich des Vierten. Mit solchen Klappwörtern begehrt der heuchlerische Mystiker heute die Völker zu unterjochen? Daß doch Rittergeist sich nur als Schafskopf noch brüstet, und die Taufe des Zeitalters verschmähet, die sogern den Fürsten wie den Bauer durch Bürgersinn adeln möchte!

Die Deputirtenkammer, wenn gleich durch Tagesumstände wunderlich bunt und zuweilen toll zusammengesetzt, enthält dennoch eine leidliche Anzahl wohlgesinnter und wackrer Männer. Wollte man die Form der Wahlen prüfen, bliebe nicht viel gesetzmäßiges übrig. Nach der Frucht allein müssen sie abgeschätzt werden; ist diese schmackhaft, so kann der Nationalwille alles heiligen. Freilich wird Er, der große Er, trachten eiligst Geld und Leute ausschreiben zu lassen, und dann: ite, missa est! denn läßt er sie während des Krieges versammelt, so kann sie durch Umstände allmächtig werden, und ein einziger Beschluß ihm den Hals brechen, oder doch seinen Despotismus ein für allemal lähmen. Nämlich manche glauben noch, es könne ihm ein Maulkorb angelegt werden, obwohl die Vorrichtung so überherrlich wäre, daß sie schon deshalb auf keinen allgemeinen Glauben Anspruch machen darf. Muß er stürzen, nun so kann es doch nur im Heere, oder durch Gesetzesform, oder durch sogenannte Jakobiner geschehen. Trennt er den gesetzgebenden Körper, nun so hat er vollends die ganze Macht der öffentlichen Meinung gegen sich, dergestalt, daß im Nothdrange jener Körper sich durch eigenen Willen oder Volksaufruf wieder versammeln mag, geschähe es auch noch so unvollkommen. Wo nur das Volk nicht

betrogen wird, sondern ächtes Heil erringt, da scheint die gebrechlichste Form ein Götterschild. In der Hauptstadt verfährt die Polizei zwar willkührlich, doch im Aeußeren sehr liberal; doch vermuthet man während des Krieges hier eben so viel Terrorismus, als schon in mancher Provinz durch die neuen Generallieutenante der Polizei verübt wird, auf Anlaß freilich der dreist-albernen Bourbonisten. In der Hauptstadt kann Nationalgarde unter allen Umständen sowohl Bourbonisten, als Pöbel im Zaum halten, und ohne vollgepfropfte Kasernen könnte der Terrorismus schwerlich Wurzel fassen, zu bloßem Schutze eines verhaßten Despotismus. Ueber Unfug der heutigen Formen habe ich mich schon deshalb nicht einlassen wollen, weil im Drucke genug darüber gesagt wird, wovon ich Belege übersende, und weil diese Spiegelfechterei ohnehin vorübergehende Erscheinung des Tages ist. Mit meiner Gesundheit, namentlich mit meinem gelähmten Arme geht es verzweifelt langsam; besonders da wärmere Tage immer mit kühlen Winden oder Gegenwetter abwechseln. Am besten ist es jung zu sein, und darnach strebe ich wenigstens im Geiste. Aus Deutschland bin ich leider ohne alle Nachricht, so daß ein kleines Brieflein mir eine ächte Wohlthat wäre. Giebt es über die Schweiz an hiesige Handelshäuser dazu nicht Mittel? Gott sei mit jedem deutschen Biedermanne, und stärke jedes biedre Vorhaben!

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg.

Der Vierwaldstädtersee.

(1791.)

Den Nachmittag machten wir eine Seefahrt hinüber (von Luzern) nach Stanzstad im Kanton Unterwalden. Rund umher am Ufer sahen wir eigentliche Alpen. Die meisten waren oben mit Tannen bewachsen, unten mit Laubholz. Auf den Höhen dieser Alpen weiden Hirten die Rinderheerden während der drei Sommermonate Junius, Julius und August. Im Frühling und im Herbst weiden sie auf minder hohen Höhen, oder in Thälern. Die Hütten oben auf den Alpen heißen Sennhütten; ein Hirte mit seiner Heerde und Hütte, eine Sennerei. Hier machen sie Käse und Butter, welche sie am Ende der Woche hinunter in die Dorfschaften bringen.

Unten am Ufer des Sees wachsen viele Wallnuß- und Obstbäume. Vorlaufende niedere, sogenannte Vorberge, kleine Buchten zwischen vorstehenden schroffen Felsen, aus deren Spalten schlanke Tannen hervorsprossen, oder die mit hangendem Gebüsch bekleidet sind, Landhäuser und einzelne Wohnungen, geben dem Vorgrunde eine Mannigfaltigkeit, welche durch den großen Eindruck der hohen Alpen noch vermehrt wird. Auf den Alpen sieht man zwischen dunklem Tannengehölz smaragdgrüne Matten, welche im sanften Wiederscheine des Morgen- oder Abendlichts einen besondern Reiz für die Augen haben.

Der Pilatus, der Rigi und der Bürgenberg heben sich zunächst über die andern empor, größre Gebirge von fern. Wir landeten an Stanzstad, ein kleines Dörfchen in Unterwalden, welches eine halbe Stunde vom Hauptflecken des Kantons, Stanz, entfernt ist. Als ob wir wie bekannte Gäste sie besuchten, kamen Männer, Weiber und Kinder freundlich herbei, und boten uns zum Austreten die Hände.

Unterwalden ist in zwo Gemeinen getheilt. Sie heißen der Oberwald und der Unterwald. Jede hat ihren Landammann, ihren Rath, ihre Landsgemeine. In allgemeinen eidgenössischen Angelegenheiten aber stellen beide zusammen nur Einen Kanton vor.

Die Unterwaldner werden von allen Schweizern besonders geehret und geliebt, weil sie mit der Kühnheit und der Freiheitsliebe des Arnold von Melchthal, den Sinn sanfter Eintracht und Einfalt ihres nicht minder großen Landsmanns, Nikolas von der Flüe, verbinden.

Dieser fromme Mann hatte zwanzig Jahre als Einsiedler gelebt, um in der Stille Gott zu dienen, als gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, über die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund der Eidgenossen, eine Aufnahme, welche die aristokratischen Kantone wünschten, die demokratischen aber, als eine Verstärkung jener fürchteten, beinah eine fürchterliche Zwietracht entstanden wäre. In Stanz ward eine Versammlung von Deputirten der Eidgenossen gehalten, und war sehr stürmisch. Ein Pfarrer von Stanz lief eilend zu Nikolaus von der Flüe (das ist vom Felsen) damit er die erregten Gemüther besänftigen möchte. Er eilte herbei, erinnerte sie an ihre gemeinschaftlich erfochtenen Siege, an die Heiligkeit der Eintracht; er rührte ihre Herzen, er beruhigte die Demokraten wegen der gefürchteten Verstärkung ihrer aristokratischen Brüder, bewegte sie alle dazu, Freiburg und Solothurn in den Bund der Eidgenossen aufzunehmen, sah sie alle als Brüder aus einander gehn, und kehrte, Gott dankend, von allen gesegnet in seine Einsiedelei zurück. Sein Andenken ist den Unterwaldnern heilig,

sie verehren ihn als einen Schutzheiligen, unter dem Namen des Bruders Klaus, jedes Kind weiß von ihm zu erzählen.

Gleich hinter Stanzstad erstreckt sich ein fruchtbares Wiesenthal, umgeben von Bergen. Es ist, nach Sitte des Landes, mit großen Wallnußbäumen bepflanzt. Nirgends sah ich so große Bäume dieser Art. Die Nähe eines mit Laubholz bewachsnen Felsenberges lockte uns in seine Schatten, als mein Sohn einen Wasserfall entdeckte. Wir gingen hinzu. Von einer herabhangenden bemoosten Fläche des Felsen stürzt in verschiednen Wasserstrahlen das Bergbächlein auf vorstehende Steine mit Geräusch herab, und rollet alsdann über Kiesel schäumend in das tiefe Thal.

Dieser Theil des Berges ist eine mit Gesträuch behangne Felsenhalle. Wir kletterten den Felsen hinan, bis wir aus dem hohl durch die Luft stürzenden Wasserfall mit der Hand schöpfen konnten. Auf einmal entdeckten wir an seiner Seite eine Steinkluft, welche von der Natur zur lieblichsten Einsiedelei gebildet ward. Ueberhangen von Gebüsch ist die Oeffnung eben groß genug, um die Felsenhalle mit dem Wasserfall, den ganzen Pilatus, und seitwärts etwas vom blauen Himmel zu sehen. Den Himmel muß man schauen können, um sich der Erde ganz zu freuen! Die Felsenhalle selbst ist wild, von kühner Naturzeichnung. Hie und da arbeitet sich eine Steinlinde durch die Ritzen der Klippe durch, und senket ihre tief unter der Wurzel hangenden Zweige. Ich wüßte nicht eine Stelle gesehen zu haben, welche mehr nach meinem Herzen wäre, auch verließ ich sie mit Sehnsucht.

Auf dem Rückwege begegneten wir einigen Männern und Weibern, welche gleich ein Gespräch mit uns anfiengen, und mit traulicher Freundlichkeit uns unterhielten. Wir schifften wieder ein, und waren noch nicht weit auf dem Rückwege, als in der Dämmerung die entfernten Berge schwanden, bis über den finstern Tannen des unterwaldischen Bürgenberges der Mond aufging. Du kennest die zauberähnliche Würkung seines Lichtes, auf dem

Lande und im Wasser. Aber man muß sie in Gebirgen gesehen haben, um sie ganz zu kennen, in Gebirgen dieser Art, wo ohnehin, auch ohne Mondschein, die mannigfaltigen Vertiefungen der Thäler und der Bergreihen, immer ändernde Scenen hervorbringen. Der Himmel und Pilatus waren wolkenlos, der Mond hob nach und nach die während der Dämmerung verschwundenen fernen Gebirge wieder hervor, und erhellte den See. Von den Alpen tönten die Glocken weidender Kühe. An diesen Glocken haben die Aelpner besondre Freude. Sie sind der einzige harmlose Gegenstand eines ihnen sonst nicht bekannten Luxus. Manche vorzüglich begünstigte Kuh trägt eine große Glocke am Halse, welche oft zweimal so viel werth ist als sie, und schon vieler Heerden Zierde gewesen ist. Diese Glocken sind nothwendig, weil ihr Schall, wenn einzelne Kühe oder ganze Heerden sich etwa verirren, sowohl das Vieh als die Hirten auf die Spur bringt.

Zwischen Stanzstad und Lucern wechselt das Ufer mit kleinen Buchten und vorlaufenden Hügeln oder starrenden Felsen. Aus Klippen winden sich belaubte Sträuche, schlanke Tannen drängen sich an einander, gen Himmel mit ihren Häuptern emporstrebend. Kannst du dir eine Vorstellung machen vom ergötzenden Zauberspiel des Mondes an diesem Ufer?

Den gestrigen und heutigen Tag haben wir wieder dem schönen See und seinen Ufern gewidmet. Helles Wetter, welches uns auf unsrer ganzen Reise so günstig gewesen, begleitete uns auf dieser Seefahrt ins Heiligthum der Schweiz. Da ich in diesem Briefe oft veranlaßt sein werde, dir Wilhelm Tell zu nennen, so will ich dich mit einigen Worten an seine Geschichte erinnern.

Der östreichische Landvogt Geßler, welcher bei Küsnacht, im Kanton Schwyz, wohnte, hatte, um den unabhängigen Sinn derer von Ury zu brechen, in Altorf seinen Hut auf eine Lanze setzen lassen, und Befehl gegeben, daß jeder der vor diesem Hut vorbeiginge, zum Zeichen der Unterthänigkeit sein Haupt

entblößen sollte. Wilhelm Tell, ein Bewohner des Schächenthals unfern Altorf, ging ohne den Hut zu begrüßen vorbei. Als bald darauf Geßler nach Altorf hinkam, um denen von Uri das Recht zu sprechen, ward Tell Ungehorsams wegen vor ihm angeklagt. Jener erklärte mit Kühnheit, daß er einen Hut ohne Kopf nie grüßen würde. Der Landvogt (oder Zwingherr, denn diesen bedeutenden Namen gaben die Schweizer den östreichischen Landvögten) verdammte Tell dazu, einen Apfel vom Haupte seines Sohnes abzuschießen. Tell mußte seinen Sohn herbeiführen, behielt Fassung genug, richtig zielen zu können, der Apfel fiel, der Knabe ward nicht verletzt. Auf des Landvogts Frage: wozu Tell noch einen Pfeil mitgebracht habe, entschuldigte sich dieser mit dem Schützenbrauch; als aber jener stärker in ihn drang, antwortete Tell: Diesen hätt' ich dir ins Herz geschossen, wenn ich mein Kind getroffen hätte!

Der Landvogt ließ ihn fesseln, und nahm ihn mit sich in den Nachen, um ihn nach Küsnacht zu bringen. Es erhob sich ein Sturm. Die Schiffer kündigten Untergang an, wofern Tell, welcher des Steuerns vorzüglich kundig war, das Schiff nicht lenken würde. Denn diese tiefen Seen mit hohen Ufern haben sel ne Anfurten; Stürme erheben sich unversehens aus den Bergreihen, die Gefahr ist oft plötzlich. Tell ward gelöset und ans Steuer gesetzt. Er steuerte und sann auf Gelegenheit der Rettung. Dicht am Ufer fahrend ersah er einen vorstehenden Stein, sprang hinauf, stieß, ehe der Sprung ihn hob, den Nachen mit einem Fuß in den See, und lief über Jedem andern unwegsame Pfade nach Küsnacht. Dorthin kam auch Geßler, und setzte sich zu Pferde, um nach seinem Schloß zu reiten. In einem Hohlwege harrete Tell seiner Beute und schoß Geßlern vom Pferd herab.

Wir wollten den ganzen See bis Flüelen hinauffahren, vorher aber Küsnacht besuchen, und die Stätte wo der Zwingherr fiel.

Anfangs ruderten wir die fruchtbare, sich sanft erhebende Küste des nördlichen Ufers vorbei, wo viele Lucerner angenehme

Landhäuser haben. Wir sahen Trümmern eines Jagdschlosses der alten Grafen von Habsburg, welches diesen Namen der ehemaligen Besitzer trägt, aber nicht mit Habsburg dem Stammhause des Erzhauses verwechselt werden muß. Dieses liegt unfern Schinznach, im Kanton Bern. Dicht neben uns sahen wir dann, hinter zween kleinen verinselten Felsen, deren einer mit einem Kreuz, der andre mit einer Kapelle geschmückt ist, das Inselchen Altstadt, wo neben den Ueberbleibseln eines ehemaligen Kornmagazins, der Abbé Raynal sich vermessen hat, den drey großen Männern, welche zuerst den Bund der Freyheit schwuren, einen Obelisk mit lateinischen Inschriften zu setzen. Die Stätte, wo dieser Eid geschworen ward, liegt im Kanton Uri; ich werde dir bald mehr davon sagen. Der Abbé Raynal suchte im Jahr 1780 durch den Landammann Minder beim Kanton die Erlaubniß, dort das Monument setzen zu dürfen. Aber die wackern Urner bezeigten keine Lust dazu.

„Sie meinten," sagt ein schweizerischer Schriftsteller, „so lange Eidgenossen so denken würden wie bisher, da jeder Rechtschaffene, wenn er das erstemal am Grütli vorbeischifft, aussteigt, ehrerbietig die Stätte anschaut, wo zu der Freiheit der Schweiz der Grund geleget ward, auch nachher, jedesmal wenn er vorüber fährt, die Ahnen segnet, Gott danket, der Freiheit sich freuet, und sich frei fühlt; so brauche es keines steinernen Denkmals. Und wenn, was sie nicht hofften, ihre Söhne oder Enkel diese Empfindungen einst verlieren sollten, würde ein solches Denkmal der Eidgenossenschaft so wenig nützen, als in den letzten Zeiten der Republik dem in Knechtschaft gesunkenen Rom seine so häufigen Monumente geholfen."

Gleichwohl wollte der Abbé, da in dieser Antwort kein ausdrückliches Verbot enthalten war, von seinem Vorhaben nicht abstehen. Als er Mühe fand, sich mit den Eigenthümern der Grütli-matte zu vergleichen, verfiel er auf eine andre Stelle, dicht bei jener, die Treib genannt. Endlich beherzigte er die Gesinnung der Urner; suchte und erhielt von der Regierung in

Lucern die Erlaubniß, sein Monument auf das Inselchen wo es steht hinzustellen. Es ist ein elender, kleiner Obelisk, der durch die Nachbarschaft des Kornmagazins noch winziger scheinet als er ohnehin scheinen würde. Ein solches Denkmal mit seinen lateinischen Inschriften, mag sich zur That, an welche es erinnern soll, ohngefähr so verhalten, wie der Abbé, der es setzen ließ, sich zu den drei Heroen verhält, die den Grund einer Verfassung legten, welche seit einem halben Jahrtausend das Glück des besten Volkes zur Ehre der Menschheit macht.

Wir landeten in Küsnacht, und ließen uns zur sogenannten hohlen Gasse führen. So heißt ein enger Weg, durch welchen der Landvogt ritt. Man zeigte uns die Stelle, wo Tell, als er ihn erschoß, soll gestanden haben. Wo Geßler fiel, steht eine Kapelle, in welcher jährlich eine feierliche Messe gelesen wird, [mit der Inschrift]:

Hier ist Geßlers Hochmut vom Tell erschossen,
Und der Schwyzer edle Freiheit entsprossen;
Wie lang wird aber solche währen?
Noch lang, wenn wir die Alten wären.

Diese Verehrung der Väter, diese Bescheidenheit, dieser religiöse Freiheitsgeist, charakterisirt das glückliche Volk.

Wir besahen auch die noch stehenden Trümmer von der Burg des Zwingherrn. Ehe wir dahin kamen, sahen wir von einer kleinen Anhöhe, auf der einen Seite den Zugersee und den Zugberg, auf der andern den Rigi und den See der vier Waldstädte. Küsnacht ist eine Landvogtei, dem Kanton Schwyz unterthan; doch wohnen auch demokratische Schwyzerbauern hier. Wir schifften wieder ein. Des Sees grünliche Wellen sind durchsichtig wie Krystall. Man sieht am Ufer einige Klafter tief durch die smaragdnen Fluten bis auf den Grund. An vielen Stellen ist er von erstaunlicher Tiefe, ja nach dem Bericht unsrer Schiffer zwischen Brunnen und Altorf an einigen Stellen sechshundert Klafter tief. Seine Ufer bestehen mehrentheils aus Alpen, welche häufig mit Buchen, ächten Kastanien und anderm

Laubholz, auch mit Tannen bewachsen sind. Diese krönen die Höhen, jene schmücken die Seiten. Längs dem Ufer stehen hie und da Wohnungen, oft läuft nur ein schmaler Fußpfad entlang den See, oft setzen Berge den Felsenfuß senkrecht in die Tiefe. Zwischen dunkeln Tannen schimmert das immer frische Grün der Alpentriften und ihrer Wiesen. Dort steht eine Sennerei; hier, zwischen Felsen, eines Waldbruders einsiedlerische Wohnung. Auf kühn emporragenden Klippen stehen Häuser, oft auch Kirchen, welche unzugänglich scheinen. Man hat Mühe, zu begreifen, daß die Menschen auf dem jähen Hang des Berges sicher gehen; man begreift nicht, wie Kinder, wenn sie aus der Hausthüre treten, nicht hinunter stürzen in den See. Dicht zwischen Felsen und den See gedränget, schmiegen sich an jene ganze Dorfschaften an; die spitzen Kirchthürmchen, welche in flachen Ländern weit umher die Gegend bezeichnen würden, erscheinen von unten wie Kegel. Kiesige Spuren der Schneebäche, die im Frühling herunter rauschen, deuten zurück auf eine Naturschönheit, deren wir itzt entbehren mußten. Ungeheure Felsenstücke, welche sie herabstürzten, und auf deren belaubten Gipfeln die rothe Frucht des Vogelbeerbaumes nicket, beweisen ihren Ungestüm.

Häupter und zackige Rücken der höhern Gebirge starren hinter den Alpen empor. Von allen Seiten verliert sich zwischen solchen der Blick, sobald man mitten im See ist. Oft sieht man Spuren auf ihren Gipfeln; die eigentlichen Schneegebirge, wenige ausgenommen, werden als zu entfernt von diesen näheren bedeckt. Auffallend ist die Gegend, wo sich zwischen langen Vorgebirgen, welche Nasen heißen, der See verenget. Als wir diese vorbeigeschifft waren, besuchten wir den kleinen Freistaat Gersau. In Frieden mit der ganzen Welt, verehret von den Eidgenossen, wohnet hier am See, unter der Einen Alpe, die sein ganzes Reich ausmacht, in brüderlicher Eintracht, ein harmloses Völkchen, welches heldenmäßig für seine Freiheit, und für die Freiheit seiner Verbündeten gekämpfet hat. Es zählt neunhundert Seelen; zwischen zwei und drei hundert

Bürger in seiner Landsgemeine. Gleich den demokratischen Kantonen erwählt es alle Jahr zween Landammanne, deren jeder ein Jahr an der Spitze des Raths den Geschäften vorsteht. Der Rath besteht aus neun Männern, welche zeitlebens in ihrer Würde bleiben, wie die Rathsherrn der Eidgenossen.

Im Jahre 1359 schloß Gersau mit den vier Waldstädten, das heißt mit Schwyz, Uri, Unterwalden und Lucern, einen Bund. Es ist kein Kanton, vermuthlich weil es so klein ist, ordnet nicht Gesandte ab an die Tagsatzung, hat auch keinen Antheil an gemeinschaftlichen Vogteien. In gewissen Fällen darf der Beklagte von den Aussprüchen des Raths an Schwyz oder an Lucern appelliren. Die Wahl steht ihm frei. Nicht aus Schwäche haben sich die Gersauer diesem Appell unterworfen, sondern aus gerechtem Vertrauen in ihre Nachbarn, und weil sie einsahen, daß Sicherheit und Eigenthum gefährdet sei, wo die erste Instanz zugleich die höchste; daß Sicherheit und Freiheit leere Namen seien, wo eine oft leidenschaftliche, immer leicht geblendete, nie der Rechte kundige Volksversammlung, den Spruch der Richter bestätigen oder vernichten darf; endlich sahen sie ein, daß Gesetzgebung und Ausführung des Gesetzes ohne Tyrannei nicht vereint sein könne, entsagten dieser, und behielten sich das höhere Recht von jener vor. Denn gesetzgebende Macht, Krieg, Bündnisse und Wahl der Landammanne sind in der Hand des Volks. Auch mögen sie weislich erwogen haben, (denn die Stifter kleiner Staaten erwägen reiflich, zu oft spielen großer Staaten Stifter mit der Menschheit Wohl!) sie mögen, sage ich, erwogen haben, daß in ihrem kleinen Völkchen fast jeder mit jedem durch Nachbarschaft, Bande des Bluts und der Sippschaft verbunden, also dem Richter Anlässe zur Gunst oft nahe, näher noch Anlässe zum Vorwurf, auch wenn er ungegründet, liegen müssen. Darum ward der heimische Spruch dem Erkennen des fremden Richters untergeordnet. Manche würden über die Einfalt lächeln, mit welcher ich bei dieser Alpenfamilie verweile. Das wirst du nicht. Wer Länder nach dem

Umfang, Völker nach der Zahl schätzt, den muß freilich das kleine Gersau gleichgültig lassen.

Wir sahen nun das Schwyzerische Städtchen Brunnen, und hinter ihm Schwyz, den Hauptort des Kantons, vor seinen beiden großen Felsen, den Haken, liegen, schifften einige Stunden den sich immer mehr verengenden See hinauf, und freuten uns der schlanken Buchen, Eschen und Tannen, welche, auf eine unbegreifliche Weise, sich aus den steilen Felsen des rechten Ufers empordrängen, und mit ihren Wurzeln in schmalen Steinritzen haften. Hier bildet sich dieses Ufer zum Vorgebirge, vor dessen Spitze ein ungeheurer Fels, welcher heruntergestürzet ist, sich senkrecht wie ein Wartthurm einige Schritte vom Lande in den See gestellt hatte. Einige Tannen wachsen auf dem Gipfel, neben denen eine zackige, verdorrte Eiche, aus Mangel der Nahrung ausgegangen. Ein Paar Reiher standen auf dem Felsen, und flogen erst weg als wir ganz nahe waren. Wenn du dieses Vorgebirge umschifft hast, siehst du andre Scenen. Thürm-Ender erheben sich die Felsenberge in wechselnden Gestalten. Jeden Augenblick verändert sich die Aussicht, so wie, indem du fortschiffst, sich jeden Augenblick in Absicht deiner der nahen Berge Stand zu dem fernen Gebirge ändert. Schon siehst du des Sees Ende, und hinter dem See die Berge, welche den Gotthard verbergen. Wer die Schweiz nicht gesehen hat, wer sich die Alpen als größere Harz- oder Erzgebirge denkt, der macht sich gewiß nicht einen so wahren Begriff von ihnen, als jemand der keine Berge sah, und sie sich noch so denkt, wie die abenteuerliche Jugendphantasie ihm solche zuerst vormalte. Denn hier ist die Natur ganz außer ihren gewöhnlichen Verhältnissen und Weisen. Mit immer neuen, entzückenden Launen überrascht sie dich, durch das erhabenste Wunderbare, mit dem abenteuerlichsten vermischt. Wir sahen den Grütli, und besuchten am entgegen stehenden Ufer die auch im Kanton Uri stehende Tellenkapelle, welche die Felsenplatte einnimmt, auf die Tell sprang, als er dem Nachen

entspringend ihn mit dem Fuß vom Ufer entfernte. Hier wird jährlich ein feierlicher Umgang gehalten, Messe gelesen, und über den Ursprung der Freiheit gepredigt. Solche Monumente liebt dieses Hirtenvölkchen, welche Freiheitsgefühl erwecken und heiligen. Rund umher schmückt sich auf dem steilen Felsen die Natur mit dichtem, freudig sprossendem Laubholz und mit Blumen. Einige Schritte weiter bilden die Felsen schauervolle Höhlen, auf zackigen Klippen irren Ziegen, hie und da guckt ein Reiher aus dichtem unzugänglichem Gebüsch hervor.

Wir erreichten Flüelen am Ende des Sees, noch früh genug, um eine halbe Stunde bis nach Altorf gehen zu können. Wir waren in einem fruchtbaren Thal, um welches sich in vielfachem Amphitheater Berge und zackige Felsen erheben. In der Dämmerung kamen wir in Altorf an.

Johann Heinrich Voß.

Erinnerungen aus meinem Jugendleben.

(1820.)

Ich ward geboren am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf unweit Wahren in Mecklenburg, und mit meines Vaters Namen, Johann Heinrich, getauft. Mein Vater, der nach abgelaufener Pacht eines Grubenhagischen Vorwerks ein städtisches Gewerbe anfangen wollte, hatte, noch unschlüssig in der Wahl des Ortes, hier für den Winter ein bequemes Haus gefunden. Im Sommer zog er nach dem Städtchen Penzlin, wo er den Zoll von dem Baronen Malzahn, und ein Haus mit einigen Gärten, sammt der Gerechtigkeit des Bierbrauens und Branntweinbrennens, gekauft hatte.

Mein väterlicher Großvater Johann Voß, ein freigelassener Rademacher im Malzahnischen Gute Grubenhagen, hatte seinen im Jahre 1714 geborenen Johann Heinrich, einen kläräugigen gewandten Knaben, weil ihm kein Handwerk gefiel, desto anhaltender zu dem gründlichen Küster Johann Carsten, meinem mütterlichen Großvater, in die Schule geschickt, damit er durch Schreiben und Rechnen sich fortbringen könne. Einen leibeigenen Vetter, der Schulz in einem der Grubenhagenschen Dörfer war, habe ich als Knabe mit meiner Mutter besucht: wir fanden ein tüchtiges Bauerngehöfe, mit Vieh, Getreide und Vorräthen versorgt, in der reinlichen Kammer hochbauschende Federbetten, und vor dem Fester einen Obstwald. Beweise einer redlichen Gutsherrschaft, die ich fast vierzig Jahre nachher

dem jungen Erbherrn, als ich in Giebichenstein ihn sah, mit Rührung erzählte, und die er, so lange die Freilassung unausführbar wäre, auch meinethalb nicht zu mindern versprach.

Die Schulkenntnisse meines Vaters gaben ihm Aussicht, entweder schulhaltender Dorfküster, oder, was man in Mecklenburg Schreiber nennt, Wirthschaftsführer eines adelichen Gutes zu werden, oder wohl gar als Handlanger eines Anwaltes sich zu einem Notarius aufzuschwingen. Aus Begierde, die Welt zu sehen, trat er in Dienst bei einem Lübeckischen Domherrn von Witzendorf, der viel reisete, und einige Jahre hannövrischer Gesandter in Berlin war. Nach kurzer Probezeit ward er Kammerdiener mit Nebenämtchen der Feder und des Haushalts, und bald durch Treue und Anstelligkeit Liebling der Herrschaft, die ihn mit Wohlthaten überhäufte. Oft erzählte er mir von der Rauhigkeit des Königes Friedrich Wilhelm, und der Anmuth des Kronprinzen Friedrich; von den Hamburgischen Opern, woraus er ganze Stellen hersagte und sang; und von den berühmten Dichtern Brockes und Hagedorn: den lezten habe er nicht selten an der Tafel seines Herrn scherzen gehört, und ihm gern mit feinerem Weine das Glas gefüllt. Als dreißigjähriger kam er in die Heimath zurück, und da er zu seiner Ersparniß noch ein kleines Vermögen erheirathete, nahm er das Vorwerk Buchholz in Pacht, wo er in glücklicher Ehe vier Töchter zeugte, aber durch frühzeitigen Tod sammt der Mutter verlor. Seine zweite Frau, die vertrauteste Freundin der ersten, war meine Mutter Catharina Dorothea Carsten, geboren im Jahr 1718, die mir in Penzlin noch zwei Brüder und zwei Schwestern gab. Auch sie starben jung; nur eine Schwester erreichte ihr vierundzwanzigstes Jahr; der jüngste Bruder, ein treffliches Kind, sein neuntes.

Die Ansiedelung meiner Eltern in Penzlin hatte gutes Gedeihn; zumal da der betriebsame Vater auch mit der Feder sich mancherlei Nebenerwerb, sogar als Sachwalter, zu verschaffen wußte. Er kannte das dort gültige lübsche Recht wie wenige;

er schied verwickelte Fälle mit Leichtigkeit, und bestimmte die Anwendung des Gesezes. Ich erinnere mich, wie er einst bei einer Grenzbesichtigung den Gegner, einen lateinischen Advokaten, in die Enge trieb, und dieser durch den Ausruf, es sei Schade, daß ein so offener Kopf nicht studirt habe, ein Lächeln unter den Anwesenden erregte.

Hier also war's, wo ich zuerst Vater und Mutter lallte, und die ersten Eindrücke der Kindheit empfing. Ein artiges Städtchen auf einer Anhöhe mit alter Mauer, bebüschtem Wall, und einer verfallenen Burg; ein weites, sanfthüglichtes Stadtgebiet vom triebsamsten Grund, Waldungen von Eichen und Buchen, fischreiche Seen durch Wiesenbäche zusammenfließend; umher eine Menge adlicher Landgüter, die dort absezten und einkauften; eine durch Fleiß und Verkehr wohlhabende und mutige Bürgerschaft von einfachen Sitten, in mehreren Häusern nicht ohne eigenthümliche Verfeinerung. Der vorige Rector der Stadtschule, der lange in gesegnetem Andenken blieb, hatte auf Zucht, Religion, vernünftiges Lesen, Schönschreiben, Rechnen, Stilübungen und reinen Gesang gehalten; er hatte selbst einen Blinden, den die Stadt nährte, in Musik unterrichtet, daß ihn seines schönen Gesangs wegen mancher Durchreisende holen ließ. Eben so eifrig sorgte sein Schüler, der damalige Rector Struck, für den jungen Anwachs. Daher bei den fröhlichsten Spielen der Jugend selten Geschrei und Unordnung entstand; und wenn einmal, so war gleich ein ehrsamer Bürger an der Thür, und steuerte.

Mit Vergnügen denk' ich jener Abende, da bei uns, ihre Flasche Bier leerend, die gewanderten Meister, samt dem Chirurgus, dem Musikanten, dem Kaufmann, dem Maler, bald Bemerkungen über Länder und Städte austauschten, bald durch schalkhafte Laune sich belustigten; und ich begreife, daß Lessing noch in späteren Jahren gern eine bürgerliche Bierschenke besuchte, und im stillen Genuß des muthwilligen Naturwizes sein Gläschen trank. Selbst einige Edelleute, die dort mit wenigem anständig lebten, unterhielten die Gesellschaft von ihren Feldzügen.

Einer war unser biederer Nachbar, von Wagner, der mich seinen Sohn nannte, ein Jagdgenoß meines bei uns wohnenden Oheims, des Klaviermachers Carsten, mit welchem ich ihn abwechselnd auf ein trauliches Abendgespräch voll alter Erfahrungen besuchte, auch wol mit der Zeit, obgleich unwürdig, auf die Jagd begleitete. Einer, von Penz, aus der alten Schule, hatte mit zierlicher Hand mehrere Bände Lieder von Hagedorn und anderen geschrieben, die er mir mittheilte. Aus einer ererbten Handschrift über die adlichen Geschlechter Mecklenburgs fertigte er Stammtafeln für einzelne Familien, und ich zeichnete die Wapen mit der Rabenfeder: wobei ich von den dunkeln Ursprüngen und Ahnentugenden, auch wie z. B. ein Vossischer Ritterstamm einen Fuchs mit bäumendem, ein anderer mit hangendem Schweif im Schilde führe, unverächtliche Kenntnisse gewann. Noch hatte ich Zutritt in das Haus eines lateinischen Burgemeisters, der den Terenz liebte, des verständigen Apothekers, des mir unvergeßlichen Rectors, und beider ehrwürdigen Prediger; auch führte mich mein Vater zu benachbarten Landpredigern, Pächtern und Gutsherren, mit welchen er in Geschäften und freundschaftlichen Verhältnissen stand.

Kaum hatte ich in der Klippschule das lustige Abeab mit seinen abwechselnden Tonfällen, die wir scharf bezeichneten, mir eingeprägt, und nach kurzem Buchstabieren im Zusammenlesen den kleinen Katechismus erreicht, als der grauhaarige Schulmeister mir meines fertigen Gedächtnisses wegen den obersten Siz anwies. Die aufgegebenen Glaubenslehren und Sprüche, für den kindlichen Begriff ausgewählt und erklärt, die Gebete in schönen Reimen, ja lange Festlieder von Luther und Paul Gerhard, überlas ich ein paarmal, flisterte für mich die Probe mit zudeckender Hand, und erbot mich zum Auffagen.

Einst fragte ich: Wo geschah das, Mutter? —: Ich kroch mit einem Stück Kuchen eine Hausschwelle hinab; da kamen Enten, und packerten um mich; ich fing an zu schreien; die Leute gegenüber auf der Scheuntenne lachten, und endlich rettete mich

einer. — Das hat dir geträumt, Junge. — Wo war denn das? —: Wir fuhren in ein Wasser, worauf der Mond schien; du schrieest; der Vater sprang aus, hielt den Wagen, und reichte mich einem bärtigen Packjuden, der mich über den See trug. — Jezt besann sich die Mutter, daß beides im Spätsommer 1752 vor meinem zweiten Jahre geschehen war. Aus gleicher oder noch früherer Zeit denke ich, wie man mit silbernen Löffeln an einem Bande mir vorläutete, wie ich auf einem Tisch im Hemde den Umstehenden entgegen wankte, und wie sanft ich in der Wiege, die erst gegen den November 1752 einer Schwester geräumt ward, unter dem Gesange der Mutter einschlief.

So sehr der Schulmeister mein Gedächtniß lobte, so unzufrieden war er mit meinem träumerischen Wesen, welches er Dusselei nannte. Denn wo es etwas zu gaffen gab (und die Heerstraße von Penzlin war lebhaft), da vergaß ich das Weitergehn. Häufig also ward ich Verspäteter von dem Lehrer mit dem biblischen Ausruf empfangen: Da kommt der Träumer her! Gewiß hat er schon wieder die Gassensteine und die Ziegel auf den Gassen gezählt! Ich sollte durch Kränkung der Ehre gebessert werden, und mußte unter bitteren Thränen mich untenan sezen. Was halfs? Einige Tage machte die Demütigung mich zum Lernen unlustig; bald bei einer neuen Aufgabe: Schelm der lezte! zischelte ich zu den Schadenfrohen, sagte meinen Gesang her, und rückte hinauf. Noch von dem Rector, dessen Schule ich etwa im achten Jahre zu besuchen anfing, ward ich einmal Philosophus bewillkommt, und behielt den Spottnamen eine Zeit lang. Zu meinem Glücke blieb doch Eine philosophische Abspurigkeit unbemerkt. An einem herbstlichen Montage war ich in der Morgendämmerung mit einem der schwarzen Sonntagsstrümpfe zur Schule geschlendert, und bald erblickte ich den Gräuel unter dem Tisch. Geschwinde bog ich den schwarzen Fuß unter die Bank nach der Wand, bis wir ein wenig ins Freie durften. Da drängte ich mich im dichtesten Schwarm hinaus,

rannte linksum, und traf eine Reihe Kornwagen, durch welche ich mit ängstlicher Vorsicht mich zu Hause stahl.

Aber wie war mir einsam träumenden so innig wohl, wenn in unserem Wiesengarten ich rücklings an einem Baum gestreckt aufschauete, und, die heitere Höhe wie unter mir sehend, mit kindlichem Geist vom Erdrande hinabstieg, dort in der blauen Tiefe den Mond und die Sterne zu erwarten! Und ach unter der Mühlbrücke, wenn nach geöffnetem Schuzbrett ich in das durchrauschende Wasser mein Angelrohr stellte, an welchem zur anderen Wand den Blick richtend, ich in sanftem Schwindel stroman nach den Inseln holdseliger Seenixen zu schweben mir einbildete! Oder wenn ich für mich nachsann, wie das, was Baum sei, auch Arbor genannt werden könne! Auch wenn mir eine Erklärung zu glücken schien; wie einst, da ich geschwänzte Froschjungen suchte, und der Pfuhl mit spielenden Farben aufgor, mir das Wunder durch eine unter der Erde hinfahrende Kanonenkugel verursacht dünkte.

Denn von Kindheit auf regte sich in mir eine unersättliche Wißbegierde. Ich beachtete die mannigfaltigen Arbeiten des kunstreichen Oheims, und alle mir zugänglichen Werkstätten; und wo man nachpfuschen konnte, da ward keine Schwiele, kein Schnitt in die Hand geachtet. Als ich einst bei dem Nachbar Nagelschmied, das Spalten der Eisenbarren zu sehn, hinter einem Gesellen stand, legte plözlich der Meister die glühende Stange auf den Amboß, und der entsezliche Hammer sausete mir dicht am Ohre vorbei. Ein schneeweißer, mehr als hundertjähriger Mann, der gern mit uns Kindern an der Sonne saß, verjüngte sich bei meinen Nachfragen, und erzählte, wie nach dem dreißigjährigen Kriege man die Spur eines Dorfs im aufgeschossenen Walde gesucht, und sich nothdürftig wieder angebaut habe, wie der große Komet als eine Zornruthe so weit durch den Himmel gereicht, wie dann die Moskowiter und die Tatern gewirtschaftet, und wie vor dem Brande das alte Penzlin ausgesehen. Auch die Preußen des siebenjährigen Kriegs hatten an meiner Neugier

und an den Märschen, die ich auf dem Klavier klimperte, ihre Lust, und machten mir einen Musketierzopf. Stets aber, so oft es die Stunde gab, wurden Eltern und Oheim mit Fragen behelligt. Der Oheim, als wir des Abends auf der Bank an der Thür die heimkehrenden Arbeiter und Heerden betrachteten, hatte mir eben die fallenden Sterne und Lufterscheinungen erklärt; ich wollte mehr wissen, nnd hörte beschämt, ein Narr könne mehr fragen, als zehn Kluge antworten.

Sailer.

Tiefsinnige Sprüche der Deutschen.

(1810.)

Von den gemeinen deutschen Sprichwörtern entfernen sich am meisten die tiefsinnigen Sprüche der Deutschen. Aber sie sind doch nur Söhne des Einen Geistes. Denn der Wahrheitssinn wird nothwendig Tiefsinn in den innigen, reinen, hellschauenden Gemüthern. Hier sollten sie eine eigene Stelle einnehmen. Ich beschränke mich indessen bloß auf Einen deutschen Mann, der uns die älteste und die beste Philosophie aufbehalten hat, auf Johannes Taulerus, und auch bey ihm nur auf einige Perlen, die aus der Tiefe seines Geistes heraufgeholt, in seinen Schriften hell glänzen.

Daß die Fülle der Religion die Heimat, der Inhalt, das Leben seiner Sprüche sey, wird Niemanden auffallen können, der weiß, daß Sinn für Gott und Ewigkeit der eigentliche Tiefsinn des Menschen sey, und daß die tiefsten Tiefen nur von einem religiösen Gemüthe durchdrungen werden können.

Je inniger des Menschen Gemüth, desto tiefer der Sinn; je tiefer der Sinn, desto mächtiger der Ausdruck. Unsere kleinen Geister, die in ihrem Flachsinne den Tiefsinn der Religion nicht kennen, und nur auf Wortstelzen sich hoch zu heben wissen, beweisen beydes, daß ihre Sprache an innerer Fülle gerade so arm sey, als ihr Gemüth.

Dem Sprachforscher, der die Weisheit mitforscht, wird es nicht unerwartet seyn, gerade da die kräftigste Sprache zu finden, wo der tiefe Blick daheim ist. Aber das wird manchem Leser unerwartet seyn, da, wo er etwa nur erhabene Gedanken von

Gott erwartet hätte, nebenbey die tiefen Ideen von dem, was Natur, Wesen, Menschheit, Ewigkeit seyn, finden zu müssen. Doch das ist ja Charakter aller wahren Philosophie, daß sie den Menschen, indem sie ihn zu Gott erhebt, zugleich in allem dem orientirt, was die Seher aller Zeiten von der Natur, der Menschheit, der Ewigkeit geahnet haben. **Tolle, lege, ama.**

Der Mensch — seine Vernunft.

Die rechte Vernunft, die sucht Gott, und fernet sich vor allen Creaturen, sie seyn leiblich oder geistlich. Und, wer zu dieser Vernunft kommt, der ist ein rechter vernünftiger Mensch, dessen Vernunft vom göttlichen Lichte durchleuchtet ist.

Der Mensch — seine Vernunft.

Wer Vernunft schilt, der thut ihr gar Unrecht. Denn alle Creaturen begehren des Lebens. So denn die Vernunft erkennt, daß alle zeitliche Dinge tödtlich seyn, und allein Gott ihr Leben ist: so muß sie sich von Natur zu Gott kehren, denn sie begehrt von Natur des Lebens. Und es ist der Natur viel natürlicher, daß sie sich kehrt zu Gott, denn zu den Creaturen. Denn alle Creaturen mögen sie nicht erfüllen, sondern Gott allein. Und darum ist es natürlicher, daß sie sich kehrt zu dem, der ihr giebt, denn zu dem, der ihr nimmt.

Der Mensch — seine Vernunft.

Dessen Vernunft mit mannigfaltigen Dingen umgeht, der kommt nimmer zum rechten Lichte, in dem sich alle göttliche Wahrheit offenbaret. Denn das Licht ist einfältig, und darum will es auch einen einfältigen Grund haben, daß es in ihm seinen Schein auswerfe.

Der Mensch – seine Gabe.

Die edelste Gabe, die der Mensch geben kann, ist, daß er sich selbst giebt, und mit sich giebt er Gott alle Dinge. Denn der Mensch ist alle Dinge: darum bedarf er nicht mehr zu geben, als sich selbst.



Der Mensch — seine Freyheit.

Freyheit ist die wahre Lauterkeit, die da sucht Ewigkeit.

Freyheit ist ein abgeschieden Wesen, das da Gott ist, oder Gott anhängt.

Freyheit ist so edel, daß sie Niemand giebt, als Gott der Vater. Denn sie ist eine Kraft, die da fließt ohne Mittel aus Gott dem Vater in die Seele.

Göttliche Freyheit entspringt aus wahrer Demuth und endet in Demuth und in Geduld und in allen Tugenden und in Gott.

Rechte Freiheit ist ein Vermögen aller Tugend und ein Lassen aller Untugend.

Es ist billig, daß die mit Zeitlichem beladen sind, die Freyheit schelten, denn sie haben sie nicht. Und was man nicht hat, das mag man nicht loben.

Der Mensch — seine Duplicität.

Der Mensch ist geschaffen von Zeit und Ewigkeit, von Zeit nach dem Leibe, von Ewigkeit nach dem Geist. Nun neigt sich jedes Ding nach seinem Ursprung. Weil der Leib geschaffen ist von der Erden und von der Zeit, darum neigt er sich auf irdische, zeitliche Dinge, und sucht darin seine Lust. Weil der Geist aus Gott geflossen, geschaffen ist von der Ewigkeit: darum neigt er sich zu Gott, zur Ewigkeit.

Der Mensch — seine Duplicität.

Der Mensch ist zusammengelegt von Zeit und von Ewigkeit. Wenn denn der Mensch erhaben wird mit den obersten Kräften aus Zeit in Ewigkeit: so wird er unbeweglich nach den obersten Kräften (denn Ewigkeit ist unbeweglich) und beweget doch die niedersten Kräfte nach der Zeit.

Der Mensch — seine Unlauterkeit.

Wenn die Sinne sich auskehren, so fassen sie die Unlauterkeit in sich, und wenn sie wieder eingezogen werden, so bringen sie das Unlautere mit sich herein.

Wer sich auskehrt und den Sinnen dient, der thut dem gleich, der seinen lieben Freund läßt, und seinem Feinde dient.

Der Mensch — seine Lauterkeit.

Gott ist in sich selbst unbeweglich und bewegt doch alle Dinge: also ist ein lauteres Gemüth unbeweglich und beweget doch mit Gott alle Dinge.

Wie Gott alle Dinge in sich begreift: also begreift ein lauterer Mensch alle Tugend in einer einfältigen Liebe.

Der Mensch kommt wohl in der Zeit dazu, daß die Creaturen nichts mehr finden in ihm zu tödten: aber dazu mag er nicht kommen, daß Gott nichts mehr finde in ihm zu tödten.

Der Mensch — sein Nieder- und Aufwärtssehen.

Zeitliche Dinge sind von Natur schwer: darum ziehen sie all Wege das Gemüth nieder, das mit ihnen bekümmert ist. Aber, wer zeitlicher Dinge ledig ist, der hat all Wege ein aufdringendes Gemüth zu Gott.

Der Mensch — sein Soll.

Der Leib soll seyn ein Knecht der Seele, die Seele eine Dienerin des Geistes, der Geist ein Anschauen Gottes.

Der Mensch — seine Größe.

Wenn sich der Mensch kehrt von der Zeit und den Creaturen in Ewigkeit und in Gott: so hat er auch ein Wirken in Gott und in Ewigkeit, und so machet er aus Zeit Ewigkeit, aus der Creatur Gott (einen göttlichen Menschen).

Der Mensch — seine himmlische Kunst.

Der Mensch muß sich mit großem Ernst bewahren, daß nichts von Außen in ihn falle, noch schläge, das ein Mittel (eine Scheidewand zwischen Gott und ihm) machet.

Dieses inwendige Leben will keinen Spielgang dulden.

Alle Lehren und andere Künste nehmen unterweilen eine Ruhe, sie hören etwa auf: aber diese himmlische Kunst will die Zeit des Menschen ganz haben, sie ist ganz da, oder nicht.

Man muß sich nicht selber meynen, sondern Gott allein, der in allen Dingen, in allen Zeiten, und an allen Orten ist, in dem Wenigsten als in dem Meisten; denn Er ist weder größer noch weniger, Er ist Alles in Allem.

Der Mensch — seine Lehrstücke.

Drey Dinge lerne wohl. 1) Sey allzeit ein anfachender Mensch: das benimmt dir alle Trägheit. 2) Sey allzeit Gott heimlich [vertraut]: so bleibst du in Freuden eines guten Gewissens. 3) Nimm alle Dinge mit gleichem Muthe von Gott: so bist du allzeit im Frieden.

Der Mensch — seine wiederholte Uebung.

Wir müssen unsere Werke oft erneuern, damit wir mit manchem Zukehr den wahrhaften, wesentlichen Kehr zu Gott erlangen.

Gott ist uns allzeit nahe, und gleich nahe; aber wir sind ihm nicht gleich nahe, und haben viel Mittel. Darum sollen wir uns näher und näher, durch alle Mittel, in ihn dringen.

Der Mensch — seine Tugend.

Der Mensch soll sich so lang in Tugend üben, bis Tugend sein Wesen wird.

In einem guten Menschen werden alle Dinge getragen in ihren Ursprung.

Der Mensch — seine Wahrheit.

Alle Menschen mögen betrogen werden, nur der nicht, in dem der himmlische Vater gebiert sein ewiges Wort.

Der Mensch — seine Dreyzahl.

Diese drey stehen in einem Puncte:

in Ewigkeit seyn,
in Einigkeit seyn,
in Lauterkeit des Wesens seyn.

Der Mensch — sein Fall.

Bleibt der Mensch auf sich selbst und besitzet sich in seinem natürlichen Adel mit Eigenheit: so fällt er und wird aus einem Menschen ein Teufel. Darum ist die Sünde so böse. Denn sie machet aus einem Engel einen Teufel, und machet einen Menschen teuflisch.

Der Mensch — seine Buße.

Buße ist eine feste ewige Abkehr des Gemüthes von allem, was wider Gott ist, und eine liebliche Zukehr zu Gott und allen göttlichen Dingen.

Kein Flachsreislein verbrennt so schnell im Glutofen, als die Sünde dem Bußfertigen vergeben ist. Denn zwischen Gott und dem Bußfertigen ist keine Zeit, kein Mittel.

Der Mensch — seine Freude.

So wenig die Todten sich freuen mögen, so wenig mag sich ein Sünder freuen; denn der Grund, da die rechte Freude ausspringt, der ist todt, und darum mag er sich nicht freuen. Aber in den Menschen, die in rechter Lauterkeit leben, ist der Brunn aller Wonne und Freude offen. Denn das ewige Wort, davon alle Engel und Heilige Freud und Wonne haben, das spricht sich in ihnen, wie in den Heiligen im Himmelreich aus.

Wären sie nicht noch mit dem Leib beladen: so hätten sie dieselbe Freude, wie die im Himmel.

Der Mensch — seine Demuth.

Der Grund rechter Demuth wird geboren von innen und nicht von außen.

Wahre Demuth ist eine starke Burg, die Niemand gewinnen kann: man stürmt wohl daran, aber sie ist nicht zu gewinnen.

Der Mensch — seine Geduld.

Leiden gleicht einer Trotte. Wenn die Traube getrottet wird, so fließt aus ihr, was in ihr ist. Ist sie süß, so giebt sie süßen; sauer, giebt sie sauren Wein. Wird der Mensch mit Leiden gedrückt, so fließt aus ihm, was in ihm ist, aus dem Tugendhaften göttliche Süßigkeit.

Der Mensch — seine Zartheit.

Es ist Niemand so heilig, daß er so lauter bliebe in dem Auskehren, als in dem Einkehren.

Es ist gar klein, was dem lautern Auge weh thut: noch viel kleiner ist das, was den innern Menschen verletzet.

Der Mensch — seine Nahrung.

Was der Mensch ißt und trinkt, das soll in dem heiligen Geist (im Dienst der Liebe) verzehrt werden... Und das sind recht geistliche Menschen. Ihr Essen ist Gott lieber, denn andere Leute Fasten, und wer sie speiset, speiset Gott selbst.

Der Mensch — sein höchstes Gut.

Kennen und liebhaben ist gut, aber die Vereinigung mit Gott ist das Beste.

Das Beste gehört allen Menschen zu, und Gott will es allen geben, wenn sie es nur nehmen wollten.

Der Mensch — sein Verstehen.

Wer Gott versteht, der versteht alle Dinge.

Ein göttlicher Mensch versteht, in einem lautern Innebleiben, in Gott alle Dinge.

Wenn die Sonne aufgeht, so verwandelt sie alle Lichter in ihr Licht, daß kein Licht mehr ist, als ihr Licht; denn sie ist über alle Lichter: darum wenn sie aufgeht, müssen alle Lichter untergehen, und sie leuchtet allein mit ihrem Lichte.

Also ist es auch in einer lautern Seele. Wenn die göttliche Sonne in ihr aufgeht, so verwandelt sie alle Lichter in ihr Licht, daß da kein Licht mehr da ist, denn das göttliche Licht. Denn Gott ist ein Licht über alle Lichter.

Wer die Wahrheit bloß versteht, der bedarf kein Gleichniß. Da nun ein lauterer Mensch aller Dinge bloß ist, die der Wahrheit nicht gleich sind, so versteht er die Wahrheit bloß, und daran ist es ihm genug.

Gott.

Was Gott spricht, das ist Leben.

Gott ist der Seele Himmelreich. Wenn sie denn alle Dinge läßt und Gott allein anhängt, so gewinnt sie Gott mit Gewalt.

Das ist Natur Gottes, daß er sich gemeinsamet der Seele, die seiner empfänglich ist.

Gott hat alle Dinge dazu geordnet, daß sie sollen Weg und Handleitung zu ihm seyn, und er will allein das End und Ziel seyn.

Die Creatur blendet, Gott macht sehend.

Es ist Niemand gut, als Gott: darum ist nichts gut, es geschehe denn in Gott, und nichts geschieht in Gott, es geschehe denn in der Ordnung.

Gnade Gottes.

Gnade ist ein Licht, das Gott in sich selbst schöpfet, und in die Seele gießt und die Seele damit zieht von Leiblichkeit in Geistlichkeit, von Mannigfaltigkeit in Einfalt, von Zeit in Ewigkeit.

Gottes Gaben unterscheiden sich nicht nach dem Geber, sondern nach dem Nehmer.

Das Werk Gottes.

Das Werk, das Gott in einer lautern Seele wirket, das ist viel edler, als die Werke, die Gott je gewirket hat in Zeit und Ewigkeit.

Ursprüngliche Natur.

Was die Natur unlauter macht, das ist ein Gebrechen der Natur, und nicht die Natur selbst. Denn die Natur ist geschaffen zum Guten.

Darum ist die Sünde mehr wider die Natur, als von der Natur.

Die Sünde zerstört die Natur und entsetzet sie von ihrem Adel.

Wenn also Jemand zur rechten Natur will kommen, so muß es mit Tugenden geschehen und nicht mit Untugenden.

Tugend setzet die Natur, Untugend entsetzet sie.

Tugend ordnet die Natur, und führt sie in ihren rechten Ursprung, und zu ihrem rechten Wesen.

Natur, wie sie itzt ist.

Natur liebt und meynt sich alle Wege selber.

Was auf sich selbst gekehrt ist, und sich selbst meynt, das ist ein Werk der Natur.

Das natürliche Bild ist gekehrt auf die Natur: und das Bild hat die Natur von Adams Fall.

Des Engels Bild ist gekehrt von der Natur in Gott: und das Bild haben wir von Christus.

Wenn man die Natur schilt, so ist die Natur nach Adams und nach Lucifers Gleichheit gemeynt.

Wenn man die Natur lobt, so gilt es der Natur nach englischer Gleichheit.

Christus.

Das macht uns allernächst Gott im Himmelreich, daß wir ihm allernächst folgen auf dem Erdreich.

Ist der Mensch Eines mit Christus, so hat er Ein Wirken mit Christus.

Christus ist das Ziel aller Menschen, und wer dem Ziel allernächst kommt, der ist Gott am allernächsten.

Christus.

Die mit den Leiden unsers Herrn umgehen, die gehen nicht, sondern sie laufen zu Gott, als der sie mit Schwertern jagt; sie stehen nimmer still, und gehen nicht hinter sich, sondern laufen all Wege ohne Unterlaß für sich.... Und lebten sie bis zum jüngsten Tag, so müßten sie allzeit laufen und hörten nimmer auf, denn sie führen sich nicht selber, sondern Gott führt sie.

Christus.

Nimmer mag der Mensch den Lüsten recht absterben, als in den Leiden unsers Herrn. Und, wenn der Mensch den leiblichen Lüsten erstirbt: so steht in ihm auf — eine göttliche Lust, die alle leibliche Lüste übertrifft, und die Lust jagt den Menschen zu dem Ziele, das Christus ist.

Christus.

Predigen ist nichts anders, als die Menschen, die von Gott entfernt sind, und das ewige Wort nicht hören können, zu Gott führen, daß sie wieder hören können das ewige Wort.

Die Menschen müssen das äußere Wort hören, damit sie zu dem innern Worte kommen, das Gott spricht in dem Wesen der Seele.

Selbst-Bekenntniß.

Ich sage öffentlich, und ihr sollt mir auch glauben: Daß mich weder meine Kappe noch Platte, weder mein Kloster noch heilige Gesellschaft heilig und selig macht. Es muß etwas anders seyn, wenn ich selig werden soll, nämlich, ein heiliger Grund, der ganz ledig und unbesessen ist von allen Creaturen. . . . .

Johannes von Müller.

Die Gefahren der Zeit.

(Anfangs August 1796.)

„Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden."
Epistel an die Hebräer. K. 12, 3.

Es giebt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorsehung (welche nicht Schlummer und Weichlichkeit, sondern Anstrengung und Entwicklung der Menschheit zum Ziel gesetzt hat) durch eine drohende Noth es gleichsam aufruft, aufzutreten, darzustellen, ob etwas in ihm sey? ob es noch ferner unter den Nationen einen Rang verdiene! und was für einen? Gewöhnliche Maßregeln verlieren alsdann die gewohnte Kraft; bald sollte man glauben, daß die gewissesten Grundsätze und Wahrscheinlichkeitsberechnungen, daß die sichersten Data, die vernünftigsten Erwartungen einsmals falsch geworden: alle Macht, alle Kunst scheint eiserner Nothwendigkeit zu weichen, und Himmel, Elemente, Dispositionen, Meynungen, Gefühle, sich verschworen zu haben, entweder einem gewaltigen Feind Unaufhaltbarkeit, oder seiner nur illusorischen Größe präpotente Realität zu geben; es stürmen Winde und Wogen, durch deren Stoß alle Grundfesten erbeben.

Wer in solchen Augenblicken nicht wagt, die Gefahr in's Auge zu fassen; der Mensch von Erde und Staub ohne inwohnenden Geist; die Kinder und Spiele des Glücks; die Sclaven vorüberschwindender Eindrücke, anscheinender Privatvortheile, blinden Parteigeists, Hasses und Neides; Leute, deren Herz, stolz und verzagt, nichts in sich fühlt, was Prüfung aushielte; die Schwätzer, die Schreyer und ihre Hörer; selbst-

süchtige Schwachköpfe, ohne Kraft, ihr Interesse in dem Allgemeinen zu suchen; Geistliche, die ernster Pflicht müde sind; Edle, die durch Geburt von Arbeit und Verdienst sich dispensirt glauben; Beamte und Practicanten, deren Ehrgeiz und Habsucht, deren Trägheit und Eitelkeit rechtliche Wege mühsam, langsam, unausgiebig finden; Jünglinge, die nicht früh genug erben, andere, die zu früh geerbt haben; voll gutmüthiger Illusionen über die Politik wie über ihre Maitressen, oder auf das nie erlebte Schauspiel unwiederbringlichen Unglücks unbesonnen neugierig; Menschen solcher Art, Völker, die solche Leute hören, vergessen, verrathen sich, geben sich hin, weichen, gehen unter, zu Grund.

Nationen von weniger blendendem Witz als gesundem Verstand; rechtliebende Landleute; biedere Bürgersmänner; Priester, voll Gott; ein Adel, welcher in Größe der Aufopferung seinen Vorzug sucht; Beamte, die, auf das Bewußtseyn verdienstvoller Arbeit geizig, ihren Kindern rühmliches Beyspiel und einen heiligen Creditbrief auf den Dank des Fürsten und Volks hinterlassen wollen, Jünglinge, die nicht viehisch dem Augenblick, nicht weibisch jedem Eindruck, sondern männlich den grauen Aeltern, dem allumfassenden Vaterland und der ewigen Nachwelt leben: ein Volk solcher Männer mißt die Größe der Gefahr; bald findet es sich ihr gewachsen; sein Muth, seine Eintracht beschwören die Gewitter; es bleibt: diese Noth wurde ihm Epoche des Ruhms; das behauptete politische Ansehen wirkt auf die Ehre, das Glück, den Credit seiner Bürger; es wird Empfehlung, ihm anzugehören. Die neubelebte Kraft äußert in allen Gewerben, Künsten und Wissenschaften, in der ganzen Cultur des Lebens, eine dem Staat und jedem Privatmann gleich vortheilhafte Thätigkeit zur Vervollkommnung.

So, als nach den Siegen bei Klastidium, an der Trebia und ran dem Trasimenersee der große Carthaginenser die (schien es) letzte Hoffnung Roms, das vereinigte Heer der Consuln, in den Gefilden von Cannä vernichtet hatte, erwies Senat und Volk den Rechtstitel Roms auf die Ehrfurcht aller Jahrhunderte, durch den

Dank, womit der unglückliche Consul dafür empfangen wurde, daß er an dem gemeinen Wesen nicht verzweifelte; durch verweigerte Lösung der Gefangenen, und dadurch, daß bei solchen Umständen gar keine Meldung von Friedensanträgen fiel. Die Römer wußten, daß Tractaten der Uebermacht mit Ueberwundenen keine Friedensschlüsse, sondern Abdankung der Herrschaft, Resignation der Ehre, der Tod des Staats, und die Schande aller seiner Bürger seyen.

Als in der Oesterreichischen Monarchie Ferdinand II., mit Staatskräften, welche den unsrigen gar nicht zu vergleichen sind, Böhmen in Aufstand, Ungarn halb türkisch und halb wankend, sehr zweydeutige Dispositionen in Oesterreich selbst, halb Teutschland feindselig, den Feind bald an den Vorstädten Wiens, und in der ganzen Welt keinen Freund sah, als den schon entkräfteten Hof zu Madrid: als, mitten in einem sehr lebhaften Türkenkrieg, Ludwig der Große, noch Gesetzgeber Europens, die unüberwundenen Schaaren wider Kaiser Leopold den Ersten sandte, dessen treuester Bundesfreund * mühsam den kaum bestiegenen Thron behauptete, und in allen Treffen geschlagen wurde: als die Erbtochter von Habsburg unvorbereitet auf dem gewährleisteten Thron, die unter Fleury ausgeruhete französische Macht, den größten Mann unter den Königen, und ihren nächsten Nachbar, wider ihre Verlassenheit vereiniget, bald diesseits Prag, bald diesseits Linz erblickte; wurde nach langen harten Kämpfen Friede, zwar mit Aufopferungen, aber mit aller, einer selbstständigen Macht gebührenden Würde, nicht in einer feindlichen Hauptstadt erbeten, sondern reiflich unterhandelt, und mit Anstand geschlossen; so, daß an auswärtiger Achtung und innerer Kraft die Monarchie mehr gewann, als sie an Provinzen einbüßte.

Zum Theil waren jene Gefahren dem gegenwärtigen Krieg in so fern gleich, daß dieser nicht beispiellos und unerhört genannt werden darf. Das neue Evangelium der Freyheit und Gleichheit mit der noch immer sehr zweydeutigen Aussicht auf bevorstehensollendes großes Glück kann seine wärmsten Verehrer nicht mehr

* König Wilhelm III.

begeistern, als man es dazumal für Glaubensformen, für Gott und ewige Zukunft war. Auch diese Aehnlichkeit hatten jene mit unserm Krieg, daß, an jedem Hof und auf jedem Dorf, die nichtherrschende Partey heimlich eifrige Anhänger hatte, die sich nicht selten vieles erlaubten, um ihren Vertheidigern den Fortgang möglichst zu erleichtern.

Groß ist auf der andern Seite in folgendem Betracht der Unterschied jener alten und der nunmehrigen Kriege für alle Classen der Menschheit. Es kam damals darauf an, ob eine Provinz künftig von Theresia oder Friedrich, von Ferdinand oder Ludewig, die Befehle empfangen soll: Gott und Landrecht und Herkommen blieben; ja der militärischen folgte eine langsamere humane Art von Eroberung; man suchte durch milde Behandlung die Herzen der neuen Provinz zu gewinnen. Selbst Religionskriege wurden für und wider das Tridentinische Concilium oder die Augsburgische Confession geführt; beyden Parteyen blieb die heilige Schrift alten und neuen Testaments, die Verehrung der Majestät, hergebrachte Organisation der Verwaltung, das Eigenthum der Edlen, der Bürger und Landleute, die Moralität gesitteter Völker: da hingegen kein Stein, keine Fuge in dem ganzen Gebäude unserer Verfassungen und Sitten, keine Andacht, keine Verehrung und Liebe, im Himmel, auf dem Fürstenstuhl, und in der Hütte des armen Mannes ist, so jetzt nicht in Gefahr wäre, gebrochen, zerrissen, entweihet zu werden.

Ich will nicht sagen, daß der Gott unserer Altvordern, durch den wir sind, vor dem sie angebetet, vor dem in dieser Stunde zahllose Schaaren gemißhandelte, beraubte, vertriebene geschreckte Menschen, in Thränen der Angst, Rettung und Herstellung der Ordnung erflehen; und ich will nicht sagen, daß der, auf den wir getauft sind, auf dessen Blut wir Vergebung hoffen, den selbst Arabiens Prophet als künftigen Richter der Erde verehrt, eben die zu Feinden hat, welche unser Staat: denn, der im Himmel wohnt, lachet ihr, und der Höchste hat seinen Hohn mit ihnen*: Ein Wort mag Er reden, zu seiner

* Psalm 2, 4.

Zeit, so sind sie dahin; und winken, so sind sie verschwunden. Uns aber, von allen Religionspartheyen, ist so bekannt als allarmirend, daß das Buch, welches in den wildesten Jahrhunderten einiger Humanität Haltung gab, Tausenden im Leben Gesetz, und sterbend Trost war, in allen Ländern der Herrschaft unserer Feinde um sein Ansehen gebracht, und jener heilsame Zaum der bürgerlichen Gesellschaft, die Religion, dem Muthwillen und der Mißhandlung eines jeden preisgegeben wird.

Wir wollen eben so wenig über die Verfassung erinnern, deren Experiment sie an sich selbst machen. Die hingerichteten Stifter, die hungersterbenden Rentiers, die ruinirten Agioteurs, der Wirbel von Parteyungen, die in einander greifenden Conspirationen, die Requisitionen, die Geldnoth, möchten das Beyspiel wohl nicht mehr so einladend machen, als es nach den ersten schönen Worten scheinen konnte. Daß aber diejenige Nation, deren (uns Teutschen von jeher beleidigendster) Hochmuth durch unerwartetes Glück den höchsten Schwung erreicht hat, unter dem Namen der Freyheit uns und aller Welt Gesetze vorschreiben soll; daß der Enkel Theresiens, Josephs Neffe, von einem insolenten Franzosen, mit jener Grobheit, welche sie republikanische Würde nennen, einen Frieden sich diktiren lassen sollte, (nach welchem unter andern künftig jeder verwirrte Kopf, jeder verdorbene Mensch, auf die Republik getrost, der Majestät und den Rechten in unserm Land ungescheut sollte trotzen dürfen); daß die große österreichische Monarchie, so viele Jahrhunderte an der Spitze der Mächte, daß die vielbeneidete Kaiserstadt, daß unser edle kriegerische Ungar, so oft des Wests und Ostens Schrecken, daß unser so oft von so vielen vergeblich gesuchtes Böhmen, daß unser biederes Breisgau, unser tapferes Tyrol, das kraftvolle Oesterreich, ein cappadocisches oder bithynisches Reich gegen das neu fränkische Rom werden und impertinente Commissärs auf der Burg der Kaiser das Gesetz geben sollen, wer könnte den Gedanken ertragen!

Nicht die Geistlichkeit, nicht der Adel. Denn es handelt sich jetzt nicht um das Mehr oder Weniger des Ansehens im Ministerium oder auf Tagen; und nicht um diese oder jene Privilegien oder Einkünfte: Seyn oder Nichtseyn ist für sie die Frage.

Eben so wenig der wohlhabende Landmann oder Bürger, der den ehrlich zusammengelegten Sparpfennig der Großältern, oder des eigenen Fleißes langsame Frucht, nicht in Requisition gesetzt sehen mag.

Bey uns läßt auch der Aermste sich nicht weis machen, daß es ein Land gebe, wo jedermann Herr seyn, und essen könne, ohne zu arbeiten. Lieber dient er dem Kaiser oder dem wohlhabenden Mitbürger, als Haus und sich und Weib und Kinder hungrigen Franzosen preiszugeben.

Mit einer Nation, deren auszeichnende Eitelkeit, weniger durch Großthaten als durch die schändliche Schwäche der Benachbarten und mannigfaltige Verrätherey, auf den höchsten Grad gestiegen, läßt in diesem Augenblick sich kein anderer Friede machen, als wodurch wir, ich will nicht sagen gedemüthiget, sondern entehrt; ich will nicht sagen, Verräther unserer Alliirten, sondern Verräther unserer selbst, unserer eigenen Weiber und Kinder, und wodurch, ich will nicht sagen, der Glanz der Monarchie verdunkelt, sondern die Krone des Römischen Kaisers, die Krone des Königs der Ungarn nnd Böhmen, und der Erzherzogliche Hut von Oesterreich kaum würdig bliebe, von dem Enkel Rudolphs von Habsburg und Carls von Lothringen * ferners getragen zu werden.

Von dem Rande des grauenvollen Abgrundes, welcher die Ehre des Oesterreich'schen Namens, die Unabhängigkeit unserer Verfassung, und für uns und unsere Nachkommen das Heiligste, Größte, Wertheste, was wir haben, zu verschlingen drohet, ist zu Rettung der Monarchie, zu unsterblichem Ruhm, zu ehrenvollem Frieden, nur Ein Schritt: von uns hängt ab, ihn zu thun.

* Des im Jahr 1690 verstorbenen Helden, welchem Oesterreich sehr viel schuldig war.

Die Erfahrung zeigt, daß der Krieg bisher mit ungleichen Waffen geführt worden ist. Einem stehenden Truppenfuß ist nicht möglich, in die Länge, allein, ohne Unterstützung, wider eine Nation auszuhalten, deren ganze Einrichtung, selbst wenn sie aus Hottentotten bestünde, das militärische System aller Benachbarten in vielem verändern muß.

Gegen eine Nation, wo ein Wort eine ganze Generation waffnet, welche ohne Magazine, ohne Train, mit halb zerrissenem Rock, mit unvollkommen bedeckter Blöße, auf den bestimmten Fleck plötzlich hinstürzt, lauft, raubt, schießt, leichtersetzlich fällt, oder den Schrecken ihres Namens auf neue Siege befestigt, marschiren Regimenter von den äußersten Enden Europens, um die Breschen zu füllen, die der Waldstrom riß.

Sie kommen; mit Impedimentis * belastet; alles müssen sie mitbringen; durch tausend Rücksichten wird ihnen alles erschwert. Bluten dürfen sie, aber nicht essen. Den Meistbietenden wächst das Brod; auf die Casse der Landesvertheidiger wird speculirt. Wovon sollen sie leben, bis von den Ufern der Theiß der schwere Ochs an das Rheinufer kömmt? Kümmerlich zu schweren Procenten findet Oesterreich hunderttausende; Millionen der brandschatzende Feind, und es wird ein Dankfest gehalten, wenn er sie abnimmt. Langsam werden hundert Reichsstände durch kaiserliche Minister nach und nach erbeten, die versprochenen Römermonate (wenn sie nicht lieber neutral sind) einmal bezahlen zu wollen; über den dringend nöthigen Vorschuß wird Deliberation angefangen, Verlaß genommen, Instructionen eingeholt, votirt, concludirt, ratificirt, und zuletzt negocirt, ob ihn jemand machen wolle? wie soll das Heer sich begeistern, wenn es von denen, die es am wenigsten sollten, nichts hört, als Verwünschung des Kriegs, Tadel der Staatsverwaltung, Lob der Franzosen, Friedensgier; und Niemand weiß, wozu er da ist? wofür er streitet? ob der Krieg auch für ihn ein Interesse hat?

* Das bedeutende Wort der Alten für Fuhrwesen, Troß.

Bey allem dem hat es inner einem Jahr zweymal den Feind über den Rhein vertrieben, von drey Hauptfestungen zwey entsetzt, eine erobert; dreymal gesiegt; nicht als Soldaten, sondern als Krieger gestritten; die fünf Kreuzer konnten das nicht bewirken, aber der Gedanke, daß sie Männer und Bürger sind.

Vom linken Rheinufer rief sie große Gefahr an das rechte; von der Befreyung des letztern am niedern Rhein plötzliche Noth an den obern, als ein großer Theil des Heers zur Befreyung Italiens eilte.

Männer der Oesterreichischen Monarchie! Eure Brüder, die Soldaten, sind Menschen! Helden sind sie; aber unter Gesetzen der Natur, welche die angestrengte Kraft aufzufrischen gebieten. Tretet auf! seyd Männer, ihr alle!

Dann seyd ihr es, wenn es entschiedene Schmach seyn wird, indeß der Feind auf der Gränze tobt, mit gesunden Gliedern im Prater und auf dem Graben zu erscheinen; anders wohin auszureiten, als an die Etsch oder an den Rhein; Herr seyn zu wollen, und nur Knechte bluten zu lassen; hundert Morgen Lands zu haben, und keinen Arm gegen Räuber; zu speculiren, zu agiotiren, zu wuchern, zu sammeln, für die Franzosen; um Würde, um Titel, um Schlüssel, um Aemter sich zu bekümmern, und die erste der Würden, die des Kriegers, der für sein Vaterland blutet, denen zu überlassen, welche am wenigsten zu verlieren haben; in einem Collegium der zwanzigste seyn zu wollen, wo Zehn alles besorgen könnten; der fünfzigste Schreiber, wo zwanzig hinreichten; in vollem Chor Latein zu singen, anstatt den Gott gerechten Kriegs, welcher will, daß einer für den andern sterbe *, dem aufmarschirenden Heer zu verkündigen; brodlose Handwerker, entbehrliche Professionisten, vacirende Bediente, Kuppler, Plauderer, Schmarozer zu sehen, ohne sie in Dienste und bewaffnet mit ins Feld zu nehmen.

Der Verrätherey werden wenige Vollziehungsfälle eines einigen Gesetzes vorbeugen: daß, wer angegeben wird, von Frieden

* 1, Joh. 3, 16.

gesprochen zu haben, ehe der Feind in seiner alten Gränze ist, oder eine Maßregel zu tadeln, ohne der Behörde eine bessere an Handen zu geben, oder irgend Freund unseres Feindes zu seyn, von Geschworenen öffentlich summarisch gerichtet, und wann er überwiesen wird, (sey er, wer er will), als Feind des Vaterlandes dem Volke preisgegeben werde.

Alsdann wird Friede seyn, schnell, gut und fest, wann des Kaisers Majestät, an der Spitze der ersten Zehnmalhunderttausende von Oesterreich, Ihrer Edlen und Ritter, des ersten Drittheils der streitbaren Mannschaft Ihrer Städte und Länder, der Ausschüsse aller Departements und Gerichte, der freudigen Jugend Ihrer Universitäten, Innungen und Stiftungen *, auf der Gränze, die der Feind vor dem Krieg hatte, ihm bezeugen werden: bis hieher sollst du thun, was du willst, aber nicht einen Fußbreit weiter gehen!

Ich höre: wohin sollen wir ziehen? Dahin, wo der Feind ist. Wie weit? Bis in sein Land. Wie lange sollen wir streiten? Bis er nachgiebt.

Wo unsere Magazine seyn werden? Wo Früchte gewachsen sind, wo Vieh geboren ist, und durststillende Wasser fließen.

Wo wir die Waffen hernehmen? Von allen Burgen, allen Rüstkammern der Monarchie, der Edlen und Bürger, und wo zwischen Cronstadt und Schärding, zwischen Krakau und Triest, gießbares Metall ist.

Wer mit uns seyn wird? Unsere Alliirte werden seyn: Der vor einem Volk, das ernstlich will, herwandelnde Schrecken und die Flamme der Begeisterung für Gott und Recht, welche, mit oder wider den Willen ihrer Führer, die edlen Italiener, die biedern Bayern, die übelberathenen Schwaben, und andere rechtliebende Völker ergreifen, mit uns fortreißen,

* Von einem vortrefflichen Plan dieser großen augenblicklichen Nationalanstrengung hat der Verfasser den Entwurf gesehen. Alles ist leicht: nur wollen wird supponirt.

und mit unserm unüberwundenen Tyrol, unserm unerschütterlichen Vorderösterreich, auf den verwundernden Feind hinwerfen wird.

Der große Völkerbund, welcher unter dem Namen Oesterreichische Monarchie unter Einem Oberhaupt, Herrn und Führer, seit Jahrhunderten besteht, von den Franzosen auf das Empfindlichste gereizt, desabusirt über des unbehülflichen Reichs ohnmächtigen Prunk, sollte er der That so einer Aufwallung nicht fähig seyn? An ihm ist, zu zeigen, ob die zwanzig Cäsarn Wiens ihr Ansehen in Europa dem Arabischen Mantel *, oder dem Säbel ihrer Madscharen, dem tschechischen Schwert, ihrem treuen Norikum, ihrem frommen Rätien **, schuldig waren.

Wille und Vollbringen würden einerley seyn. Es läßt sich nicht zweifeln, daß der Raub der Völker zurückkommen, daß die gestohlenen Statuen und Gemälde den Triumph der Erretter zieren würden.

Hoch, wie Roms Adler, über Eifersucht und Neid, und wie Habsburgs Löwe unter den Völkern sicher, würde Oesterreich den erkämpften Frieden neben gedemüthigten Feinden und geretteten Nachbarn, großmüthig behaupten; und von dem an keinen wohlconstituirten Bürger (auch die Edlen sind Bürger) zu irgend einer Stelle, irgend einem freyen Betrieb, oder der Würde eines Hausvaters zulassen, der nicht seine vier Jahre, ohne Unterschied des Standes von unten auf, nicht in dumpfen Casernen, sondern in stehenden Lagern und Uebung jeder Art von Waffen, zur Bereitschaft auf ähnliche Fälle, zugebracht hätte.

Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, ist nichts verloren, so lang außerordentliche möglich sind.

Das ist die Gleichheit, wenn alle streiten; das ist die Freyheit, wenn man nichts fürchtet; der siegt, der ernstlich will. Oesterreicher, meine Mitbürger! ihr wollet Frieden mit Ehren? Seyd Männer; **ça ira.**

* Bekanntlich ist der kaiserliche Krönungs-Mantel, das Geschenk eines, wie es scheint, sizilianischen Emirs der fatemidischen Chalifen.

** **Devota morti pectora liberae. (Horat.)** Die Hauptstadt Rätiens lag in Tyrol.

Knigge.

Ueber den Umgang mit sich selber.

(1788.)

1.

Die Pflichten gegen uns selbst sind die wichtigsten und ersten, und also der Umgang mit unserer eigenen Person gewiß weder der unnützeste, noch uninteressanteste. Es ist daher nicht zu verzeihen, wenn man sich immer unter andern Menschen umhertreibt, über den Umgang mit Menschen seine eigene Gesellschaft vernachläßigt, gleichsam vor sich selber zu fliehen scheint, sein eigenes Ich nicht cultivirt, und sich doch stets um fremde Händel bekümmert. Wer täglich herumrennt, wird fremd in seinem eigenen Hause. Wer immer in Zerstreuungen lebt, wird fremd in seinem eigenen Herzen, muß im Gedränge müßiger Leute seine innere Langeweile zu tödten trachten, büßt das Zutrauen zu sich selber ein, und ist verlegen, wenn er sich einmal vis à vis de soi même befindet. Wer nur solche Zirkel sucht, in welchen er geschmeichelt wird, verliert so sehr den Geschmack an der Stimme der Wahrheit, daß er diese Stimme zuletzt nicht einmal mehr aus sich selber hören mag; er rennt dann lieber, wenn das Gewissen ihm dennoch unangenehme Dinge sagt, fort, in das Getümmel hinein, wo diese wohlthätige Stimme überschrieen wird.

2.

Hüte Dich also, Deinen treusten Freund, Dich selber, so zu vernachläßigen, daß dieser treue Freund Dir den Rücken kehre, wenn Du Seiner am nöthigsten bedarfst!

Ach! es kommen Augenblicke, in denen Du Dich selbst nicht verlassen darfst, wenn Dich auch jedermann verläßt; Augenblicke, in welchen der Umgang mit Deinem Ich der einzige tröstliche ist. Was wird aber in solchen Augenblicken aus Dir werden, wenn Du mit Deinem eigenen Herzen nicht in Frieden lebst, und auch von dieser Seite aller Trost, alle Hülfe Dir versagt wird.

3.

Willst Du aber im Umgange mit Dir Trost, Glück und Ruhe finden; so mußt Du eben so vorsichtig, redlich, fein und gerecht mit Dir selber umgehen, wie mit Andern, also daß Du Dich weder durch Mißhandlungen erbitterst und niederdrückest, noch durch Vernachläßigung zurücksetzest, noch durch Schmeicheley verderbest.

4.

Sorge für die Gesundheit Deines Leibes und Deiner Seele, aber verzärtle beide nicht! Wer auf seinen Körper losstürmt, der verschwendet ein Gut, welches oft allein hinreicht, ihn über Menschen und Schicksal zu erheben, und ohne welches alle Schätze der Erde eitle Bettelwaare sind. Wer aber jedes Lüftchen fürchtet und jede Anstrengung und Uebung seiner Glieder scheuet, der lebt ein ängstliches, nervenloses Austern-Leben, und versucht es vergeblich, die verrosteten Federn in den Gang zu bringen, wenn er in den Fall kömmt, seiner natürlichen Kräfte zu bedürfen. Wer sein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenschaften preis gibt, oder die Segel seines Geistes unaufhörlich spannt; der rennt auf den Strand, oder muß mit abgenutztem Fahrzeuge nach Hause laviren, wenn gerade die beste Jahrszeit zu neuen Entdeckungen eintritt. Wer aber die Facultäten seines Verstandes und Gedächtnisses immer schlummern läßt, oder vor jedem kleinen Kampfe, vor jeder Art von minder angenehmer Anstrengung zurückbebt, der hat nicht nur wenig wahren Genuß, sondern ist auch ohne Rettung verloren, da, wo es auf Kraft, Muth und Entschlossenheit ankommt.

Hüte Dich vor eingebildeten Leiden des Leibes und der Seele! Laß Dich nicht gleich niederbeugen von jedem widrigen Vorfalle, von jeder körperlichen Unbehaglichkeit! Fasse Muth! Sey getrost! Alles in der Welt geht vorüber; alles läßt sich überwinden durch Standhaftigkeit, alles läßt sich vergessen, wenn man seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand heftet.

5.

Respectire Dich selbst, wenn Du willst, daß Andere Dich respectiren sollen! Thue nichts im Verborgenen, dessen Du Dich schämen müßtest, wenn es ein Fremder sähe! Handle weniger Andern zu gefallen, als um Deine eigene Achtung nicht zu verscherzen, gut und anständig! Selbst in Deinem Aeußern, in Deiner Kleidung, sieh Dir nicht nach, wenn Du allein bist! Gehe nicht schmutzig, nicht lumpicht, nicht unreinlich, nicht krumm, noch mit groben Manieren umher, wenn Dich Niemand beobachtet! Mißkenne Deinen eigenen Werth nicht! Verliere nie die Zuversicht zu Dir selber, das Bewußtseyn Deiner Menschenwürde, das Gefühl, wenn nicht eben so weise und geschickt als manche Andere zu seyn, doch weder an Eifer, es zu werden, noch an Redlichkeit des Herzens, irgend jemand nachzustehen!

6.

Verzweifle nicht, werde nicht mißmuthig, wenn Du nicht die moralische oder intellectuelle Höhe erreichen kannst, auf welcher ein anderer steht, und sey nicht so unbillig, andere gute Seiten an Dir zu übersehen, die Du vielleicht vor Jenem voraushaben magst! — Und wäre das auch nicht der Fall! Müssen wir denn Alle groß seyn?

Stimme Dich auch herab vor der Begierde zu herrschen, eine glänzende Hauptrolle zu spielen! Ach, wüßtest Du, wie theuer man das oft erkaufen muß! Ich begreife es wohl, diese Sucht, ein großer Mann zu seyn, ist bei dem innern Gefühle von Kraft und wahrem Werthe schwer abzulegen. Wenn man so unter mittelmäßigen Geschöpfen lebt, und sieht, wie wenig Diese erkennen und schätzen, was in uns ist, wie wenig man

über sie vermag, wie die elendesten Pinsel, die alles im Schlafe erlangen, aus ihrer Herrlichkeit herunterblicken. Ja es ist wohl freylich hart: Du versuchst es in allen Fächern: Im Staate geht es nicht; Du willst in Deinem Hause groß seyn, aber es fehlt Dir am Gelde, an dem Beystand Deines Weibes; Deine Laune wird von häuslichen Sorgen niedergedrückt; und so geht denn alles den Werkeltagsgang; Du empfindest tief, wie so Alles in Dir zu Grunde geht; Du kannst Dich durchaus nicht entschließen ein gemeiner Kerl zu werden, in der Fuhrmannsgleise fortzuziehen; Das alles fühle ich mit Dir; allein verliere doch darum nicht den Muth, den Glauben an Dich selber und an die Vorsehung! Gott bewahre Dich vor diesem vernichtenden Unglücke! Es gibt eine Größe, und wer die erreichen kann, der steht hoch über Alle! Diese Größe ist unabhängig von Menschen, Schicksalen und äußerer Schätzung. Sie beruht auf innerem Bewußtseyn, und ihr Gefühl verstärkt sich, je weniger sie verkannt wird.

7.

Sey Dir selber ein angenehmer Gesellschafter! Mache Dir keine Langeweile! Das heißt: Sey nie ganz müßig! Lerne Dich selbst nicht zu sehr auswendig; sondern sammle aus Büchern und Menschen neue Ideen! Man glaubt es gar nicht, welch' ein eintöniges Wesen man wird, wenn man sich immer in dem Zirkel seiner eigenen Lieblingsbegriffe herumdreht, und wie man dann alles wegwirft, was nicht unser Siegel an der Stirn trägt.

Der langweiligste Gesellschafter für sich selber ist man ohne Zweifel dann, wenn man mit seinem Herzen, mit seinem Gewissen in nachtheiliger Abrechnung steht. Wer sich davon überzeugen will, der gebe Acht auf die Verschiedenheit seiner Laune! Wie verdrießlich, wie zerstreut, wie sehr sich selbst zur Last ist man nach einer Reihe zwecklos, vielleicht gar schädlich hingebrachter Stunden; und wie heiter, sich selbst mit seinen Gedanken unterhaltend, dagegen am Abend eines nützlich verlebten Tages!

8.

Es ist aber nicht genug, daß Du Dir ein lieber, angenehmer und unterhaltender Gesellschafter seyst, Du sollst Dich auch, fern von Schmeicheley, als Deinen eigenen, treusten und aufrichtigsten Freund zeigen, und wenn Du eben so viele Gefälligkeit gegen Deine Person, als gegen Freunde haben willst, so ist es auch Pflicht, eben so strenge gegen Dich, als gegen Andere zu seyn. Gewöhnlich erlaubt man sich alles, verzeiht sich Alles, und Andern nichts; gibt bei eigenen Fehltritten, wenn man sie auch dafür anerkennt, dem Schicksale oder unwiderstehlichen Trieben die Schuld, ist aber weniger tolerant gegen die Verirrung seiner Brüder. Das ist nicht gut gethan.

9.

Miß auch nicht Dein Verdienst darnach ab, daß Du sagest: „ich bin besser als Dieser und Jener, von gleichem Alter, Stande" und so ferner; sondern nach den Graden Deiner Fähigkeiten, Anlagen, Erziehung, und der Gelegenheit, die Du gehabt hast, weiser und besser zu werden, wie Viele! Halte hierüber oft in einsamen Stunden Abrechnung mit Dir selber und frage Dich, wie ein strenger Richter, ob Du alle diese Winke zu höherer Vervollkommnung genützt habest!

S p i t t l e r.

Die Jugend des Herzogs Christoph von Wirtemberg.

(1783.)

Man genießt in der Geschichte selten die Freude, einen Mann von schon vollendetem und ausgebildetem Charakter zur Regierung kommen zu sehen, und noch seltener findet sich dieser schöne Fall, wenn ein Sohn seinem Vater folgt, und der neue Regent von den ersten Jahren seiner Jugend her mit der Erwartung eines künftigen Regiments aufwuchs. Herzog Christophs Leben war seit den ersten Jahren seiner Kindheit eine solche Reihe von Widerwärtigkeiten und ein Zusammenhang der unangenehmsten Erfahrungen, daß er in dem Alter, in welchem er zur Regierung kam, gewiß schon ein vollendeter Mann seyn mußte, oder die Natur müßte es nur am Urstoff haben fehlen lassen. Kaum war er vier Jahr alt, wie sein Vater vom Lande vertrieben wurde, und seine Oheime, die Herzoge von Baiern, welche wenigstens seine Erziehung hätten übernehmen sollen, schickten ihn nach Innspruck, wo Ferdinand für ihn sorgen mochte, der ihm wohl auch Hofmeister und Präceptor hielt, aber übrigens um ihn wenig bekümmert schien. Hin- und hergeworfen wie ein beschwerlicher Kostgänger kam er endlich unter das Canzleigefolge des Kaisers, sah und hörte hier als ein zwölfjähriger Jüngling Dinge, die seinen Verstand zu jener frühen Reife praktischer Klugheit bildeten, welche sonst auch im Leben der besten Menschen so selten als frühe Blüthe erscheint. Der arme Prinz scheint erst wie ein Findling allmälig haben entdecken zu müssen, wer und wo sein

Vater sey, was er selbst eigentlich seyn sollte, und wie er schon als Kind um alle Hoffnung seiner angestammten künftigen Grösse gebracht worden. Der Person des Kaisers immer sehr nahe, sah und hörte er gutes und böses, das eigene Privatleben Carls [V.] war ein Gemische von beidem, und unter dem Canzleygefolge war beydes noch mehr vermengt. Wahrscheinlich lenkte sein vortrefflicher Präceptor Michael Tifferni diese für Jünglinge meist so gefährliche Aufklärung zur Bildung jener schönen, duldungsvollen Festigkeit des Charakters, welche im ganzen nachfolgenden Leben Christophs unter allen äussern Abwechslungen unerschütterlich blieb. Was es für eine belehrende Scene für den jungen Prinzen gewesen seyn muß, als er die kaiserliche Krönung 1529 zu Bononien sah, Carls einschmeichelndes Betragen gegen den Pabst wahrnahm und doch zugleich auch wußte, wie der Kaiser unter vier Augen von dem heiligen Vater spreche. Welche noch belehrendere Scene, als er von Bononien hinweg zurück nach Teutschland auf den großen Augspurger Reichstag gieng, wo er [1530] zum erstenmal eine recht erlauchte Versammlung Teutscher Reichsfürsten sah, und wo der Gedanke in ihm lebhaft werden mußte, daß er auch einmal so keck mit dem Kaiser sprechen dürfte, wie Philipp von Hessen, wenn nicht das harte Schicksal seines Vaters auch ihn verfolgte. Der Anblick, Ferdinanden auf eben diesem Reichstag mit seinem Stammfürstenthum öffentlich belehnt zu sehen, war für ihn eine schöne Erläuterung aller der geheimen Nachrichten, welche er damals von manchem Teutschen Reichsfürsten erhielt, und das Mißvergnügen über seine ganze Lage scheint sich seit dieser Zeit in allen seinen Handlungen so ausgedrückt zu haben, daß es Carl für rathsam hielt, ihn 1532 mit sich nach Spanien zu nehmen und dort in einem Kloster seine Herstammung und seinen Vater vergessen zu lassen. Die Ausführung war leicht, da Christoph gewöhnlich im Gefolge des Kaisers mitreiste, und ohnedieß, nach vollendetem Feldzuge gegen die Türken, eine Reise über Italien nach Spanien beschlossen war. Schon auf den Grenzen von Teutschland, man reiste

bereits über die Tyrolische Gebirge, faßte Christoph den Anschlag, der ihm zu seiner Rettung allein noch übrig blieb, aber auch so gefährlich war, daß er sich nebst seinem treuen Tifferni nur in der äussersten Noth dazu entschloß. Er entwischte von dem kaiserlichen Gefolge. Eilends wurden ihm Spanier nachgeschickt, aber Tifferni hatte für Wegweiser und Pferde schon vorher gesorgt, und er selbst versteckte sich zuletzt in das Buschwerk eines Sumpfes, um dem Prinzen, dessen Pferd untüchtig geworden war, sein eigenes geben zu können. So kam endlich Christoph durch tausend Gefährlichkeiten hindurch zu seinem Oheim nach Landshut. Er glaubte die Restitution seines Stammfürstenthums itzt freymüthiger und nachdrücklicher betreiben zu können als vorher, und schon anderthalb Jahre nach seiner Flucht schien wirklich die volle Morgenröthe seines Glücks anzubrechen, sein Vater wurde durch Landgraf Philipps Tapferkeit und den Cadanischen Vertrag wieder in sein Herzogthum eingesetzt. Doch leider eigentlich itzt erst fieng die zweyte härtere Periode seiner Trübsale an.

Der Vater konnte auch nach seiner Wiederherstellung niemals vergessen, daß man einigemal den Vorschlag gehabt hatte, ihn auf Pension zu setzen und seinem Sohne das Herzogthum zu geben. Die geheime Verbindung, welche er immer zwischen seinem Sohn und dem Herzog von Baiern vermuthete, und die grosse Zuneigung, welche er bey fremden und einheimischen gegen denselben wahrnahm, erhöhten in der Seele des argwöhnischen Ulrich den Verdacht, zu welchem Menschen nach überstandenen Unglücksfällen geneigt sind. Prinz Christoph mußte Stuttgart verlassen, und er der einzige Erbe seines Vaters, auf dem fast der ganze Wirtembergische Stamm beruhte, mußte nothgedrungen in Französische Dienste treten, und nicht einmal das wenige Geld, das ihm sein Vater zu seiner Unterstützung versprochen, wurde richtig bezahlt. Acht Jahre lang erfuhr Christoph alle Mühseligkeiten, welche ein edler, tugendhafter Jüngling an einem höchst verdorbenen Hofe, ein gehaßter Ausländer unter einer Schaar von Grossen, die alle durch Familieninteresse wechsels-

weis verkettet sind, unvermeidlich zu erwarten hatte. Er wagte mit Freuden sein Leben in den Italienischen Kriegen, welche sein König in dieser Zeit gegen Carln führte, er bewies eine Tapferkeit, welche ihm den Neid selbst mancher Teutschen Herren, die in Französischen Diensten waren, recht fühlbar zuzog, aber wie verwünscht ihm ein Hof seyn mußte, wo ihm eigene traurige Erfahrungen bewiesen, daß beneidete tapfere Ausländer selbst gegen Meuchelmörder nicht gesichert seyen, und wie traurig ihm der Gedanke auffallen mußte, daß er vielleicht nur einen einzigen unglücklichen Abend etwas zu spät oder ohne recht zahlreiche Begleitung nach Haus gehen dürfe, so sey es um sein Leben und mit diesem um den ganzen Wirtembergischen Fürstenstamm geschehen! Die Seele gewöhnt sich zwar endlich an die Vertraulichkeit mit solchen Gefahren, aber wenn auch Christoph durch Kunst und Uebung diese so natürliche Empfindungen unterdrückt hatte, so war doch immer noch jeder Tag seine Plage, weil er sich auch durch die sorgfältigste Oekonomie für Schulden unmöglich zu retten wußte, und seinem Vater, der wohl auch wissen konnte, wie das [der] Gehalt am Französischen Hofe bezahlt werde, nicht einmal sollte klagen dürfen, um ihn wenigstens an Bezahlung der kleinen Summen zu erinnern, die er ihm bey seiner Abreise versprochen hatte. Landgraf Philipp von Hessen mußte mit einer Vorsicht, die man sonst nur bey den verworfensten verschwenderischen Söhnen braucht, den Vater allmälig auf Bezahlung einiger tausend Gulden vorbereiten, und ohne desselben Vermittlung würde ihm vielleicht auch kaum nach acht Jahren die Rückkehr ins Vaterland erlaubt worden seyn.

Durch die endlich gestattete Rückkunft nach Stuttgart 1542 erhielt zwar Christoph die Versicherung, daß ihm sein Vater das ganze Land, wie er es bisher gehabt hatte, hinterlassen werde, ohne dem Grafen Georg, was schon lang das Project war, ein beträchtliches Stück davon abzusondern; aber wie quälte ihn doch auch der alte mürrische Mann in jeder Kleinigkeit, und wie nachgiebig mußte der Prinz auch gegen solche Launen desselben

seyn, die aller natürlichen Freyheit zuwider sind. Ein Prinz, der schon beynahe dreyssig Jahr alt war, wollte sich seine Braut selbst wählen, that dem Vater mehrere Vorschläge mit verschiedenen Prinzeßinnen; der Alte bestund darauf, gerad die welche ihm zuerst eingefallen war, eine Prinzeßinn von Anspach, sollte er heurathen, und da der Sohn auch hier den härtesten Gehorsam leistete, so erhielt er vom Vater nicht einmal so viel Geld, um sich auf seine Freyersreise zu kleiden. Es war der ehrenvolleste Antrag, der dem Prinzen hätte geschehen können, daß man ihm die Reichshauptmannstelle gegen die Türken in Ungarn übertragen wollte: der Vater versagte auch hiezu seine Einwilligung, und so bald die Vermählung mit der Anspachischen Prinzeßinn in dürftiger Stille vollzogen war — an eine solenne Hochzeit durfte Christoph gar nicht denken, so schickte ihn der Vater nach Mömpelgard. Wenn auch nicht die grosse Trübsal des Ferdinandeischen Processes eingebrochen wäre [und] der Vater seiner damals nöthig gehabt hätte, so würde er ihn schwerlich wieder nach Teutschland gerufen haben.

Unter allen diesen häuslichen Leiden, die für einen Mann von Empfindung, wie Christoph war, die schmerzhaftesten seyn mußten, blieb der edle Prinz immer sich selbst so vollkommen gleich, daß ihm nie eine harte Klage gegen seinen Vater entfiel, daß er selbst in dem Zeitpunkt, da der Vater, durch den Ferdinandeischen Proceß gedrungen, die Abtretung des ganzen Regiments ihm anbot, eine so unschuldvolle Kaltblütigkeit gegen das reizendste Anerbieten behielt, die nur für einen Mann von völlig geprüftem Charakter möglich war. In seinem ganzen Betragen herrschte eine Ruhe, die seiner Thätigkeit nie schädlich wurde, und [ihn] doch selbst auch in Fällen, wo sonst Eilfertigkeit dem damaligen Zeitalter gleichsam eigen war, mit der reifesten Bedachtheit handeln machte. Einem Manne von solchen Fähigkeiten und Einsichten, als Christoph war, darf man wohl zutrauen, daß er die Verdorbenheit der Römischkatholischen Kirche, das Ungereimte mancher ihrer damaligen Lehren und das Politischschädliche

ihrer hierarchischen Einrichtungen früh eingesehen haben werde, und doch blieb er noch lange, nachdem sein Vater übergetreten war, noch da er schon in den vertrautesten Verbindungen mit den meisten protestantischen Fürsten stund, in Gemeinschaft mit der alten Kirche. Die Mannichfaltigkeit von Erfahrungen, die er sich im Umgange mit den wichtigsten Freunden beider Partien gesammelt hatte, leitete ihn auf eine damals höchst selten richtige Schätzung des Einflusses, welchen theoretische Wahrheit und theoretischer Irrthum oft gerad dem Scheine nach ganz verkehrt auf den Charakter der Menschen habe, und indeß er selbst bey der Partie blieb, unter welche ihn Geburt und erste Erziehung geworfen hatte, so erhielt er sich doch frey von allem, was ihm gar zu fühlbarer Irrthum derselben schien. Weder Versprechungen noch Drohungen hätten ihn bewegen können, bey der grossen Zusammenkunft zu Nizza, da der alte Pabst Paul III. den Kaiser und König in Frankreich vergeblich zu versöhnen suchte, nach dem Beyspiel der größten Monarchen, die er vor sich sah, dem heiligen Vater den Fuß zu küssen.

Neues Leben und neue Kräfte mußten in alle Theile der Regierung kommen, da nun ein solcher Prinz dieselbe übernahm, dem die allgemeine Liebe aller Unterthanen entgegensah, der jeder kleinen individuellen Verhältnisse am kaiserlichen und königlichen Hofe Ferdinands so kundig war, daß er seine grosse Talente für Versicherung der Constitution seines Landes und für allgemeine Teutsche Reichsfreyheit recht wirksam machen konnte.

Klinger.

I. Betrachtungen und Gedanken.

(1801 — 1805.)

Ich wünsche und erwarte, daß Bonaparte sich, sobald der Friede geschlossen und alles in Frankreich gesetzlich zugeht, in die Einsamkeit zurückziehe, und nur dann erscheine, wenn das politische Meer drohend wird, um die Wellen zu beschwören. Thut er dieses nicht, so verdunkelt er in sich das glänzendste Gestirn, das aus dem dunkeln Schooß des Menschengeschlechts hervorgegangen ist, und sich aus eigenem Lichtstoff gebildet hat. Um in einem bescheidenern und einfachern Bilde zu reden, — er zerschlägt in sich das schönste moralische Ganze, welches jemals Glück, Umstände, Charakter und Genie in einem Sterblichen, zur edlen Vollendung, vereinigt haben. Jetzt noch steht er einzeln an der Spitze der Todten und Lebenden, der Geschichte und der gegenwärtigen Zeit — nein! er steht vor der Fronte des ganzen Menschengeschlechts — ohne daß einer wagen könnte, sich neben ihn zu stellen oder sich mit ihm zu vergleichen. Aber er vergesse sich nun — so treten die großen Todten aus der Geschichte und die großen Lebenden der Zeit hervor, und rufen ihm zu: — Du gleichest uns, wir treten mit dir vor oder du trittst mit uns zurück. Welch ein Fall wäre dieß! Welch ein Triumph für die elenden Geister der Erde, die so gern alles Große zu sich in Staub herabziehen! Bonaparte, ich fürchte nicht den Meuchelmord fremder Hände an dir — deine jetzige Größe tödtet keines Sterblichen Hand — ich fürchte nur den Meuchelmord, den du an deiner errungenen einzigen Größe begehen könntest.

Wenn das Schöne, Gute und Herrliche, das ich hin und wieder über Bonaparte, besonders in den Jahren 1801 und 1802, in diesem Werke gesagt habe und noch so gern sagen möchte, meistens schon zur bittersten Satire auf ihn geworden ist, so trifft diese bittere Satire doch nicht mich. Es war wohl erlaubt, zu träumen, zu wünschen und zu hoffen, der berühmte große Mann, der Mann, der die blutige Revolution endigte und die von ihr erzeugten Ungeheuer vernichtete, möchte auch ein moralisch großer Mann werden wollen. An Gelegenheit dazu hat es ihm gewiß nicht gefehlt; von der ältesten Zeit bis auf heute ward sie keinem Sterblichen so dargeboten, und man konnte sogar voraussetzen, ein feineres, recht raffinirtes Interesse der Selbstliebe, des Ehrgeizes, des Stolzes, von der Klugheit geleitet, würde ihn dazu reizen und den Sinn für ein höheres Ideal, als das gewöhnliche der Glücklichen seiner Art, in ihm erwecken. Wenn diese Träume, diese Wünsche zeigen, was seine Zeitgenossen von ihm erwarteten, so habe ich mit den meinigen seine moralische Geschichte geschrieben, und um so wahrer, da ich mich nicht von dem Urtheil der Menge leiten ließ. Darum rechne ich mir diese Träume und Wünsche zu Ehren, und nehme sie nicht zurück.

Woher kömmt es, daß hervorragende Satiriker, in den alten und neuen Zeiten, so selten sind? Freylich erfordert es gar mancherley Talente, um hier zu glänzen. Denn außer einem treffenden, wahren, scharfen Witz, einer ausgebildeten, geschmeidigen Sprache, einer regen Einbildungskraft zur Erschaffung neuer Bilder und zur Auffassung unbemerkter, überraschender Verhältnisse — der geistvollsten Poesie zu auffallender Erfindung des Stoffs und der Bearbeitung desselben — erfordert diese Gattung noch — einen freien, kühnen, hellen Beobachtungsgeist, tiefe Kenntniß des Menschen in allen Ständen und Verhältnissen — eine aus wahrer moralischer Energie entsprungene Indignation über Thorheiten und Laster. Diese, nicht die Galle, muß

die Geißel führen, wenn 'wir den Zuchtmeister achten sollen, und der Gestrafte mit Ueberzeugung, er habe die Streiche verdient, erschrocken von dem Buche aufspringen und heulend davon gehen soll. Diese Indignation hat Swift zum größten und einzigen Satiriker der neuern Zeit gemacht; um ihn selbst recht kennen zu lernen, muß man alle seine Schriften und besonders seine Briefe lesen. Daß es in Deutschland wenig solche Genies gibt, begreife ich; denn ohne von unsern milden Sitten, unserer politischen Stille, unserer Verträglichkeit, unserer Achtung für das Hergebrachte, der Verehrung des Großen und Reichen zu reden, wirft diese Gattung zu wenig Gewinn ab, und es ist hier nicht so leicht, bändereiche Werke zu schreiben. Unsere Schriftsteller üben daher die Satire nur gegen einander aus, und das nur in dem Fall, wenn einer dem andern in den Erwerbszweig fällt oder bei den Kunden durch kecken Tadel zu schaden sucht; dazu gebrauchen sie dann gewöhnlich ein Ingrediens, das ich oben vergessen habe — die Grobheit.

Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben und in dem Umgange mit höhern Ständen aufzuklären, ohne daß das Herz in dieser Schule auftrockne. Ich kenne darum nichts Interessanteres, als einen welterfahrnen Mann mit grauen Haaren, der nach ehrenvollem, thätigem Leben zu seinen Verwandten und Jugendfreunden zurückkehrt, und den Alle, obgleich die Zeit sein Aeußeres verwittert hat, doch noch an seinem gesunden Herzen, seinem Geist, Sinn und seiner Denkungsart wieder erkennen. Dieses nenne ich den Kern im Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich, überzeugt, daß der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen. Mir ist die Morgenröthe der Jugend noch nicht untergegangen, ist ihre Farbe auch nicht mehr so glühend, so ist sie um so sanfter und milder, und der Geist sieht leichter die Bilder, die hinter dem schimmernden Dufte schweben.

Wenn die Fürsten wüßten, wie das bloße Anerkennen des wirklichen Verdienstes die Herzen ihrer Staatsdiener, von welchem Range sie auch seyen, erhebt, ihr ganzes Daseyn beseligt, wie es alles Bittere der vorigen Vernachlässigung vergessen macht, wie es ihnen auch die schwerste Arbeit versüßt und ihre Fähigkeiten dazu entwickelt, ihre Moralität und dadurch die Moralität Anderer verbessert: sie würden sich's zu einer der ersten Pflichten machen, wahres Verdienst zu erforschen, anzuerkennen und zu belohnen. Aber es gehören so viele glückliche Umstände für den Fürsten und den Staatsdiener dazu, daß die Ausübung dieser Pflicht zu den schwersten und seltensten gehört, und darum auch den glücklichen Erfolg nicht haben kann, den ich jedem solchen Fürsten so herzlich wünsche.

Das Feuer des Unwillens über Thorheit und Laster entzündet den Witz zum kühnen Sarkasm, der Spott reizt ihn zum spitzigen Epigramm. Der erste entspringt aus einem starken Gefühl; indem dieß den Witz berührt, durchglüht es ihn auch, und eben so schnell springt das elektrische Feuer in die Seele, das Herz und die Einbildungskraft des Hörers. Mit einem Zug entwirft er ein vollendetes Gemälde aus der moralischen Welt; aus den kühnen Gedanken wird ein feuriges Bild, das aus dem Spiegel der Wahrheit glühend herausleuchtet. Der Witz spielt um das Lächerliche, er spitzt in Ruhe den Pfeil, und fixirt den Verstand auf den ins Auge gefaßten Punkt. Der Sarkasm wirft eine Fackel in das Dunkel des menschlichen Wesens — schleudert er sie auf den Einzelnen, so steht er, wie in einer schnell erleuchteten Höhle, mitten im Feuer. Das Epigramm deutet nur mit dem Finger auf die Thoren, und sie ziehen vorüber.

Die meisten Menschen sterben, ohne nur ein Wort davon zu wissen, daß sie durch ein unbegreifliches Wunder gezeugt worden sind, durch ein eben so großes Wunder gelebt haben,

und von nichts als den erstaunungsvollsten Wundern der Natur umgeben waren. Sie ahnden gar nicht, daß sie ihre Tage auf einem Schauplatz voller Zauberschlösser zugebracht haben, deren herrliche Erscheinungen und Wunder keine Einbildungskraft erreicht, kein Verstand durchdringt, kein Gedächtniß faßt und keine menschliche Zunge nennt. Wer die Natur durch ihre großen Historiker und die Beobachtung selbst nicht kennt, der geht aus dem Grabe im Mutterleib in das Grab der Erde hinüber, ohne daß sich der Schleier vor seinen Sinnen verdünnt hat, und ich weiß nicht, wie er die Wunder jener Welt ansieht und erkennt, da er in dieser ein Fremdling geblieben ist und so zu sagen ohne Maßstab ankömmt.

Man kann auf die Stimmung des Geistes und Herzens der Mächtigen und Reichen nach den Gegenständen der Gemälde schließen, die sie an den Wänden des Zimmers um sich haben, worin sie sich vorzüglich aufhalten. Vorausgesetzt, daß Neigung und nicht Kenner-Liebhaberey, die nur auf den großen Namen des Malers und die Seltenheit sieht, die Wahl getroffen hat. Ich wenigstens kann in kein solches Zimmer treten, ohne mit meinen Blicken die Gegenstände der Gemälde zu mustern, und die Gemälde über den Besitzer, und den Besitzer über die Gemälde im Stillen zu examiniren. Ist es nicht erfreulich, erweckt es nicht Zutrauen zu dem Besitzer, wenn man eine Reihe schöner, edler, erhabener Thaten und Handlungen, von dem Pinsel des Künstlers der Vergessenheit entrissen, um sich her sieht, mit denen der, welcher sie ausgewählt, in Einverständniß steht? Sind es nicht oft die Gemälde allein, die den Mächtigen noch Wahrheiten sagen, ihnen von tugendhaften, edlen Handlungen und Aufopferungen reden, indem sie ihnen die Beispiele davon lebendig vor die Augen stellen? Es sind Lehrer ohne alle Anmaßung für sie.

Um eine recht ästhetisch wirkende Geschichte der französischen Revolution zu schreiben, müßte man die Kunst verstehen, alle die merkwürdigsten Begebenheiten, wie sie auf einander folgen, und eine aus der andern fließen, in einem kräftigen, feurigen, kurz gedrängten Styl, ohne Anmerkungen, Gemälde, Portraits, Deklamation und ohne Schimpf und Lob darzustellen. Jede Begebenheit müßte überdem so erwiesen seyn, daß auch der keckste Zweifler und der bestimmteste Parteigeist, von welcher Meinung er sey, nichts dagegen aufzubringen fände. Würde dieses Werk so ausgeführt, welch' eine Beschäftigung für unsern Verstand, unsere Einbildungskraft und unser Herz! Der kälteste Leser müßte vor diesem wahren Epos zum Dichter und Schöpfer werden.

II. Rechenschaft.

(1805.)

Ich habe — (wer sein Ich nicht zu übertünchen sucht, darf von sich in der ersten Person reden) — ich habe Alles, was Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen und Deutsche Gutes, Wahres, Schönes, Kühnes, Sonderbares, Schwärmerisches und Erhabenes, gedacht, gefaselt und gedichtet haben, gelesen, habe wohl mehr dabei gethan. Ich habe alle große und kleine, thörichte und vernünftige Weltbegebenheiten bemerkt, die Menschheit und ihren Geist durch seine Höhe und Tiefe, so weit ich vermochte, so weit mein Blick reichen konnte, und mich Lage und Zufall begünstigten, beobachtet und verfolgt. Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieses so ernstlich als ehrlich that, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst. Mich

selbst hab' ich schärfer und schonungsloser beobachtet und behandelt, als andre. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niedern und mittlern Stände, ihre Noth, ihre Verhältnisse, ihr Glück — durch meine Lage die höhern und die höchsten Stände, ihre Täuschungen, ihre Schuld und ihre Unschuld kennen. Ich habe nie eine Rolle gespielt, nie die Neigung dazu in mir empfunden und immer den erworbenen und festgehaltenen Charakter ohne Furcht dargestellt, und so, daß ich die Möglichkeit gar nicht mehr fürchte, anders seyn oder handeln zu können. Vor der Versuchung anderer ist man dann nur ganz sicher, wenn man sich selbst zu versuchen nicht mehr wagen darf. Ich habe in einem sehr großen Reiche von der Zeit an gelebt, da ich dem männlichen Alter entgegentrat; viele Geschäfte sind mir aufgetragen worden, die mich mit allen Ständen in Verkehr setzten — aber nach ihrer täglichen Beendigung, verbrachte ich die mir gewonnene Zeit in der tiefsten Einsamkeit, der möglichsten Beschränktheit. Ich war Zeitgenosse Friedrichs des Zweiten, — die französische Revolution ist vor meinem Geist vorübergegangen, (wäre sie nur an dem Geist allein vorübergegangen!) — ich lebe unter Alexander dem Ersten, — dem Edelsten der Menschen — Höheres weiß ich nichts zu sagen — und das zu der Zeit, da meine Tage sich gegen den Abend des Lebens neigen, — und diesem — dem glücklichsten Zeitpunkt meines Lebens, im moralischen Sinn, verdanke ich den mildern Anstrich, der das düstere Gemälde voriger Erfahrung an der Welt und ihren Bewohnern aufheitert.

Wer es nun der Mühe werth hält, das eben Gesagte, und das ich nur aus diesem Grunde sage, mit dieser Schrift [illegible] meinen übrigen Schriften zu vergleichen, der wird hierin [illegible] Schlüssel zu vielem oder allem finden, es betrübe oder erfreue ihn. Ein Schriftsteller, der sich selber malt, ist eine solche Mittheilung dem Leser schuldig.

Reinhard.

Pflichten der Erzieher.

(Aus der Predigt über Luc. 1, 57—80. Am Johannestage 1795.)

Hier habt ihr eine Erzählung aus der Jugendgeschichte eines Mannes, meine Zuhörer, der schon in seiner zartesten Kindheit eine ganze Gegend seines Vaterlandes mit frohen Hoffnungen erfüllte. Die Umstände seiner Geburt waren so außerordentlich, die Entwicklung seiner Fähigkeiten geschah so schnell, es war, wie der Evangelist dies ausdrückt, die Hand des Herrn so sichtbar mit ihm, daß man auf dem ganzen Jüdischen Gebirge es zu Herzen nahm, und sich einander fragte: was meinest du, will aus dem Kindlein werden? Und welche Hoffnungen regten sich in der Brust des entzückten Vaters! Und du Kindlein, ruft er, wirst ein Prophet des Höchsten heissen; du wirst vor dem Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereitest, und Erkenntniß des Heils gebest seinem Volk. Diese Erwartungen sind eingetroffen, meine Zuhörer, Johannes ist geworden, was sein Vater hier verkündigte. Aber wahrlich, dieser edle Greis und seine ehrwürdige Gattin haben es nicht beym Hoffen bewenden lassen; der Evangelist entwirft ein zu vortheilhaftes Bild von ihnen, als daß man nicht annehmen könnte, die Pflichten, welche der Besitz eines solchen Kindes ihnen auflegte, seyen pünctlich von ihnen erfüllt worden. Und dies ist eben der Gesichtspunct, aus welchem wir die Geschichte dieses Festes diesmal fassen wollen. Auch unter uns lebt eine

hoffnungsvolle Jugend auf; aber lasset uns ihrem Wachsthum nicht mit träger Gleichgültigkeit zusehen; überlegen lasset uns, wozu uns die schönen Erwartungen verbinden, welche die aufblühende Jugend erweckt. Und hier habe ich denn mit euch, Eltern und Verwandte; ich habe mit euch, die ihr selbst keine Kinder habt; ich habe endlich mit euch, ihr Kinder selbst, zu sprechen; denn so mannigfaltig sind die Pflichten, von denen hier die Rede ist. Euch also, ihr Eltern und Verwandte, verbinden die schönen Erwartungen, welche die aufblühende Jugend erweckt, zur Bescheidenheit im Hoffen, zur Treue im Erziehen, und zum Ernst im Lieben. Euch, die ihr selbst keine Kinder habt, verpflichten die schönen Erwartungen, welche die aufblühende Jugend erregt, zu froher Theilnehmung, zu einem ermunternden Beyspiel, und zu einer thätigen Unterstützung. Ihr endlich, ihr Kleinen, von denen wir so viel Gutes hoffen, betrachtet diese Erwartungen mit Ehrfurcht, täuschet sie nicht, und sehet sie als Mittel an, durch die euch Gott den Weg zum Glücke bahnen will. Sehet da in der Kürze die Hauptstücke meiner heutigen Betrachtung; lasset sie uns nach der Reihe in Erwägung ziehen.

Die aufblühende Jugend erweckt schöne Erwartungen von sich, meine Zuhörer, wenn sie Fähigkeiten des Geistes entfaltet, die für die Zukunft einsichtsvolle, brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft versprechen; wenn sie Eigenschaften des Herzens zeigt, die nur gepflegt und gebildet werden dürfen, um sich in wahre Tugend zu verwandeln; wenn sie endlich Kräfte des Körpers besitzt, welche die wohlthätige Geschäftigkeit des Geistes künftig unterstützen, erleichtern und verschönern werden. Solche Hoffnungen weckte Johannes; er wuchs, er ward stark im Geiste, die Hand des Herrn war mit ihm. Und wenn ähn-

liche Erwartungen in uns aufgeregt werden, wenn sich die zarte vielversprechende Blüthe guter Kinder vor unsern Augen öffnet: werden wir sie in müssiger Trägheit ihrem Schicksal überlassen, werden wir es unthätig abwarten dürfen, was aus ihr werden soll; werdet ihr, die ihr diesen edlen Pflanzen am nächsten stehet, und sie im Schooß eurer Familien empor wachsen sehet, werdet ihr, Eltern und Verwandte, nicht ganz vorzüglich Ursache haben, zu überlegen, wozu euch diese schönen Erwartungen verbinden?

Doch mit euch wollte ich ohnehin zuerst reden; ich habe schon gesagt, daß euch vor allen Dingen Bescheidenheit im Hoffen obliegt. Wir müssen uns nämlich von unsern Kindern nicht mehr versprechen, als wir uns vernünftiger Weise versprechen können. Zacharias im Evangelio hofft von seinem Neugebornen sehr viel; aber seine Hoffnung war nicht die Frucht einer ungegründeten Vorliebe; er hatte das größte Recht, viel von einem Sohne zu erwarten, über dessen Bestimmung und Würde sich Gott selbst so deutlich erklärt hatte. Wir werden von dem, was unsre Kinder einst seyn und leisten werden, so nicht unterrichtet; um so mehr muß es also Pflicht für euch seyn, geliebte Eltern, die ihr hoffnungsvolle Kinder zu besitzen glaubet, nicht etwan schwärmerischen Träumen nachzuhängen, sondern strenge zu prüfen, worauf eure Erwartungen sich stützen. Wie leicht besticht die Zärtlichkeit des Vater= und Mutterherzens unsern Verstand, und macht ihn parteiisch; wie leicht entsteht aus allerley Ursachen eine gewisse Vorliebe gegen manche von unsern Kindern, die unsre Hoffnung von ihnen zu hoch spannt; wie gern glauben wir den Schmeicheleien anderer, die uns in unsern Kindern mehr erblicken lassen, als sie wirklich besitzen; wie leicht verführt eine gewisse natürliche Lebhaftigkeit, mit der sie handeln, [illegible]glückliches Gedächtniß, das ihnen eigen ist, eine besondere Sittsamkeit, durch die sie sich auszeichnen, selbst ein gewisser Ernst, der über ihre Jahre zu seyn scheint, unsre leichtgläubige Zuneigung, ihnen Fähigkeiten und Kräfte

zuzutrauen, die sie nicht haben; wie oft sind wir in Gefahr, gewöhnliche Eigenschaften für etwas Ausserordentliches zu halten, und wohl gar Fehler für etwas Gutes anzusehen. Es ist schwer, meine Zuhörer, von Fähigkeiten, die erst hervorkeimen, ein richtiges Urtheil zu fällen; selbst die erwachsene Jugend täuscht uns oft, und leistet weniger, als wir vermuthet hatten. Sollen also unsre Hoffnungen nicht ausschweifende Träume werden: so lasset uns durch fleißiges Beobachten und durch unermüdete Aufsicht zu erforschen suchen, was und wieviel wir erwarten dürfen; lasset uns der Natur, welche alles nur langsam entwickelt, nicht unbedachtsam zuvoreilen, und entweder ein ungegründetes Vertrauen zu unsern Kindern fassen, oder vor der Zeit muthlos werden. Denn seyd ihr bescheiden im Hoffen, so werdet ihr auch nicht ohne Noth fürchten. Die größten Fähigkeiten brechen zuweilen mit einer so zaudernden Langsamkeit hervor, daß der flüchtige Beobachter irre wird; oft ist gerade das, was wir wilde Heftigkeit und Anlage zu Ausschweifungen nennen möchten, das Merkmal einer ungemeinen Fülle von Kraft; oft hindert uns ein eigensinniger Widerwille, mit welchem wir manches von unsern Kindern betrachten, die herrlichen Vorzüge wahrzunehmen, womit Gott es geschmückt hat. Lasset uns behutsam seyn, meine Brüder, lasset uns alles wohl überlegen; jemehr Ursache wir zu haben glauben, entweder ausserordentlich große, oder ausserordentlich geringe Erwartungen von unsern Kindern zu fassen: desto weniger lasset uns voreilig zu Werke gehen; desto mehr sey Bescheidenheit im Hoffen Pflicht für uns.

Aber auch Treue im Erziehen. Wir sind verbunden, für jedes menschliche Geschöpf, das Gott durch die Bande des Blutes mit uns verknüpft hat, alles zu thun, was in unsern Kräften steht, die Hoffnungen mögen groß oder gering seyn, die wir von demselben fassen können. Aber wie nimmt diese Verbindlichkeit zu, wie wichtig und heilig wird sie, wenn uns Gott einen seiner Lieblinge anvertraut; wenn er uns einen

Sohn schenkt, durch welchen er künftig seinem Volk Erkenntniß des Heils geben und tausende segnen will; wenn er uns die Bildung einer Tochter aufträgt, die er zur wohlthätigen Mutter einer glücklichen Familie, und zu einem ehrwürdigen Muster weiblicher Vollkommenheit bestimmt hat! Zu welchem Eifer wird der edle Greis im Evangelio durch die Hoffnungen beseelt, die er von seinem Sohne fassen konnte; mit welchem Entzücken besingt er den Segen, den Gott durch dieses Kind wirken würde! Sollte der, welcher von seinem Kinde so dachte und sprach, nachlässig bei der Erziehung desselben gewesen seyn? Wissen wir nicht aus der Geschichte, wie glücklich Zacharias bei diesem Geschäfte war, und daß Johannes alles wurde, was er werden sollte? O daß gleicher Eifer euch alle erfüllte, wenn euch Gott in euren Kindern angenehme Hoffnungen zeigt. Vergeblich ists, von diesen Hoffnungen zu sprechen, sie zu rühmen, sich ihrer zu freuen. Je grösser sie sind, desto schwerer werden die Pflichten, die sie euch auflegen; desto eifriger habt ihr dafür zu sorgen, daß keine derselben vereitelt werde; daß jede Kraft, die sich in euren Kindern regt, Reiz und Uebung, und Bildung erhalte; daß es ihnen an keiner Gelegenheit fehle, bei der sie gewinnen und Fortschritte machen können; desto ernstlicher habt ihr zu bedenken, daß Gott die Gaben, die er in eure Kinder gelegt hat, einst auch von euren Händen fordern wird, wenn sie durch eure Schuld verloren gegangen sind. Ach es ist ein schweres Geschäft, ein vernünftiges Geschöpf bei seiner Entwickelung zu leiten und zu unterstützen; sammelt alle eure Kräfte, wenn es euch obliegt; sehet euch nach dem Rath und der Hilfe verständiger Menschenfreunde um; und vergesset es nie: ächte Vater- und Muttertreue könnet ihr der aufblühenden Jugend, die schöne Erwartungen erweckt, unmöglich anders beweisen, als durch Treue im Erziehen.

Aber eben daher liegt euch endlich auch Ernst im Lieben ob. Welche Regungen der innigsten Zärtlichkeit gegen ein so lang und sehnlich gewünschtes Kind herrschen bei den Eltern

Johannis im Evangelio! Und doch weigern sich diese so innig liebende Eltern nicht, ihrem Kinde die rauhe Erziehung zu geben, die er als ein Verlobter Gottes nach den Vorschriften des Gesetzes erhalten mußte; sie weigern sich nicht, ihm alle die Bequemlichkeiten und Freuden zu versagen, die man der Jugend sonst so gern erlaubt, und ihn zu dem Ernst und der Selbstverläugnung zu gewöhnen, die seiner künftigen Bestimmung gemäß war. Das Kindlein wuchs, heißt es im Evangelio, und ward stark im Geist, und war in der Wüste; der so sehr geliebte Knabe entriß sich bald den Umarmungen seiner Eltern, um sich durch ein strenges enthaltsames Leben zum künftigen Lehrer seines Volks zu bilden. Welche Erinnerung für uns, meine Zuhörer! Es ist wahr, zu der Strenge, welche die Eltern Johannis bewiesen, sind wir nicht verbunden. Aber wie können wir genug auf unsrer Hut seyn, daß wir eben die Kinder, die unserm Herzen so theuer sind, durch weichliche Pflege nicht entnerven, durch schlaffe Nachsicht nicht verwöhnen, durch unzeitiges Vertrauen nicht nachläßig machen, durch unvorsichtiges Loben nicht mit Stolz und Eigendünkel erfüllen; wie können wir verhüten, daß unsre Liebe ihre glückliche Bildung nirgends unterbreche und störe? Wie sollen wir insonderheit der übertriebenen Zärtlichkeit weichlicher Mütter Gränzen setzen, die schon so manches Kind voll edler Kräfte verdorben, und die größten Vollkommenheiten gleichsam im Aufblühen erstickt hat. Ohne Anstrengung, meine Zuhörer, ohne Enthaltsamkeit, ohne Ordnung, ohne unabläßiges Streben und Kämpfen ist es nicht möglich, daß sich ein menschliches Wesen bilden und etwas Großes leisten könnte. Lieben wir die Kinder wirklich, die Gott uns geschenkt hat, wollen wir die Erwartungen, die sie erwecken, nicht selbst vereiteln, so lasset uns Zärtlichkeit und Strenge mit einander verbinden, lasset sie uns mit vernünftigem Ernste lieben.

Caroline Rudolphi.

Die Mädchenerzieherin.

(1808.)

Fragment eines Gesprächs.

Ich. Nun, so sey denn die Erzieherin lieber nicht mehr jung, habe ihre eigenen Kinder schon groß gezogen, und fange mit den fremden ein zweites Familienleben an, aber nur sey sie verheurathet, damit die fremden Kinder immer in männlicher und weiblicher Umgebung zugleich sind, und immer am warmen Strahl der Familienliebe sich sonnen.

Pfarrer. Welch ein Ideal von weiblicher ausdauernder Energie fodern Sie, meine Freundin! Nennen Sie mir ein lebendiges Weib unter allen die Sie kennen, das, wenn es die Aufgabe seines Lebens schon so ganz gelös't, noch Geistes- und Gemüthskraft genug hätte, so ein zweites noch schwereres Tagewerk zu beginnen, und — zu enden.

Ich. Nun dann muß es freilich die Wittwe oder Jungfrau seyn, die sich noch in der Blüthe des Lebens dem Berufe, für Adoptivkinder zu leben, ganz ausschließend hingebe.

Pfarrer. Und, Wittwe oder Jungfrau, muß sie eines oder das andere freiwillig seyn, muß sich mit dem Schicksal völlig abgefunden haben, und mit freiem Geiste über Leidenschaft, Wunsch und Hoffnung in dieser Rücksicht sich erheben können.

Ich. Sie fordern viel, mein Freund.

Pfarrer. Und ich lese in Ihrem Innern die noch strengern

Foderungen: ich weiß, daß Sie mir zürnen würden, wenn ich weniger von Ihrem Geschlecht erwartete. Denn Sie wollen auch, daß die Erzieherin ein Herz habe, das der zartesten, innigsten, glühendsten Liebe empfänglich sey, und daß nun der ganze Reichthum dieses Herzens zur Mutterliebe für die Adoptivkinder geworden sey, die sich nur durch den Mangel des Naturtriebes zu diesen angenommenen Kindern von der gewöhnlichen Mutterliebe unterscheide, und die das innige Erbarmen gegen die Schwachheit mit weiser Besonnenheit immerdar verschmelze, daß es nie in Schwäche ausarten möge.

Ich. Ich weiß nicht, Freund, ob Sie mein Gemüth durch Ihre uns ehrende Ansicht bestochen haben: ich fühle mich überwältigt, und darf Ihnen nichts mehr entgegen setzen. Nur das noch, daß ich ohne alle männliche Hülfe ungern Mädchen erziehen möchte.

Pfarrer. Aber so engherzig wollen wir auch unser Ideal von Erzieherin nicht haben. Sie soll alles anerkennen, was ihr männliche Hülfe seyn kann; sie soll vornehmlich den wissenschaftlichen Unterricht, den auch Ihr Geschlecht nicht ganz entbehren kann, lieber einem Manne anvertrauen, auch wenn sie alle nöthige Kenntnisse besäße, um ihn selbst zu geben; denn alle Verstandeskultur soll vom Manne ausgehen. Eins aber soll sie sich vorbehalten, und darf es sich unter keiner Bedingung nehmen lassen: das ist der unmittelbare Einfluß auf die Entwickelung des eigentlichen Charakters, der Weiblichkeit, des Zartgefühls.

Ich. Wie Sie mir aus der Seele sprechen! Wer mir hier eingreifen wollte, würde mir verwundend ans Herz greifen. Aber was die wissenschaftliche Bildung betrifft, wie sehr ist da aller männliche Unterricht vorzuziehen. Wie so ganz anders, wie viel heller, klarer, tiefer ist der Blick des männlichen Geistes! Oft wenn ich in irgend einer Sache recht eigentlich zu Hause zu seyn meynte, und mir selbst das Zeugniß gab, ich könne sie auch trefflich vortragen: so durfte nur ein Mann von mäßigen Fähigkeiten kommen, und über denselben Gegenstand sich auslassen, um mich völlig aus dem Traume zu reißen.

Pfarrer. Und dies Erkennen ist weibliche Größe.

Ich. Weil wir nur durch demüthiges Gefühl unsers Unvermögens etwas seyn können?

Pfarrer. Nicht also, meine Freundin. Nur das Erkennen und Unterscheiden ihres Gebietes von dem Männlichen macht das Weib zu dem Höchsten, was es seyn kann. Vergebens würden wir nach ihrer leichten liebenswürdigen Schnellkraft des Geistes ringen. Vergebens streben sie nach der Tiefe, nach der Ideenverkettung, nach dem Zusammenhang und der Ordnung im Denken, die jede ernste Wissenschaft fodert. Und darum kann nur der Mann den weiblichen Geist zur Ordnung im Denken, und zum eigentlichen Wissen führen; aber darum kann auch das kindliche Herz nur am weiblichen Herzen gedeihen. Und darum kann der zarte weibliche Sinn nur vom Weibe entfaltet werden. Alle Mädchen, die, unter Knaben, von Männern auferzogen wurden, behielten minder oder mehr ihr lebenlang etwas Unweibliches an sich.

Ich. Setzen Sie aber auch hinzu, daß Weiber, die unter lauter Weibern aufwachsen, z. B. in Klöstern, in sehr zahlreichen Pensionsanstalten, von dem weiblichen Kleinigkeitsgeiste bald ganz und gar beherrscht werden, und ihm späterhin nie mehr entrinnen mögen. Es gibt nicht elenderes, als diesen weiblichen Kleingeist.

Pfarrer. Das ist die unausbleibliche Folge solcher Einseitigkeit des Lebens. So wie die Männer, die lange oder immer ohne den wohlthätigen Einfluß Ihres Geschlechts leben, dafür mit der jämmerlichsten Pedanterei gestraft werden. Das ist die Rache der beleidigten Natur.

Georg Forster.

Das Ideal der menschlichen Schönheit.

(1790.)

Die Rose, sagen wir, ist die schönste unter den Blumen, und ein ziemlich allgemeines Wohlgefallen an ihrer Gestalt scheint dieses Urtheil zu bestätigen. Ich weiß nicht, ob der göttliche Apoll, oder wähle Dir welches andere Ideal Du willst, ob dieses eben so allgemein durch übereinstimmendes Gefühl als Inbegriff der menschlichen Schönheit anerkannt und angenommen wird; aber das weiß ich, daß der Mensch, vor allen anderen Gegenständen der Natur, einer wahrhaften Idealisirung fähig ist, indem das Ideal, welches der Künstler entwirft, zugleich mit dem richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers als einer besonderen Thiergattung, auch die Sittlichkeit des Menschen, als mitempfunden, darstellen muß. Von keinem andern Wesen wissen wir die Bestimmung, die relative Zweckmäßigkeit und folglich die subjektive Vollkommenheit so genau und bestimmt in allen ihren Momenten anzugeben, wie von uns selbst; von keinem andern Wesen wissen wir aus vielfältig gesammelter Erfahrung den Begriff dieser Vollkommenheit mit einer tief empfundenen Vollkommenheit der Form zu paaren. Den physiognomischen Sinn, so unmöglich es ist, ihm eine Methodik unterzulegen, können wir uns selbst nicht abläugnen; aber es bedarf keines Erinnerns, daß er vom Menschen zum Menschen ungleich wirksamer ist, als in Beziehung auf die Qualitäten der Thiere und Pflanzen und deren Signaturen

(laß mir das mystische Wort nur hingehen) in der äußeren Gestalt. Es scheint uns zwar oft gar etwas verächtliches um die Bestimmung der mancherlei Wesen, die zugleich mit uns die Erde bewohnen; wir wähnen auch wohl uns selbst als letzten Zweck des Daseyns aller Dinge um uns her. Allein ein geringer Grad von Naturkenntniß kann uns aus diesem Irrthum reißen. Ueberall stoßen wir auf Organisationen, die wir noch nicht kennen, die wir nicht zu brauchen wissen, deren Verhältniß zu den übrigen Erdenwesen uns räthselhaft bleibt; und wollen wir die Augen öffnen, so wird sich uns täglich und stündlich die Ueberzeugung aufdrängen, daß wir von der Art zu seyn, zu genießen, des Daseyns froh zu werden, und seine Bestimmung zu erreichen — eines jeden andern Dinges, außer dem Menschen selbst, auf dem Wege der Empfindung nichts Vollständiges erfahren können, indem die Natur alles Identificiren mit fremden Gattungen unmöglich macht. Ein Wesen aber, mit dessen Organen wir nicht empfinden, in dessen Lage wir uns nicht hinein denken und hinein ahnden können, von dessen innerer Vollkommenheit können wir uns auch kein Ideal abstrahiren, und dieses eben so wenig mit dem Gefühl, das wir von der Schönheit seiner Gestalt haben, in eine Harmonie bringen, oder mit einer bestimmten Form bezeichnen.

Den Menschen können wir idealisiren; darum bleibt er allerdings der höchste Gegenstand der bildenden Kunst. Wie nun aber das Ideal gestaltet seyn müßte, das die gesammte Gattung vorstellen sollte, ist darum noch nicht ausgemacht. Wenn wir darin übereinstimmen, daß es über die individuelle Natur hinausgehen und, was von Vollkommenheiten in einzelnen Personen durch das ganze Geschlecht zerstreuet ist, zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, darstellen müsse, so wird uns bei der Ausführung immer eines Jeden individueller Schönheitssinn im Wege stehen, und jeder Künstler, wie er selbst moralisch groß und klein ist, wie er auffassen, theilnehmen und mittheilen kann, auch, wie er Gelegenheit hatte, das einzelne

Vortreffliche zu sammeln und zu vergleichen, wird uns das Ideal seiner Phantasie mit andern Zügen schildern. Fürwahr also, eine höchstverwickelte Aufgabe, da, wo sich alles zuletzt auf ein unwillkührliches Gefallen und Nichtgefallen berufen, einen Ausspruch wagen, eine Wahl treffen zu müssen, zumal da der Fall des Kenners, des Kunstliebhabers und überhaupt eines Jeden, der sich auf die Beurtheilung eines Kunstwerkes einläßt, von dem Falle des Künstlers in so fern nicht verschieden ist, daß jeder von ihnen zu dieser Beurtheilung andere Fähigkeiten und Fertigkeiten mitbringt.

Auf etwas Gemeinschaftliches, auf eine gewisse Uebereinstimmung des Gefühls gründet sich indessen doch das Bestreben eines jeden Künstlers, die tiefempfundene Schönheit darzustellen. Es ist unstreitig, daß die Empfindung des Wohlgefallens bei den meisten Menschen nach einer gewissen Analogie berechnet werden kann. Völker, deren Bildung, Erziehung, Sitten und Wohnsitze sich ähnlich sind, werden im allgemeinen über Gegenstände der Sinne ein übereinstimmendes Urtheil fällen, und in ihren Empfindungen von Gerüchen, Gestalten, Tönen und Geschmacksarten mit einander harmoniren. Die eigentliche Schwierigkeit entsteht erst dann, wenn Schönes mit Schönem verglichen, und Grade des mehr oder minder Gefälligen angegeben werden sollen. Alsdann zeigt es sich, daß wir zur Bildung des Geschmacks, als des ächten Kunst- und Schönheitssinnes, eben so wohl Uebung bedürfen und den Beistand unserer übrigen Gemüthskräfte hinzu rufen müssen, wie es zur Vervollkommnung irgend eines andern Gebrauches dieser Kräfte nöthig ist. Weil nun aber das Wesen des Ideals es mit sich bringt, daß es ein Abdruck der sittlichen Vollkommenheit in sinnlich anschaulichen Formen sei; so scheinen zur Hervorbringung eines solchen höchstvollendeten Werkes der menschlichen Kunst dreierlei Requisite in der Person des Künstlers zusammentreffen zu müssen: erstlich, eine reiche Ausstattung mit jenen überlegenen Seelenkräften, in deren Fülle und Harmonie schon individuelle Größe und subjektive Vollkommenheit gegeben ist; zweitens, Schauplatz und Gelegenheit zur

zartesten Entwickelung und Ausbildung dieser innern Energie, höchste sittliche Kultur; drittens, hohe Darstellungsgabe und innerer Trieb sowohl, als äußere Veranlassung, sie in Wirksamkeit zu versetzen.

Der Geschmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muß, wenn anders seine Aussprüche unparteiisch seyn sollen, setzt in demjenigen, der ihn besitzt, das Vermögen voraus, zwischen dem Wohlgefallen am Schönen, und einem jeden anderen Interesse, welches der Verstand oder auch die Begierde an einem schönen Gegenstande nehmen können, zart und rein zu unterscheiden. Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, ist vom Reize unabhängig, und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb der höchste Schwung, den die bildende Kunst zur Erreichung des Ideals sich je gegeben hat, in den mythologischen Statüen der Alten zu suchen ist; theils weil ihr Gegenstand hinausragte über den gewöhnlichen Stand aller menschlichen, wirklich existirenden Vollkommenheit, theils weil die Bildhauerei — das abgerechnet, daß sie das Materielle dem Gefühl und dem Auge zugleich Preis giebt — jene vollkommene Ruhe nothwendig macht, welche die Betrachtung des Schönen begünstigt, indem sie uns durch keinen pathognomischen Eindruck unterbricht. Es war eine glückliche Uebereinstimmung der Kunstideen mit dem Religionssystem jener Völker, daß man diese Muster der übermenschlichen Schönheit und Vollkommenheit zu Gegenständen der Anbetung erhob, und ihnen dadurch neben ihrem ästhetischen Werthe, der nur von Wenigen rein empfunden werden konnte, zugleich für das Volk ein näher liegendes Interesse gab. Dies, verbunden mit so vielen andern Begünstigungen, womit Verfassung, Klima, Lebensart und vor allem angestammter Reichthum der Organisation, dem Griechen zu statten kamen, wirkte kräftig und ohne ein zweites, wetteiferndes Beispiel in der Geschichte, zur Ausbildung des Geschmacks, und zur Erzeugung jenes allgemeinen zarten Kunst- und Schönheitssinnes, für welchen namentlich der athenienfische Demos so berühmt geworden ist.

Karl August, Herzog von Weimar.

Briefe an Knebel.

I.

Den 4. Oktober 1781.

* Ist's möglich, daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schicksal kann doch einen Menschen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor sich her blendet, daß er nicht den Zweck sieht, wohin er geradewegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen sehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er sieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er selbst das Ziel, es wäre leichter und gewisser zu erlangen.

Sind denn die, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Actenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Receptaculum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findest, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß Du für

* Knebel hatte damals die Absicht, in auswärtige Civildienste zu treten.

unser Brot, so furchtsam und unstät, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind?

Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe eben so sehr sein Dasein schuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Saamen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du Dir einbilden könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die Dich nichts mehr angehen oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böse

kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa einigen Canzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast, als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? Nimmst Du nicht überall Deine paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, und Dich darum beneiden werden? Wirst Du deren Neid besser aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier sein möchtest? Siehst Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herum zu irren? Willst Du also das Beständige für das Unbeständige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses ertrüge? Muß sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch schlimmer als zu Grunde gehen? Dieses nur fern befürchten zu müssen — ist's dann nicht weiser, auszuhalten, als auf's Ungewisse, das sich nicht einmal in die Ferne hin übersehen läßt, zu wagen? Wem bist Du mehr Nutzbarkeit schuldig, als denen, die Dich lieben, und wem nützest Du dann weniger, wenn Du Alles zerreißest, was Dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun, und sei es, was es wolle, was Du für sie thatest und Dich ihnen fremd und abgebunden machst? — Achtest Du Dich denn so gering, oder hältst Dich so für allein, daß Du glaubst, höchstens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande lösest, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen? Laß uns also die Sache nicht so feierlich nehmen und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise!

Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich wie Ulysses dem Schweinhirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des besten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?

Carl August.

II.

Erfurt, den 13. Januar, 1793.

Lange kam mir nichts Erfrischenderes in mein Blut, als das Lied, was Du mir schicktest; sein Inhalt ist wahr, und seine Form recht passend zu seinem Inhalte: ich danke Dir dafür. Das hessische Volk hat eine wahre Charakteristik der Deutschen geliefert, dadurch, daß es sich gleich vor bürgerlicher Unordnung scheute und trotz aller Raisonnements derben Widerstand allen beleidigenden neufränkischen Witzen entgegensetzte. Gäbe es nur ein Mittel, diesen Geist, der in allen deutschen Adern fließt, allgemein und in Einem Augenblicke wirken zu machen, so wäre unser Vaterland nicht so geplagt, wie jetzt in diesem Moment. Möchten doch die Engländer ernstliche Mittel einschlagen, um uns zur Ruhe zu bringen!

Gern käme ich diesen Winter nach Hause, aber ohne feste Winterquartiere ist nicht daran zu denken, daß Einer, der sich noch etwas rühren kann, die Armee verlassen dürfte. Die wirkliche Schlappe in Hochheim hat die Franzosen etwas gedemüthigt. Wer diese Nation in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht. Ich habe nichts ähn-

licher mit dem jüdischen Charakter gefunden, als den der Franzosen. Das Avancement in der Armee ist außerordentlich stark, fast alle Leute rangiren sich aus; vier meiner Junker sind Officiere geworden.

Die Nachrichten, welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir Freude, auch schreiben sie mir bisweilen recht artige Briefe; ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geist derselben hinterlassen sollen, daß ein jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stätig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus (oder wie man es sonst nennen will) den Franken, dieser Nation, bei der sonst alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloschen ist?

Der Mensch war nie, die Zone, unter der er lebt, mag sein wie sie wolle, er war nie, sage ich, zur Treibhauspflanze bestimmt. Sobald er diese Cultur erhält, geht er zu Grunde; auch beurtheilt man die Franzosen falsch, wenn man glaubt, ihre Reife habe sie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten selbst ihre alten Beherrscher, weil diese nachlässig und stupid waren. Nicht das mindeste Moralische liegt dabei zum Grunde, sondern man hat jetzt eine Art Moralität oder eine philosophische Zunft zum Werkzeuge gebraucht. Es ist nichts Neues mehr unter der Sonne, sagte schon Salomo, und dieses ist lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald so alt seyn, daß auch der mindeste Grad von Neuheitssucht von mir entfernt bliebe, alsdann wäre ich glücklich bei Euch und theilte Gutes und Böses mit meinen Freunden. Grüße Deine Schwester, behalte mich lieb und leb' wohl!

Carl August.

Vom Stein.

Sendschreiben an die oberste Verwaltungsbehörde. *

(1808.)

Umstände, deren Darstellung es nicht bedarf, forderten meinen Austritt aus dem Dienste des Staates, für den ich lebte und für den ich leben werde. In den äußeren Verhältnissen herrscht die Nothwendigkeit so stark und mächtig, daß die Stimme eines Individuums darin wenig vermag. — In der Verwaltung des Innern setzte ich mein Ziel.

* Elf Monate war Stein Premierminister gewesen, als ein unerwartetes Ereigniß ihn zum Rücktritte zwang. — Im August 1808 sollte der Assessor Koppe von Königsberg aus mit Aufträgen nach Berlin und in das nördliche Deutschland reisen, und erbat sich reisefertig bei dem Premierminister, der eben von einer Mittagstafel kam, die letzten Befehle. Stein schrieb mit seiner gewöhnlichen Hast und etwas aufgeregtem Eifer sogleich einen vertraulichen Brief an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein, in welchem er, übereilter Weise, dem letztern den Gedanken anvertraute, daß gegen Napoleon in Deutschland Aehnliches ausgeführt werden könne, als sich zur Zeit in Spanien ereignete. Zugleich erzählte er dem Fürsten, wie der Prinz Wilhelm, Bruders des Königs nach Paris gesandt worden sei, um die Räumung Preußens von französischen Truppen zu bewirken, zugleich dem Kaiser Hülfstruppen anzubieten, für welche Leistung man von ihm Milderung der Contribution verlange.

Der Brief ward publicirt, und man forderte den Minister vor den Westphälischen Gerichtshof, um sich wegen seiner Plane zu recht-

Es kam darauf an, die Disharmonie, die im Volke stattfindet, aufzuheben, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu zernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, daß Jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne, und auf solche Weise das Volk zu nöthigen, König und Vaterland dergestalt zu lieben, daß es Gut und Leben ihnen gern zum Opfer bringe. Mit Ihrem Beistande, meine Herren, ist Vieles bereits geschehen. Der letzte Rest der Sklaverei, die Erbunterthänigkeit, ist zernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Throns, der Wille freier Menschen, ist gegründet. — Das unbeschränkte Recht zum Erwerb des Grundeigenthums ist proclamirt. — Dem Volke ist die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben. — Die Städte sind mündig erklärt und andere minder wichtige Bande, die nur Einzelnen nutzten und dadurch die Vaterlandsliebe lähmten, sind gelöset. Wird das, was bis jetzt geschah, mit Festigkeit aufrecht erhalten, so sind nur wenige Hauptschritte noch übrig. Ich nehme mir die Freiheit, sie Ihnen einzeln aufzuzählen, nicht um Ihre Handlungen dadurch zu leiten, — denn Ihre Einsicht und Ihr Patriotismus bedürfen keiner Leitung, — sondern um Ihnen zur Beurtheilung meiner Handlungen und Absichten einen Maßstab zu geben.

I. Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mit-

fertigen, oder im Weigerungsfalle die Confiscation seiner Güter in Westphalen und dem Herzogthum Warschau zu gewärtigen. Stein sahe sich genöthigt, seine Entlassung beim Könige von Preußen einzureichen, die auch angenommen werden mußte. Bei seinem Rücktritte aus dem Ministerium erließ er an die oberste Verwaltungsbehörde ein Sendschreiben, in welchem seine Verwaltungsansichten niedergelegt sind, und welches die Schritte bezeichnet, die gethan werden sollten, um das von ihm begonnene Werk der Umformung des Staates zu vollenden.

S.

unterthans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstücke ererbt oder erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt.

Nur der König sey Herr, insofern diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt.

Es sind schon Vorschläge zur Ausführung dieses Prinzips von Seiten des Generaldepartements gemacht.

II. Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Unterthan nöthigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt, dann schwächt sie selbst den Glauben an ein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit. Die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit ist bereits eingeleitet.

III. Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, wie der letzte Bericht des Civilcommissärs der Provinz Schlesien zeigt, durch neue Gesindeordnungen die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wieder herzustellen. Von dieser Seite wird der heftigste Angriff auf das erste Fundamentalgesetz unseres Staates, unsere Habeas-Corpus-Akte geschehen.

Bisher scheinen mir diese Versuche keiner Beachtung werth, theils weil nur einige Gutsbesitzer sie machten, die nicht das Volk, sondern nur der kleinste Theil von ihm sind, insbesondere aber weil niemals die Rede davon sein konnte, diesen Einzelnen auf Kosten der Persönlichkeit zahlreicher Mitunterthanen Gewinn zuzuwenden. Es bedarf, meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesindeordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen: das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus zureichend.

In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken. Das nächste Beförderungsmittel scheint mir

IV. eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unseres Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir nothwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann.

Wenn dem Volke alle Theilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Communalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung theils gleichgültig, theils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten.

Daher rührt der Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staates.

Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet.

Mein Plan war daher: jeder active Staatsbürger, er besitze Hundert Hufen oder Eine, er treibe Landwirthschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation.

Mehrere mir hierzu eingereichte Pläne sind von mir vorgelegt. Von der Ausführung oder Beseitigung eines solchen Planes hängt Wohl und Wehe unseres Staates ab; denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

V. Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz.

Dieses hat nothwendig die Spannung, die stattfindet, er-

zeugen müssen. Der Adel ist, um den Werth, den man ihm beilegen kann, zu behaupten, zu zahlreich und wird immer zahlreicher.

Bei dem Gewerbe, das er bisher allein trieb und dem Staatsdienste, den er bisher ausschließlich bekleidete, hat, zur Erhaltung des Ganzen, Concurrenz gestattet werden müssen.

Der Adel wird daher zu Geschäften und Gewerben schreiten müssen, die mit der Auszeichnung, auf die er wegen seiner Geburt Ansprüche macht, im Widerspruche stehen. Er wird dadurch ein Gegenstand des Spottes, und verliert, was bald daraus folgt, die Achtung, die ihm schon als Staatsbürger gebührt. —

Jeder Stand fordert jetzt abgesondert den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem Einen widerfährt, betrachtet der Andere als eine Zurücksetzung. —

So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen der Regierung. Diese Ansicht hat in mir die Meinung von der Nothwendigkeit der Reformation des Adels veranlaßt. Die Verhandlungen liegen Ihnen vor.

Durch eine Verbindung des Adels mit den übrigen Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit werth sind, in einem höheren Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich

VI. die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes lebhaft begründen, und auch diese Allgemeinheit muß nothwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen.

Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten worden, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Werthes noch bedürfen. Hierzu zähle ich

VII. die Aufstellung gesetzlicher Mittel zur Vernichtung der Frohnen. Bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstücks dem Besitzer des andern leistet, sind an sich zwar kein Uebel, sobald persönliche Freiheit

dabei stattfindet. Diese Dienste führen aber eine gewisse Abhängigkeit und willkührliche Behandlung der Dienenden mit sich, die dem Nationalgeiste nachtheilig ist.

Der Staat braucht nur die Möglichkeit der Aufhebung derselben (so wie er auch die Gemeinheitstheilungen befördert) gesetzlich festzustellen, so daß ein Jeder Ausgleichung unter bestimmten Bedingungen verlangen kann. Dieses wird hinreichen, um bei dem Fortschritte des Volks, der aus jenem Fundamentalgesetze nothwendig folgen muß, die Dienstpflichtigen zu veranlassen, von jener Befugniß Gebrauch zu machen.

VIII. Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck, die innere Entwicklung des Volks, vollständig erreichen, und Treue und Glauben, Liebe zum König und Vaterlande in der That gedeihen, so muß der religiöse Sinn des Volkes neu belebt werden.

Vorschriften und Anordnungen allein können dieses nicht bewirken. Doch liegt es der Regierung ob, mit Ernst diese wichtige Angelegenheit zu beherzigen, durch Entfernung unwürdiger Geistlichen, Abwehrung leichtsinniger oder unwissender Candidaten, und Verbesserung der theologischen Vorbereitungsanstalten die Würde des geistlichen Standes wieder herzustellen, auch durch eine angemessene Einrichtung der Pfarrabgaben und durch Vorsorge für anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes, die Anhänglichkeit an die kirchlichen Anstalten zu befördern.

IX. Am meisten aber hierbei wie im Ganzen ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von Innen heraus entwickelt, und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch

und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.

Alle kleinen Mängel unserer Verfassung, namentlich unserer Finanzeinrichtungen, werden gewiß bald gehoben, wenn nur die obigen Ansichten mit Ernst verfolgt werden.

Ich darf Ihnen Glück wünschen, meine Herren, zu diesem Geschäfte berufen zu sein. Und steht Ihnen auch manche Schwierigkeit bevor, so wird doch die Wichtigkeit des Werks und der entschiedene, auch durch die neuen Militär- und Civileinrichtungen bewährte Wille und beharrliche Sinn des Königs Ihren Muth stärken und Ihnen das Gelingen Ihrer Bemühungen zusichern.

Königsberg, den 24. Nov. 1808.

Stein.

F. A. Wolf.

Aufgabe der Alterthumswissenschaft.

(1807.)

Es ist das Ziel der Alterthumswissenschaft kein anderes, als die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht. Kein niedrigerer Standpunkt als dieser kann allgemeine und wissenschaftliche Forschungen über das Alterthum begründen; und ihm sind theils andere untergeordnet, theils der gewöhnliche, der sich auf die Kenntniß der schönen und klassischen Werke der von den Alten bearbeiteten Gattungen bezieht, als welcher bei den sogenannten Humaniora zum Grunde liegt. Zu dieser Bestimmung kann auch in der That nur eine ausgewählte Zahl schriftlicher und anderer Werke dienen; bei jener hingegen vereinigen sich alle alterthümlichen Ueberreste, gleichgültig ob eines größere oder geringere oder gar keine Classicität hat, nebst jeder Art von Inhalten und Angaben in ihnen, die auf beobachtungswerthe Eigenthümlichkeiten von Zeiten und Menschen hinweisen.

Wenn von Menschenkenntniß die Rede ist, so versteht man darunter gemeiniglich etwas von eingeschränktem Werth und Umfang; nämlich eine gewisse Routine, die aus dem Umgange mit vielen Individuen abgezogen ist und wieder brauchbar zum Umgange, wie zur vortheilhaften Abfertigung der gewöhnlichen

Geschäfte des öffentlichen und Privatlebens. Daß hiezu jene zum Theil dornige Gelehrsamkeit nicht viel nütze, zeigt die Erfahrung; es bedarf dazu auch keines Studiums einer National-Literatur: eine kleine Anzahl kluger Wegweiser durch das Weltleben und eigener Beobachtungen genügen solchen Absichten. Hier aber reden wir von der Kenntniß des Menschen, von der empirischen Kenntniß der menschlichen Natur, ihrer ursprünglichen Kräfte und Richtungen, und aller der Bestimmungen und Einschränkungen, die jene bald durch einander selbst, bald durch den Einfluß äußerer Umstände erhalten. Um uns zu dieser vorzüglichern Menschenkenntniß zu erheben, die, wie alle andern empirischen Betrachtungen der Natur, jede Classe von Gelehrten und jeden Stand, auch den geschäftslosesten, anreizt, ja durch ihr Objekt, den moralischen Menschen, mit größerer Stärke reizt, und um die Zwecke einer solchen Kenntniß in möglichster Vollständigkeit zu erreichen, muß unser Blick anhaltend auf eine große Nation und auf deren Bildungsgang in den wichtigsten Verhältnissen und Beziehungen gerichtet seyn. Völker treten hier an die Stelle von Individuen, und was bei letztern die Darstellung eines merkwürdigen Lebens leistet, eben das gewährt bei den erstern ein aus unzähligen zerstreuten Zügen erwachsendes Gemälde von ihrem ganzen Nationalseyn, ein Gemälde, welches eifrige Beschäftigung mit allen Werken der Literatur und Kunst einer Nation von dem Zustande derselben nach seinen interessantesten Seiten und in den gehaltreichsten Zeitpunkten zu entwerfen sucht. Mittheilbar ist allerdings eine Kenntniß dieser Art weniger als die meisten andern; sie ist darin aller Philosophie ähnlich, daß sie nur diejenigen fördert und belohnt, die sich ein Studium daraus machen, und mit ihrer fortgesetzten Erwerbung beschäftigt sind. Aber gerade dieß ist es, was, wenn wir Wissenschaften nicht als Amtsbeschwerden, nicht als Zeitverkürzungen, sondern um ihrer selbst willen treiben, diesem Studium einen unwiderstehlichen Reiz ertheilt; zumal da, wie wir gesehen haben, die führenden Wege an sich so belohnend

sind, und da, wenn das Augenmerk stets nach jenem Ziele hinstrebt, hiedurch neue Anlässe zu vollendeter Erhöhung aller unserer Geistes= und Gemüthskräfte gewonnen werden. Denn um das Leben und Wesen einer vorzüglich organisirten und vielseitig gebildeten Nation mit Wahrheit zu ergreifen, um die längst verschwundenen Gestalten in die Anschauung der Gegenwart zurückzuziehen, dazu müssen wir unsere Kräfte und Fähigkeiten zu vereinter Thätigkeit aufbieten; um eine als unendlich erscheinende Menge fremder Formen in uns aufzunehmen, dazu wird es nothwendig, unsere eigenen nach Möglichkeit zu vertilgen und gleichsam aus dem ganzen gewohnten Wesen herauszugehen. Hieraus entspringt aber eine Vielseitigkeit des Denkens und Empfindens, die in wissenschaftlicher Hinsicht für uns Moderne eine schönere Stufe der Geisteskultur wird, als es für den Weltmann die Fertigkeit ist, ungewohnte Formen sich anzueignen, die er eben seinen Absichten angemessen glaubt.

Es könnte scheinen, daß die so gesuchte höhere Kenntniß des Menschen am meisten durch die Beschäftigung mit allen selbständigern Nationen zur Vollkommenheit gelangen müßte. Allein ohne der Unendlichkeit eines solchen Studiums zu gedenken, werden wir schon durch die Bemühung um reine und gediegene Resultate auf eine kleine Anzahl von Völkern eingeschränkt. Es sind nämlich in alten sowohl als in neuen Zeiten diejenigen Völker zu dem beschriebenen Zwecke nicht zu benutzen, die in dem Fortgange ihrer Bildung von auswärts her oft gefördert, oft aufgehalten, überhaupt auf verschiedene Weise modifizirt, allzu wenige Züge einer eigenthümlichen Natur darbieten, sollten sie auch in Absicht auf reales Wissen den ansehnlichsten Rang behaupten; eben so wenig auch solche Völker, die in einseitiger Entwicklung stehen geblieben sind und bei jener Art von Civilisation, welche alle wissenschaftliche und geistige Kultur dem dringendsten Bedarf ihrer Existenz unterwirft, und die veredelnden Kenntnisse, die, von freien Bürgern einst benannten, freien Künste, nur zu einer Gleiße ihres

unerfreulichen Innern mißbraucht. Nationen von dieser und ähnlicher Sinnesart verbleiben billig der politischen Geschichte, die ihre Räume nach Quadratmeilen auszufüllen hat, zum Theil auch der Geschichte der Menschheit nach ihrer seither üblichen Behandlung, nach welcher sie sich mehr um Menschengattungen, als um die menschliche Natur bekümmert. Für unser Studium geben unter den alten Nationen schon die Römer eben keinen erwünschten Stoff; wie sie denn gleich ursprünglich manchen jener einseitigen Richtungen folgten, die sich in den letzten Jahrhunderten den schätzbarsten Völkern aufgedrängt haben. Nur im alten Griechenlande findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgend eine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheil Vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwicklung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühle für das Edle und Anmuthige in den Künsten nach und nach einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daß sie unter ihren Ueberresten, neben dem lebendigen Abdrucke jener seltenen Eigenschaft, zugleich die ersten bewundernswürdigsten Muster von idealen Spekulationen aufgestellt haben.

In diesen und andern Rücksichten ist dem Forscher der Geschichte der Menschheit unter allen Nationen keine so wichtig, als die griechische. Mag sie immerhin bei dem Statistiker,

welcher für Menschenwerth andere Ranglisten führt, einen ziemlich untergeordneten Platz einnehmen, weil sie weder eroberungssüchtig war, noch als politischer Körper neben den mächtigen Reichen glänzte; sie hat seit alten Zeiten durch die herrlichsten Siege, dauerhafter als Waffensiege, sich um das menschliche Geschlecht höchst verdient gemacht; diesen Ruhm, den einzigen, wonach sie strebte, den sie auch bei ihren hierin gerechten Bezwingern genoß, bewährt sie noch jetzt und für alle Zeiten durch so viele übrig gebliebene Denkmäler ihrer geistigen Wirksamkeit.

Das Glück wurde uns versagt, diese hochbegünstigte Nation in ihrem wundervollen Daseyn und Wirken in vielen Gegenden der Welt von jeder Seite ganz kennen zu lernen; welches dann der Fall gewesen wäre, wenn die Verheerungen der Zeit und der Barbarei nur etliche der zahlreichsten Büchersammlungen auf spätere Jahrhunderte hätten kommen lassen. Jedoch selbst jetzt bei allem Verlust, den wir an Werken ihrer Literatur und Kunst gelitten, sind wir durch die Darstellungen, welche die Ueberreste uns liefern, für den höchsten Zweck unseres Studiums über Erwartung reicher, als sogar bei mancher noch blühenden Nation, und sehen in jenen Darstellungen ein treueres Bild ihres National-Charakters und Lebens vor uns ausgebreitet, so daß uns eigentlich nur hier das Schauspiel einer organischen Volksbildung zu Theil wird. Denn bei welchem Volke der heutigen Welt könnten wir hoffen, etwas Aehnliches zu finden? Wo wäre eines, das seine Kultur aus innerer Kraft gewonnen, das die Künste der schönen Rede und Bildnerei aus nationalen Empfindungen und Sitten geschaffen, das seine Wissenschaften auf eigenthümliche Vorstellungen und Ansichten gebauet hätte? Im Gegentheil finden wir bei weitem das Meiste in unsern Literaturen aus ungleichartigen Quellen mühselig zusammengetragen, bald unmittelbar, bald mittelbar aus den Alten, was billig für edlen Raub gilt, viel öfter Wechselraub der Neuern unter einander, überall ein Gemenge von streitenden Stoffen und Formen: in den Künsten zeigt sich

nur geringe, oft gar keine Eigenthümlichkeit und Originalität; mehr Schöpfungen nach allgemeinen Theorieen, mehr Nachbildungen nach fremden Mustern, als selbständige Produktionen, die Andern wieder werden könnten, was uns die Werke der Griechen sind; in aller wissenschaftlichen Aufklärung endlich zwar ungeheure Vorräthe von Kenntnissen und Einsichten, Schätze aus allen Zeitaltern und Ländern, die eine Nation der andern zureicht und abnimmt, aber mitten unter diesen Schätzen wenige Spuren eines vorherrschenden Geistes, worin man eine Nation erkennt und den Menschen.

Dieß sey denn der Mittelpunkt aller Studien des Alterthums, das Ziel, zu welchem sich die denselben angehörenden größern und kleinern Forschungen hinneigen. Dieses Ziel kann Vielen lange entfernt, den Meisten vielleicht auf immer unbekannt bleiben; doch ist es das einzig wahre und würdige, dasjenige, wonach in zweifelhaften Fällen das Verdienst einzelner Bemühungen, die Bearbeitung besonderer Theile und Gegenstände zu schätzen ist. Unser Alterthum ist, als ein Ganzes gedacht, gleichsam eine in sich geschlossene Welt; als solche berührt sie jede Gattung von Betrachtern auf eigene Weise, und bietet Andern Anderes, um ihre Anlagen zu erziehen und zu üben, ihre Kenntnisse durch Wissenswürdiges zu erweitern, ihren Sinn für Wahrheit zu schärfen, ihr Urtheil über das Schöne zu verfeinern, ihrer Phantasie Maaß und Regel zu geben, die gesammten Kräfte der Seele durch anziehende Aufgaben und Behandlungsarten zu wecken und im Gleichgewicht zu bilden. Glücklicherweise eröffnet diese Welt hie und da schon dem jüngern Alter ihren belehrenden und unterhaltenden Anblick mit Verheißung mannigfachen Gewinnes; und leicht gefällt sich darin unter einem guten Führer der unverdorbene Jüngling, den viele der geistreichsten Schriftsteller durch ihre bewußtlose Großheit fesseln, Andere bei aller Tiefe ihres Gehalts durch reine natürliche Einfalt ohne große Vorkenntnisse so verständlich ansprechen, als eben zur ersten Gewöhnung an eine fremde Art zu denken

und zu empfinden hinreicht. Dieses Mittel der Ausbildung werde dem Deutschen in allen Gegenden des Vaterlandes vor und neben anderem gelehrten Unterricht bald wieder das, was es in frühern Zeiten war, und noch etwas Besseres. Haben vielleicht unsere Zeiten gefälligere Lehrweisen erfunden, so wird sich dadurch der Werth des Mittels beträchtlich erhöhen; obwohl auch im schlimmsten Falle zweckmäßig gewählte Schriftsteller selbst die Rolle der Lehrer übernehmen, und durch die dem ersten Alter möglichen Beschäftigungen mit ihnen auf eine empfängliche Seele kräftig wirken.

Schiller.

I. Wilhelm von Oranien.

(1788.)

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländern in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stollberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von

dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, dem es allzugewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hat, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie [Shakspeare's] Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen furchtbarn, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und

Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwendrisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt,

als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Machiavells zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte, und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, so lange der Kaiser, sein Wohlthäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Kalvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als die Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geißel des Friedens von Chateau=Cambresis, an dessen Stiftung er mit gearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben, und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nahe anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem Könige von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser, im letzten Akte seines Lebens, auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen.

II. Völkerwanderung und Kreuzzüge.

(1789.)

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherin aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverey, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freyheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beyden Aeußersten auszuruhen, und Freyheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl schwerlich seyn, ob der Glücksstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sey, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche *Römer*, vortreffliche *Griechen* erzeugen — die Nation, auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu *vortrefflichen Menschen*. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt ausser Griechenland, und man weiß, daß er dieses bey seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als *römische Bürger* und *römische Sklaven*. Keiner von *unsern* Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie Einem gab, und was sie einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben *Menschenfreiheit*; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer

wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn ist also offenbar und die Frage ist blos diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Veränderung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und mußte das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechszehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unsrer bessern Zeiten?

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freyheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem

aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen.

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit, und die Knechtschaft bey der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhunderte konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbeyführen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherrn, nicht der Charakter ihres Stammes, der unsre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frey gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte, denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lusitaner das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwey schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

III. Der wahre Künstler.

(1794.)

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei von Zeiten seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines

bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von

dem ungeduldigen Schwärmergeiste, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge er aus in allen sinnlichen und geistigen Formen, und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurück gelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bey allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf

die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht blos in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in Deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beyfall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage

die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

IV. Brief an W. von Humboldt.

Weimar, den 2. April 1805. *

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, theurer Freund, wenn ich die schöne Gelegenheit, die sich mir darbietet, Ihnen ein Wort des Andenkens zu sagen, unbenutzt ließe. Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhingen, und es macht mir Freude zu denken, daß ich mich auch nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständniß sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Daß ich in dieser langen Zeit unsers stockenden Briefwechsels auf meine Art thätig war, wissen Sie, und haben es, wie ich denke, gelesen. Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch

* Wenige Wochen vor seinem Tode.

noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subject herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller, als alle andern, von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verschlagen. An Vorsätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her, und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird.

Von unserer literarischen Welt kann ich Ihnen wenig berichten; denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grund-Ideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihrentwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Production in Deutschland steht es aber kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächsten

30 Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Product der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die blos in einem identischen Wiederbringen und Verschlechtern des Urbildes besteht. Solche Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutschen Angelegenheiten. Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben, und worin Sie leben. Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. · Frau von Stael hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar auf's Neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im Philosophiren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in allen andern Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Hegner.

Der Künstler wie er seyn soll. *

(1816.)

Daß die Welt nun endlich einmal ihrer Vervollkommnung sichtbar entgegen gehe, und das menschliche Geschlecht mit Riesenschritten vorwärts eile, ist wohl heutzutage keinem Zweifel mehr unterworfen; in sofern vollkommen dasjenige heißt, was ist wie es seyn sollte. Alle Stände und Geschlechter geben dessen Zeugniß. Haben wir nicht schon, und das ist doch kein Kleines, Weiber wie sie seyn sollten; wo nicht zu Hause, doch in Büchern? — daß es vollkommene Mädchen gebe, wird Ihnen jeder Verliebte, wenigstens mit dem seinigen, beweisen. — Und Kinder, an denen gar nichts auszusetzen, sind auf den Armen zärtlicher Mütter nicht schwer zu finden.

Zugegeben, daß dem schönen Geschlechte in der Annäherung zur Vollkommenheit der Vorrang gebühre, so hält es nicht schwer zu zeigen, daß auch bei Männern das, was seyn sollte, sich zu regen anfange. Tritt nicht (um oben anzufangen) die neueste Staatskunst allen alten Verfassungen auf den Kopf, und verspricht das Höchste zu begründen, sobald sie einmal recht einig ist, was das Höchste sey? mit welchem Gelingen ist nicht das Vaterland selbst hierin als Beispiel vorangegangen! — Um Krieger zu finden, wie sie seyn sollten, durfte man vor einigen Jahren nur die französischen Zeitungen zur Hand nehmen, und mancher, der seitdem in Paris gewesen, weiß es jetzt

* In der Künstlergesellschaft zu Zofingen gelesen.

noch weit besser zu sagen. Was aber der Kriegskunst selbst zur allgemeinen Wohlfahrt noch abgeht, werden bald die Congrev'schen Raketen vollenden. — Wer wissen will, ob der geistliche Stand sey, was er seyn sollte, kann es bei dessen Mitgliedern selbst, wo nicht sehen, doch erfragen! — Von Aerzten aber, wie sie seyn sollten, wird man Erben genug mit Achtung sprechen hören. — Da auch in der Handelschaft seit geraumer Zeit so viele, die nach wie vor im Ueberfluß leben, freywillig ihre Habe Andern überlassen, sollte man nicht daraus schließen, daß es ebenfalls in diesem Stande Leute gebe, die ihr Vertrauen nicht auf zeitliche Güter setzen? — Daß Erziehung und Unterricht erst jetzt, im sechsten Jahrtausend der Welt das geworden, was sie seyn sollten, wer wagt es, laut daran zu zweifeln? — Auch dem Landbau ist eine neue Normalsonne aufgegangen, welche die herkömmliche Verdüsterung aufhellt, und uns über kurz oder lang Bauern zeigen wird, wie sie seyn sollen. — Die Philosophie ist in die Tiefe der Natur, und die Poesie in die Höhen des Himmels eingedrungen, und haben sie auch nicht das, was wirklich ist, gefunden, so bringen sie uns doch, was ihrer Meinung nach seyn sollte.

Wenn nun solchergestalt sich alles der Vollkommenheit nähert, verehrte Freunde, werden es nicht auch die Künste thun; und dürfte sich nicht ein Künstler, wie er seyn sollte, aufstellen lassen, der sich, wenigstens so gut wie die beste Welt, in der Wirklichkeit fände?

Zu diesem Behuf lassen Sie uns erwägen, was eigentlich von einem Künstler gefordert werde; denn nur die Erfüllung oder Nichterfüllung der Forderungen, die man ihm zur Pflicht macht, zeigen ihn als den, der er seyn soll. Es giebt aber der Forderungen zweierley; solche die man an die Gemüthsart, und solche die man an die Geschicklichkeit des Künstlers macht; von diesen laßt uns ein ander Mahl, von den Forderungen an den Charakter jetzt sprechen. Aber, ach! der arme Künstler, wie er demzufolge seyn sollte! man möchte beynahe

nicht so seyn, wenn man das Heer von Forderungen und Verbindlichkeiten überschaut, die sich um und an ihn drängen. Welche Erwartungen von Kennern, Liebhabern, Gelehrten, Meistern und Schülern, von seinen eigenen Hausgenossen, von Vornehmen und Geringen, von Männern und Frauen, und selbst von seinen Mitbürgern!

Laßt uns die Ansprüche der Kennerschaft zuerst beseitigen; denn diese ist nicht nur das Fegefeuer der Kunst, aus welchem so manche arme Seele um Erlösung schreyt, sondern sie maßt sich auch nur zu oft das oberste Richtamt an, gerecht zu sprechen oder zu verdammen, als wäre das Kunstwerk eine Streitsache, die vor ihrem Richterstuhle geführt würde. Bei Kunstausstellungen erwartet sie daher billiger Maaßen die Huldigung der Ausstellenden; und wenn ein Maler in einer Stadt auftritt, wo er sein Brod zu finden gedenkt, so wird seine erste Schuldigkeit seyn, daß er den präsumtiven Kenner daselbst um die Ehre angehe, den Pinsel an seinem geistreichen Gesichte unentgeldlich versuchen zu dürfen. Das wird ihn empfehlen; und ist der Kenner gar Herausgeber eines öffentlichen Blattes, so wird er auch kein Bedenken tragen, seinem Schützling durch einen Zeitungsartikel zu unsterblichem Ruhme zu verhelfen, wenn dieser es darnach anzufangen weiß.

Minder schwer zu befriedigen sind die Forderungen der Liebhaber; denn Liebhaber ist einer der Liebe hat, die Liebe aber ist freundlich u. s. w. Daher machen diese auch gewöhnlich einen angenehmen Umgang für den Künstler aus; ihre Urtheile sind nicht so schneidend, meistens bescheiden, wohl etwas schief zuweilen. Sie halten sich gern an Kunstverständige, um ihre Terminologie abzuhorchen, und sie anderwärts wieder anzubringen. Zwar lassen sie sich ebenfalls gerne umsonst malen; allein das ist keine unerläßliche Nothwendigkeit für den Künstler, wie er seyn soll: er darf ihnen wohl einen Preis machen, nur muß er denselben nicht zu hoch ansetzen, und sich darüber Verschwiegenheit ausbitten. Manche von ihnen suchen vorzüglich

die Zeichner und Kupferstecher auf, und trachten, sie durch Lobeserhebungen, wenigstens unter vier Augen, zu gewinnen; bis der Geschmeichelte, der zu leben weiß, mit seinem neuesten Kunsterzeugniß ihre Sammlung vermehrt.

Unter den Gelehrten, theuerste Kunstfreunde, giebt es zuweilen, wie Sie wissen, auch solche, die keinen Kunstsinn haben, aber doch bey Gelegenheit über alles reden wollen. Diese, obgleich meist kalt auf den Mahler hinabsehend, unterlassen jedoch selten, wo es sich um der Anwesenden willen der Mühe des Sprechens lohnt, ebenfalls ästhetische Urtheile zu begründen, und ihre Forderungen dem Verfasser des Kunstwerks darzulegen. Dieselben gehen dann gewöhnlich auf prosaische Treue in geschichtlicher Darstellung, auf die Beobachtuug des Costüms, und in der Landschaft auf topographische Richtigkeit, oder wohl gar auf einen selbstgemachten Lehrbegriff. — Das Beste, was dann zumahl der Künstler, wie er seyn soll, thun kann, ist: ihnen nicht zu folgen.

Ob auch Kunstgenossen selbst Verpflichtungen gegen einander haben, und worin diese bestehen, und ob die Erfüllung derselben häufig oder selten angetroffen werde, darüber will ich mir hier, wo ich die Ehre habe, vor Künstlern zu sprechen, nicht anmaßen zu urtheilen; und es fern von mir halten, belehren zu wollen, wo ich lernen kann. Immerhin mag der Künstler wohl thun, der sich zu Seinesgleichen hält, um nicht zu vergessen, daß es noch Seinesgleichen gebe; indem Kunstgeschichte und Erfahrung lehren, daß solche, die sich gesellschaftlich ihre Werke mittheilen, und wechselseitig Urtheile geben und annehmen, weiter kommen, und eher das werden, was sie seyn sollen, als die, welche sich eigensinnig vereinsamen, und nur in ihrem eignen Geiste Nahrung suchend, sich selbst aufzehren, und Einsiedlern gleich zwar das äußere Gewand der Eitelkeit abstreifen, aber sich dafür in falsche Demuth einhüllen, aus welcher die Ueberschätzung des eignen Werths oft nur allzudeutlich hervorblickt.

Wenn der Meister dem Schüler, denn auch der hat

seine Forderungen, zeiget, was er kann, wie er es macht, und wenn er ihm die Kunstgriffe nicht verheimlicht, so sollte man denken, er hätte dessen billigen Erwartungen entsprochen. Aber oft fordert der Lehrling noch mehr als dieß; ihm wäre am besten geholfen, meint er, wenn der Meister ihm die ganze Kunst ohne Anstrengung beybringen, und seiner Bereitwilligkeit ihren Geist gleichsam eingießen könnte. Denn für das Einprügeln, womit Ismael Mengs seinem Sohne die Kunst beliebt machte, sind die wenigsten Schüler gestimmt; auch die lieben Eltern nicht; eher noch die Vormünder. — Alle aber erwarten, daß der Junge, der doch schon in der Schule so vielversprechend kritzelte, für sein Geld etwas lerne. Geschieht das nicht, so muß nicht der schwache Kopf des Schülers daran Schuld seyn, sondern das Talent des Lehrers ist nicht das, was es seyn sollte. Denn ein Handwerk, sagen sie, lernt sich auch ohne viel Kopf.

Die Kunst soll aber nicht blos ihren Mann, sie soll auch des Mannes Frau und Kinder nähren. Sie sind ihm gegeben, allervorderst weil er sie selbst hat haben wollen, dann aber auch, als ein Geschenk des Himmels, damit er lerne, nicht blos reichlich einnehmen, sondern auch menschlich ausgeben, das heißt, nicht sorgenlos vergeuden, was er mit leichter Kraft erworben. — Kinder sind die menschlichste der Sorgen; Sorgen aber ziehen den Flug, womit eine feurige Einbildungskraft sich so leicht in die Lüfte müßiger Wünsche verirrt, in die Schranken der Gegenwart zurück. — Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, das gilt auch in diesem Sinne für den Künstler, um zu werden was er seyn soll. Er muß eine Gehülfin haben, wäre es auch nur, um ihm den Schweiß auszutreiben, in welchem er, der allgemeinen Bestimmung gemäß, sein Brot essen soll.

Ganz anderer Art, als die häuslichen Sorgen, die Weib und Kinder erheischen, sind die Forderungen, welche die vornehme Welt an den Künstler macht, wenn er das Geschick hat, bis in ihren Kreis hinanzuklimmen; eine Ehre, die meist Bildnißmalern zu Theil wird. Da, wo es wirklich große Herren

giebt, nicht da, wo oft auch die Kleinern sich groß dünken, ist die Bemerkung häufig gemacht worden, daß die Größten gewöhnlich mehr Artigkeit gegen Geringere zeigen, als die Halbgroßen; von Jenen hat daher der Künstler selten überspannte Erwartungen, weder in Hinsicht auf Kunst noch auf sein Betragen zu erwarten. Das Einzige, worein er sich etwa wider Willen fügen muß, ist, daß der große Herr öfters seine Gelegenheit nimmt, und den Bestellten vergebens harren läßt, oder ihn wieder wegschickt, gerade wenn er am besten aufgelegt wäre, sein Meisterstück zu machen. Aber unter den Umgebungen, den Höflingen, Kammerdienern, Zofen, da erhebt sich das Kreuz des Künstlers! Gemeiniglich finden diese Dienstfertigen bei dem Gemälde des Herrn nicht genug Hoheit in der Miene, und bey der Gemahlin nicht Geist genug; und wenn das Bild so reichlich mit Geist versehen ist, daß sich dagegen nichts sagen läßt, so tadeln sie das-Fleisch. Mag auch die hohe Person noch so viel Bescheidenheit besitzen, diese wird von der Schmeicheley überschrieen; und der Maler muß sich bequemen, um zu gelten, was er am Hofe seyn soll, daß er, ohne sich groß um Aehnlichkeit zu bekümmern, allemahl aus dem Herrn einen Helden, und aus der erhabnen Frau einen Engel mache. Findet der Gebieter gleichwol Behagen an ihm, und nimmt ihn in seine Gunst, so weiß jeder sein Glück zu preisen, und die Hofleute wollen dann zumahl auch gemalt seyn und zahlen ihm — mit Ehre.

Darum mag der Künstler, wie er sein sollte, mitunter auch gern wieder zu den Niedern, zu Seinesgleichen herabsteigen. Die müssen ihm sitzen, wenn Er will; und malt er dann auch um geringern Preis, so ist es doch gegen baares Geld. Mögen die Männer immerhin mit breitem Anstand sich hinsetzen und die Weiber Spitzmäulchen machen; er ist weniger gebunden; er setzt und malt sie, wie er sie haben will. Und für die steifen Hauben, die Haarlöckchen und andere Zierrathen, die einen Sonntagskopf müssen ausmachen helfen, und denen er sich nicht entziehen darf, weiß er sich an jungen blühenden

Mädchengesichtern und holden Gestalten, die er in den Geschmack der Kunst kleiden darf, zu erholen. Es geht ihm dann, wie jenem Bildhauer, der ein vornehmes Monument nach bestellter Angabe mit mehr Pracht als Geist ausführte, hingegen einer jungen Mutter ein bescheidenes Grabmahl mit begeisterter Liebe hinstellte, das der große Haller seines Liedes und jeder Vorbeyreisende seiner Huldigung würdig fand.

Wie viel wäre noch zu sagen von allen seynsollenden Eigenschaften des Kunstergebenen in seinen mannigfaltigen Verhältnissen! Aber ich habe Ihre Zeit bereits schon zu lange hingehalten, verehrte Freunde; und bitte mir also nur noch einige Augenblicke aus, um von den Forderungen etwas zu berühren, die an den Künstler von seinen Mitbürgern, in Republiken wenigstens, gemacht werden. Allervorderst verlangen da die Mitbürger, man solle seyn wie sie, und haben darin recht, wenn auch sie sind wie sie seyn sollen. Wenn aber das nicht immer der Fall ist, so entstehen daraus oft seltsame Verpflichtungen für den Mann der Kunst. Geht er etwa zur Erholung am Feierabend in eine Gesellschaft, wo vom Glücke der Handelschaft die Rede ist, so versteht und hat er nichts davon, und muß von Hunderttausenden reden hören, Er, dessen Einmaleins kaum auf Hunderte geht. Macht ihm das Langeweile, so soll er es nicht merken lassen; und will er von seinen Künsten anfangen, so wird er bald inne, daß man hier nicht gern von solchen untergeordneten Gegenständen spricht. — Mit der Politik ist ein Mensch, der den größten Theil seiner Zeit in der Phantasiewelt und unter Bildern zubringt, und das ist Künstlerart, noch schlimmer daran. Die Phantasie in die Politik hineingetragen, ist ein Feuer, das den Gegenstand verbrennt, den es erwärmen wollte. Ein staatskluger Maler ist ein seltener Vogel, oder er ist kein Maler mehr. Man erzählt zwar von einer diplomatischen Sendung, die einst Rubens übernommen und glücklich ausgeführt habe; aber schwerlich wäre sein Ruhm von daher bis auf uns gekommen. Hingegen .... doch was bedarf



es Beyspiele? — Nicht einmal kannengießern, mit dem Ernst wie solches von unsern Bürgersleuten getrieben wird, soll der Künstler; denn ihm darf um Nichts Ernst seyn, das unter seiner Kunst ist, sie will ihren Mann allein haben; auch ist die Empfindung des Schönen eine gar zarte Blume, die leicht in den Nebeln der Spießbürgerey ersticken könnte. — An wen soll sich denn aber so ein Sohn des Vaterlandes halten, wenn er nicht Handelsgeschäfte besprechen kann, und nicht das Gemeinwesen zurechtlegen darf? Gelehrte sind auch nicht immer Freunde der Kunst, und die Künstler müssen nicht Gelehrte seyn! Der Bauernstand aber ist für sie zu roh. Zwar gibt es auch städtische Landwirthe, die oft gefällig und gastfrei sind, und von dem Künstler nichts fordern, als daß er die malerische Lage ihrer Landgüter preise, und die Aussichten, die sie ihm zeigen, bewundere, obwohl sie für die Augen der Kunst auch nicht immer das sind, was die Liebe des Eigenthümers aus ihnen macht.

An wen sie sich zum Umgange halten sollen die Künstler? Die Frage ist leicht zu lösen. An wen hielten sich ehemals die kunstreichen Niederländer, an wen noch jetzt die gemüthlichen Deutschen in Rom? Zusammen sollen sie halten; Künstlergesellschaften bilden wie wir es thun; und dann nach Zofingen kommen, zu empfangen die Weihe aus dem zierlichen Becher, trinkend auf das Wohl der gastfreundlichen Stadt, und auf gute Genossenschaft mit uns; damit sie werden was wir sind: Künstler wie sie seyn sollen!

II. Gedanken, Meinungen, Urtheile.

(Um 1810.)

Gott braucht als Werkzeuge zu großen Dingen oft Menschen, die schlecht sind, und ganz was anders im Sinne hatten als sie bewirkten.

Gott hilft nur da wo wir selbst nicht helfen können; wir

müssen ihn nicht anrufen, daß er statt unser arbeite. Aber wo wir nichts mehr vermögen, und es doch noch des Beystandes bedarf, da soll und wird er hülfreiche Hand bieten; auch ungebeten, und noch lieber wenn wir ihn gläubig darum bitten.

Aus freyem Willen sind wir alle abgewichen; aus freyem Willen müssen wir alle zurückkehren.

Aus dem Glauben entspringt der Gehorsam, und aus dem Gehorsam die Frucht der guten Werke.

Wenn ich Christum in philosophischen Speculationen verliere, so finde ich ihn wieder im alltäglichen Leben.

Christus drang darum so sehr auf den Glauben, weil unser Verstand zu kurz ist, die Oekonomie und Vorsehung Gottes zu fassen.

Die göttliche Weisheit handelt immer auf doppelte Weise; zuerst im Allgemeinen nach den Gesetzen, dann im besondern nach der Gnade.

Ein Irrthum ist es zu glauben, man könne mit kunstrichterlicher Würde ganz gravitätisch vom Unglauben zum Christenthum übergehen; und Affectation ist es, wenn einer sagt: Ich habe nun alles geprüft, für und wider, gar sorgfältig, und finde in Folge meiner methodischen Untersuchungen, daß die Wahrheit in dem Christenthum enthalten sey, daher will ich ein Christ seyn. — Nein, so vornehm kömmt man schwerlich über die Schwelle des Evangeliums für arme Sünder, welches das Christenthum ausmacht. Es will von Heil- und Trostbedürftigen geglaubt, und nicht vom kritischen Hochgeschmack aus philosophischer Gnade angenommen werden.

Nimmt Gott uns eine zeitliche Freude, so schenkt er uns, eben in dem tiefsten Schmerz über ihren Verlust, gewisse Ahnungen und Gefühle unserer noch nicht entwickelten Kräfte, die uns das Leiden, zwar nur augenblicklich, aber doch himmlisch, versüßen, und in der Folge von großem Nutzen sind.

Was ich gerne sehe, sind kleine Kinder die zur Schule gehen, und Unmündige die beten.

Ein alter Schweizersoldat, der im Militärspital in Strasburg krank lag, hatte über seinem Bette ein wohlgeschriebenes Zettelchen festgemacht: Mein Arzt heißt Gottes Erbarmen. Man hätte denken sollen, es würde ihm Hohn von den jungen französischen Aerzten zuziehen, aber sie bezeigten ihm im Gegentheil wohlwollendere Bemühung.

Bildung ist die Richtung, welche Erziehung, Erfahrung und Uebung unserm Geiste gegeben haben.

Verwandtschaften und Freunde sind die Schule der Geduld, und geben uns lehrreiche Erfahrungen an die Hand, womit wir in der fremden Menschenwelt auftreten und handeln sollen.

Ein zwar wenig geachteter, aber doch sicherer Vorzug des Aufenthaltes in einer großen Stadt ist es, daß man verborgner seyn, also stiller leben kann als in einer kleinen.

Es ist selten der Klugheit gemäß, den Knaben die Wahl ihres Berufes selbst zu überlassen, wofern nicht ein ausgezeichnetes unverkennbares Talent vorhanden ist. Die Eltern sollen die Anlage ihrer Kinder besser kennen als sie selbst, und deutlicher unterscheiden können zwischen vorübergehender Neigung und beharrlicher Fähigkeit. Das jugendliche Gemüth wird gewöhnlich durch sinnliche Eindrücke gestimmt, und die meisten Knaben pflegen den Beruf oder das Handwerk eines Mannes, den sie gerade in einem vortheilhaften oder behaglichen Lichte erblicken, sogleich für einen Gegenstand der Wählbarkeit anzusehen.

Scherz ist nicht selten, aber Geschmack im Scherz ist selten.

Geschmack ist: die Kraft das Schöne würdig zu behandeln.

Die Liebe vergleicht nicht.

Wie oft geschieht es nicht, daß man über der Beschäftigung mit den Mitteln den Zweck aus den Augen verliert!

Baue im werkthätigen Leben nicht auf ein poetisches Fundament.

Jeder Hausvater, der eine große Sammlung, sey es von was es wolle, anlegt, ist ein Thor. Frau und Kinder seufzen

schon bei Lebzeiten über seine Neigung, und nach seinem Tode liegt ihnen die lästige Sammlung wie ein Stein auf dem Hals.

Man muß zu Hause seinem Zorn keinen stärkern Ausbruch gestatten, als man es in der besten Gesellschaft thäte; denn warum sollte man weniger Achtung gegen die Seinigen als gegen die Fremden haben?

Bist du im Begriff, einen Menschen durch Spott lächerlich zu machen, so denke an die Seinigen zu Hause, wie ihn die lieb haben, und sich liebreich betrüben, wenn ihm was Leides widerfährt, so wird dir der Pfeil des Spottes aus der Hand fallen, und du wirst erkennen, wenn auch des Menschen Thorheit Spott verdient, so verdiene doch die Liebe der Seinigen Schonung.

Es gibt Bücher, die beim ersten Blick Geist zu verrathen scheinen, im Grunde aber leerer oberflächlicher Schaum sind; Witz ohne Verstand, Empfindsamkeit ohne Liebe, Vielwisserey ohne Gelehrsamkeit, Weltton ohne Geschmack: In toto nihil.

Freundlicher Ernst, welch' eine nothwendige Haustugend!

Hebel.

Vier Erzählungen.

1811 ff.)

1. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Bettern, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so? — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere.

32*

Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm rathen. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enten-Eier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: Foudre, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der sey so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung und sagte: Wart, dich will ich bald kurirt haben. Deßwegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen seyn, wenn ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber für's Erste so dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's Andere dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwürstlein dazu, und Nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dieß mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgen wollt, so hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer schreien. Thut was ihr wollt!" Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie

ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter seyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte können zu keiner ungeschicktern Zeit gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr so gesund seyd wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eier im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, das Niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, ihr seyd ein feiner Kautz, und ich versteh' euch wohl,“ und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

---

2. Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr,“ sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seyd so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Cäsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sey, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb

er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sey schon so einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, sagte er, ihr seyd einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

---

3. Merkwürdige Gespenstergeschichte.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, das ein schöner braver Ort ist. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Rossen, und erzählte einem Grenzacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schlößlein stand, und will übernacht bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz

mehr für ihn, es werde morgen einer gerichtet, und seyen schon drei Scharfrichter bei ihm übernacht. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich schon hinein lassen und ein leeres Bett für mich haben." Der Wirth sagt: „Manch schönes Bett, mit seidenen Umhängen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüssel hab' ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben; und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein." Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: Ich will's versuchen. Trotz aller Widerrede mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben: und nachdem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespenster-Besuch versehen hatte, ging er mit dem Bedienten, den er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, der in Goldpapier eingebunden an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hing, und beschaute die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchthum sich rührte, und die Glocke 12 schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Thüre, und eine fürchterliche Gestalt, mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen, und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopheles. Willkommen in meinem Palast! und habt Ihr auch Abschied ge-

nommen von Frau und Kind?" Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopheles mit fürchterlichen Grimassen und hoch gehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm die Pistole entgegen, und sprach: „Halt oder ich schieß!" Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so geht's nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schützen. Aber Mephistopheles hob drohend den Zeigfinger in die Höhe, kehrte langsam um, und ging mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respect vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und ging dem Gespenst, das langsam einen Gang hinabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern übernacht seyn, als bei den Geistern. — Aber auf dem Gang, auf einmal, verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers, und war nicht anders, als wär' er in den Boden gesunken. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglast entgegen kam, und er glaubte selber, jetzt gehe es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehen Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirdischen Gewölb. Aber sechs kuriose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopheles war auch da. Allerlei wunderderbares Geräthe lag umher, und zwei Tische lagen gehauft voll funkelnder Rößleins-Thaler, einer schöner als der andere. Da

merkte der Fremde, wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, die alle Fleisch und Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß ihre verborgenen Münzstöcke an, und waren vermuthlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrieen treiben konnten, fingen sie den Gespensterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so in Schrecken gesetzt, daß er zum Zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorstellungen des Wirths im Dorfe kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsteres Gehalt geschoben, und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten und sagten: „Es wird das Beste seyn, wenn wir ihn umbringen." Aber Einer sagte noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er sich herschreibt." Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sey und nach Kopenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an, und nachdem er wieder in dem finstern Gewölb war, sagten sie: „Jetzt steht die Sache schlimm. Denn wenn er vermißt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen ist, und ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hanf ist dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet." Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen; und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er sagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach schenkten sie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er schaute ihnen zu, wie sie Rößlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinabschien, und auf der Straße die

Geißeln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen, bedankte sich für die gute Bewirthung, und ging mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabackspfeife und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe. ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?“ Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deßwegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief Alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam auf der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue, mit Silber eingelegte Pistolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demant-Steinen besetzt, eine türkische Tabackspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene mit Gold gestickte Tabacksblase, und ein Brieflein drin. In dem Brieflein stand: „Dieß schicken wir Euch für den Schrecken, den Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Euere Verschwiegenheit. Jetzt ist Alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“ Deßwegen hat's der Herr dem Grenzacher erzählt, und das war die nämliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storchen zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden, aber er hat sie nicht drum geben.

---

4. Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des

Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein." — „Und Friede und Liebe soll darin wohnen," sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab seyn als an einem andern Ort." Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum Zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun Jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammen kommen," da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch in's Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine

Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter,“ sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer herauf gekommen.“ Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die Einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis ein Grab gerüstet sey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag

und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof in's Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wird's wieder Tag." — „Was die Erde Einmal wieder gegeben hat, wird sie zum Zweitenmal auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortging, und noch einmal umschaute.

Heeren.

I. Die Seltenheit classischer Geschichtschreiber.

(1822.)

Bereits ein großer Geschichtschreiber des Alterthums macht die Bemerkung, es sey nicht weniger schwer, die Geschichte zu schreiben, als durch Thaten sich zu verherrlichen. In diesem Ausspruch des Schriftstellers liegt tiefe Wahrheit, welche die Erfahrung längst bestätigt hat. In der That ist es auffallend, wie gering die Anzahl bleibt, wenn man diejenigen Geschichtschreiber zusammenzählt, welchen die Stimme der Jahrhunderte einen Platz unter denen vom ersten Range eingeräumt hat. Wenn man zu den drei großen griechischen Historikern, die uns noch erhalten sind, Ephorus und Theopomp hinzufügt, bleiben kaum noch Andere übrig, welche das Alterthum neben diesen genannt hätte. Noch beschränkter war dieser Kreis bei den Römern. Und wenn wir unsere Blicke auf dasjenige Volk der neuern Zeit richten, dem in Beziehung auf die Geschichtschreibekunst der erste Platz gebührt, stehet nicht auch hier die Dreizahl seiner historischen Classiker unerreicht von den übrigen da; während die Westminster-Abtei ganze Reihen von Monumenten seiner Helden, seiner Staatsmänner, seiner Weltweisen und Dichter in sich schließt?

Diese Erscheinung wird um so befremdender, wenn man die zahlreichen Schaaren derer übersieht, welche den historischen Studien einen so großen Theil ihres Lebens, in manchen Rücksichten nicht ohne glücklichen Erfolg, widmeten. Wie schwer

man sich auch die Geschichtschreibekunst denken mag, so bleibt doch immer die Frage übrig: was sie denn eigentlich in einem solchen Maaße erschwert, daß von den Hunderten, die nach dem Kranze rangen, kaum einzelne ihn errungen haben?

Die Antwort auf diese Frage liegt großentheils schon in der Entwicklung des Begriffs der Geschichte selbst. Sie ist die Erzählung vergangener Begebenheiten, aber vergangener Begebenheiten in ihrem Zusammenhange. Die Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange, was ist sie anders, als ein fortlaufendes Gewebe von Ursachen und Wirkungen, wo die Wirkungen wieder die Ursachen neuer Wirkungen werden? Die Entwicklung dieses unermeßlichen Gewebes, sey es im Ganzen, sey es in einzelnen Theilen, ist die Aufgabe für den Geschichtschreiber.

So tritt sofort der Unterschied zwischen dem Geschichtschreiber und dem bloßen Geschichtforscher hervor. Das Ziel des letztern ist die Erforschung einzelner Thatsachen; das Ziel des erstern die Darlegung des Zusammenhangs, in dem diese Thatsachen als Ursachen und Wirkungen unter einander stehen, in einer würdigen, den Gegenständen angemessenen Erzählung.

Die Erforschung des Zusammenhangs der Begebenheiten setzt also die Enthüllung der Ursachen voraus, durch welche die Begebenheiten in die Wirklichkeit traten. Wie schwer, ja, wie unmöglich vielleicht die Auflösung dieser Aufgabe ist, wird aber erst deutlich, wenn wir die Natur dieser Ursachen weiter entwickeln. Sie sind theils äußere, theils innere. Inwiefern das Zusammenwirken äußerer Ursachen eine Begebenheit in die Wirklichkeit rief, läßt sich vielleicht zeigen; allein ist dieses auch bei den innern möglich? Diese innern Ursachen liegen in dem Gemüth und in dem Charakter der handelnden Personen; es sind die innern Beweggründe, welche sie zum Handeln trieben. Ihre volle Darlegung würde also eine vollständige Kenntniß der handelnden Personen erfordern. Wer getraut es sich, diese von seinen Zeitgenossen, ja, selbst von seinen Bekannten sich beizulegen? Der Geschichtschreiber aber hat gewöhnlich von Personen

zu reden, die längst nicht mehr sind; die er selber nur aus Nachrichten kennt, welche ihrer Natur nach unvollkommen bleiben müssen.

Aber wie sehr auch diese Geständnisse den Historiker demüthigen werden, so reichen sie doch nicht hin, ihm gänzlich das Zutrauen zu sich selbst und mit diesem das Gefühl seines Werths und seiner Würde zu rauben. Er wird es sich selber gestehen, daß das vollständige Erforschen der Begebenheiten in ihrem Zusammenhange weit über seine Kräfte, ja weit über die Kräfte jedes menschlichen Wesens gehe; er wird also das ihm vorgesteckte Ziel als ihm unerreichbar erkennen; aber er wird es sich doch auch gestehen dürfen, daß er ihm sich nähern, mehr oder weniger sich nähern kann; und daß eben dieses Annähern Geschichte schreiben heißt.

Zwischen dem bloßen Erforscher von Thatsachen also und dem Geschichtschreiber in diesem höhern Sinn ist noch eine weite Kluft befestigt. Nicht der Fleiß, nicht die Beurtheilungskraft allein sind es, die den letzten bilden; es gehört dazu ein nicht gewöhnliches Maaß fast aller Seelenkräfte, und was die Hauptsache ist, ein gewisses richtiges Verhältniß, in welchem diese Kräfte gegen einander stehen.

Der Geschichtschreiber, der diesen Namen verdient, ist nicht bloßer Wiedererzähler von dem, was ihm erzählt ist; er ist eben so wenig Dichter; aber er steht zwischen beiden in der Mitte, und bedarf in einem gewissen Grade das Talent des letztern wie des erstern. Er bedarf der Phantasie; denn er soll die Begebenheiten auf eine ihrer würdige Weise, das heißt er soll sie darstellend erzählen; und was ist Darstellung ohne Phantasie? Er kommt also darin mit dem Dichter überein; aber die Gränzlinie zwischen der Phantasie des Geschichtschreibers und des Dichters bleibt deßhalb doch bestimmt gezogen. Das Gebiet des Geschichtschreibers ist die Wirklichkeit; das Werk seiner Phantasie ist die Wahrheit der Darstellung des Wirklichen. Das Gebiet des Dichters geht weit darüber hinaus; es ist das des Wahrscheinlichen oder des als möglich Gedachten.

Indem er in dieses uns führt, indem seine Phantasie uns dieses als wirklich darzustellen weiß, zeigt er sich uns als Dichter. — Der Geschichtschreiber bedarf aber nicht weniger der Beurtheilungskraft, des Scharfsinns und des Verstandes; weil ohne diese die Kritik der Thatsachen und die Auffindung der Verknüpfung derselben unmöglich wäre. Aber die Urtheilskraft des Geschichtschreibers hat darin wieder etwas Eigenthümliches, daß die Phantasie auf ihre Wirksamkeit einen Einfluß äußern muß. Denn jenes Verknüpfen der Thatsachen ist ganz unmöglich ohne Phantasie, ist zur Hälfte ihr Werk. Es ist eine der wahrsten Bemerkungen eines neuern Schriftstellers, daß der innere Zusammenhang der Geschichte sich keineswegs immer klar nachweisen, daß er großentheils sich nur ahnden läßt, ohne daß deßhalb die Wahrheit der Geschichte, die sie für menschliche, das heißt für sehr beschränkte Wesen, haben kann, verschwindet. Die geschichtliche Wahrheit in ihrem vollen Glanze zu sehen, ist so gut einem künftigen höhern Daseyn aufbehalten (so weit sie uns dann noch interessiren mag), als die philosophische. Wer daraus folgern will, daß Philosophie und Geschichte Nichts seyen, verkennt die Gränzen der menschlichen Erkenntniß und die Zwecke unsers Forschens.

Aber neben der richtigen Beurtheilung des Wahren und neben der Phantasie bedarf der Geschichtschreiber nicht weniger einer andern Geisteskraft, die in der engsten Verbindung mit seiner moralischen Natur steht, des Gemüths. Ohne Gemüth hat es nie einen großen Geschichtschreiber gegeben, und wird es nie einen geben. Unter dem Gemüth verstehen wir das lebendige Gefühl für alles Menschliche, mag es die Menschheit im Ganzen oder im Einzelnen betreffen. Aus diesem Gefühl geht die Theilnahme für dieses Menschliche hervor; in ihr äußert es sich durch das Mitgefühl für alles die menschliche Natur Veredelnde, das Gute sowohl als das Große, und durch den Widerwillen gegen das, was damit im Widerspruche steht. Der Geschichtschreiber, welchen Stoff er sich auch zu behandeln

wählt, behandelt menschliche Angelegenheiten und Verhältnisse; was ist er ohne jenes Gefühl für das Menschliche? Denn aus diesem Gefühl geht auch bei ihm die Theilnahme an seinem Stoff hervor, und ohne diese Theilnahme bleibt sein Werk, und wäre es noch so gelehrt und noch so richtig und noch so schön geschrieben, ein todtes Werk.

Diese Theilnahme an seinem Stoff ist es, welche wir die Begeisterung des Historikers nennen; sie wird steigen und sinken, je nachdem der Stoff sein Gemüth mehr oder weniger aufregt. Der Geschichtschreiber hat also so gut seine Begeisterung, wie der Dichter sie hat; Tacitus so gut wie Virgil; aber sie sind sehr von einander verschieden, denn sie fließen aus verschiedenen Quellen. Die Quelle der Begeisterung des Dichters liegt in der Phantasie, mithin nicht in der Wirklichkeit, sondern in dem Wahrscheinlichen. Die Quelle der Begeisterung des Geschichtschreibers liegt in dem Gemüth, in der Theilnahme an dem Menschlichen, mithin nicht in der Region des Wahrscheinlichen oder Möglichen, sondern in der ihm eigenen Region des Wirklichen. Und auf diese Weise trägt der Geschichtschreiber sein eigenes Ich in den Stoff hinüber, den er bearbeitet; er muß dieß thun, weil er ihn sonst gar nicht würdig bearbeiten könnte, und er darf dieß thun, denn weit entfernt, dadurch entstellt zu werden, erhält vielmehr sein Stoff diejenige Wahrheit, welche wir die menschliche Wahrheit genannt haben.

Ganz anders lauten freylich die Forderungen unserer meisten historischen Kritiker, welche man oft und unter mancherley Formen wiederholt findet. Der Historiker soll, so sagt man, sich selber gleichsam ausziehen, sich selber vergessen, um nur wahr zu seyn. Nur Facta verlange man von ihm. Alles übrige sey nur Raisonnement, und für dieses, wie man zu sagen beliebt, wolle man schon selbst sorgen. — Aber entsteht nicht sofort die Frage: ob denn jene Wahrheit, die man verlangt, ohne Raisonnement gegeben werden kann? Setzt das Erforschen des Zusammenhangs der Begebenheiten nicht diejenige Thätigkeit

des Geistes voraus, aus welcher das Raisonnement hervorgeht? Strebt denn der Geschichtforscher nicht hier nach Wahrheit, und erfüllt er nicht seine Pflicht, wenn er diese uns nach seiner besten Einsicht giebt? Und — damit wir es nur gerade heraus sagen, — liegt nicht bei jener Forderung der ungeheure Dünkel zum Grunde, als wenn Alles, was große Geister bisher über die Geschichte gedacht haben, etwas ganz Werthloses, wenigstens etwas ganz Ueberflüssiges sey, dessen man leicht entbehre, weil man es sich selber eben so gut oder noch besser schaffen könne?

„Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen," sagt derselbe berühmte Schriftsteller,* auf den ich mich schon früher berief, und dessen Worte ich mir zu eigen mache, weil sie mir wie aus dem Innersten geschrieben sind, „ist noch kaum das Gerippe der Begebenheiten gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendigste Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hieße die eigentliche innere, in dem ursachlichen Zusammenhange gegründete Wahrheit einer äußern buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. — Zwei Wege also (fährt derselbe bald nachher fort) müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, parteilose, kritische Ergründung des Geschehenen und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen diesen über den zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr, sie im Einzelnen zu verfälschen."

Es gehört also zum Geschichtschreiber wohl etwas mehr, als jene Art des Quellenstudiums, womit unsere Compilatoren sich so oft zu brüsten pflegen. Wer wird — und wen kann man deßhalb wohl weniger im Verdacht haben, als den Verfasser dieser Blätter? — die Wichtigkeit, die Nothwendigkeit des Quellenstudiums herabsetzen oder gar läugnen? Aber wenn jenes

* Wilh. von Humboldt, über die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Quellenstudium keine weitere Früchte tragen soll, als die Facta wieder zu geben, die man in ihnen gefunden hat; wenn die, welche sich darauf beschränken, schon sich große Geschichtschreiber dünken, ja wohl mit stolzem Blick auf diejenigen herabsehen, die meinen, daß es damit noch nicht geschehen sey, und einen andern Maaßstab als die größere oder geringere Vollständigkeit der Compilation für ein historisches Werk haben, so bedarf es freilich nicht viel mehr, als eines mäßigen Fleißes und einer mäßigen Gelehrsamkeit, die historische Palme zu erringen.

II. Der Handel der alten und der neuen Welt.

(1793 und 1824.)

Die Einrichtung des alten Handels war im Ganzen genommen um Vieles einfacher, als die des neuern; da die meisten der künstlichen Einrichtungen noch nicht vorhanden waren, ohne welche der neuere Handel jetzt nicht würde bestehen können. Sein Zweck im Ganzen blieb beschränkt auf die Stillung gewisser Bedürfnisse, mochten es nun Bedürfnisse der Nothwendigkeit oder des Luxus seyn. Der Kaufmann, der sie herbeischaffte, suchte sie theurer zu verkaufen oder zu vertauschen, als er sie eingekauft oder eingetauscht hatte, besonders wenn sie durch seine Industrie veredelt waren. Auf diese Weise bereicherte er sich; aber über diesen Kreis gingen auch seine Spekulationen nicht hinaus. Der Handel des Alterthums blieb also seinem Hauptcharakter nach Waarenhandel. In vielen, vielleicht, wenigstens im höheren Alterthum, in den meisten Fällen wurden diese Waaren gegen andere eingetauscht; wo aber auch edle Metalle als Maaßstab des Werths gebraucht wurden, geschah es gewiß mehr nach dem Gewicht, als nach dem Gepräge. Wir wissen von den Phöniziern, den Persern und andern Völkern, daß sie Geld prägten; wir wissen auch von einigen Geldarten, daß sie auch in fremden Ländern im Umlauf waren, wie die Dariken bei den Griechen; aber wie weit dieß im Ganzen der

Fall war, darüber sind wir fast gar nicht unterrichtet. Wie dem aber auch seyn mag, so ist doch so viel gewiß, daß der Geldhandel, der einen Hauptzweig des neuern Handels ausmacht, im Alterthum zwar nicht gänzlich unbekannt, aber doch in seiner Kindheit blieb. In den großen Städten, wie in Athen, Rom, Alexandrien und andern, wo ein beständiger Zusammenfluß von Fremden war, mußte zwar auch Geldumsatz stattfinden, und es gab Wechsler, die sich damit beschäftigten; aber so lange es noch keine Wechsel gab, konnte jener Geldumsatz kein Hauptzweig des Handels werden. Die Spuren, die man in ein paar Stellen alter Schriftsteller zu finden glaubt, sind zweifelhaft und deuten schwerlich auf etwas Weiteres, als auf bloße Anweisungen. Daß dergleichen häufig auf einen Dritten ausgestellt wurden, war natürlich; allein man kannte die Kunst noch nicht, diese durch eine weitere Cirkulation wieder zu Gegenständen des Handels zu machen. Der Geldhandel im Großen, wie er gegenwärtig ist, steht außerdem in einer zu genauen Verbindung mit dem öffentlichen Kredit der Staaten, besonders der großen Handelsstaaten, und ist erst eine Folge der Kunst gewesen, auf die der menschliche Geist vielleicht am meisten raffinirt hat, öffentliche Schulden auf die möglichst vortheilhafte Art zu machen und wieder abzutragen. Diese Kunst blieb unbekannt in der alten Welt, weil sie überflüssig war. Die damals so viel geringern Staatsausgaben wurden entweder durch aufgelegte Tribute bestritten, oder auch in außerordentlichen Fällen, wenigstens in Freistaaten, durch freiwillige Anleihen von Bürgern, die man zurückzahlte, aber die kein Gegenstand einer kaufmännischen Spekulation werden konnten. Der eigentliche Wechselhandel aber setzt ein Wechselrecht voraus, und kann schwerlich ohne regelmäßig eingerichtete Posten bestehen, weil Alles dabei auf eine sichere, schnelle und häufige Correspondenz ankommt. Es ist zwar sehr verkehrt, wenn man eine plötzliche Aufhebung unserer Posteinrichtungen annimmt, und aus der Stockung, die alsdann entstehen müßte, auf die geringe Leb-

haftigkeit des alten Handels zurückschließen will (denn die Aufhebung einer schon bestehenden Einrichtung ist immer mit weit größeren Unbequemlichkeiten verbunden, als ihr gänzlicher Mangel, wo sich von selbst andere Ersatzmittel zu finden pflegen); aber daß gewisse Zweige unsers Handels lediglich von den Posteinrichtungen abhangen und durch sie erst möglich geworden sind, bleibt darum nicht minder eine ausgemachte Sache.

Die größere Einfachheit des alten Handels, indem er nur im Kauf und Verkauf der Waaren bestand, zeigt sich auch darin, daß nicht so viele und so verschiedene Klassen von Theilnehmern dabei beschäftigt waren, wie gegenwärtig. Zwar muß man auch hier nicht zu absprechend in seinen Behauptungen seyn. Wer kann uns noch mit Gewißheit darüber belehren, wie es in einem großen phönizischen oder carthagischen Handelshause aussah? Daß in den großen Handelsländern der Handel auch außer den eigentlichen Kaufleuten eine große Menge von Menschen, von Zwischenhändlern u. s. w. beschäftigte, sieht man an mehreren Beispielen, wie z. B. der Kaste der Dollmetscher oder Mäckler in Aegypten; und überhaupt bürgt uns die Unveränderlichkeit der Sitten und des ganzen gesellschaftlichen Lebens im Orient wohl dafür, daß auch die Einrichtungen des Handels sich hier wenig geändert haben. Die Verschiedenheit findet sich also nur hauptsächlich zwischen der Form des jetzigen und des alten europäischen Handels. Wahrscheinlich indeß brachten es doch die damaligen Verhältnisse auch im Orient mit sich, daß der Kaufmann weniger durch Andere in der Ferne seine Geschäfte besorgen lassen konnte; daß er selber Reisen machen mußte, um den Einkauf zu betreiben, besonders bei den Ländern jenseit des Weltmeeres, wie Spanien und andere, die von ungebildeten Völkern bewohnt wurden, daß er also auch zugleich meist Eigenthümer und Führer seines Schiffes war; wiewohl doch auch dieses Alles häufige Ausnahmen gehabt haben mag. Der Commissionshandel konnte aber im Alterthum nicht

die Form haben, die er gegenwärtig hat, weil diese auch zu sehr von unsern Posteinrichtungen abhängt.

Auch die Gegenstände des alten Handels waren ohne Zweifel um Vieles beschränkter, da man nicht nur manche Produkte entweder gar nicht kannte oder doch nicht gebrauchte, sondern auch, wie bereits aus dem Obigen erhellt, die damalige Art des Transports es unmöglich machte, daß sie wichtige Gegenstände des Landhandels werden konnten.

In die Klasse dieser Gegenstände gehört schon zuerst die nothwendigste aller Waaren, das Getreide. Wenn gleich dasselbe von dem Landhandel nicht gänzlich ausgeschlossen blieb, so lassen sich doch von demselben keine große Vorräthe auf große Entfernungen auf diesem Wege fortschaffen. Der Getreidehandel im Großen ist vielmehr nothwendig an die Schifffahrt geknüpft, und beschränkte sich daher auch im Alterthum meist auf die Länder um das Mittelmeer und schwarze Meer und vielleicht den arabischen und persischen Meerbusen. Eben die Länder, die noch jetzt hier die reichen Getreideländer sind, die Küsten der Barbarei und Aegypten, waren es gleichfalls nicht nur damals, sondern wegen ihrer höhern Kultur auch in einem viel höhern Grade. Wer weiß nicht, daß Rom von dort aus und von Sicilien seine Vorräthe erhielt?

Noch größern Schwierigkeiten bei dem Landtransport ist der Wein ausgesetzt, der, so wie alle flüssigen Waaren, nicht leicht auf Lastthieren, sondern nur auf Wagen fortgeschafft werden kann, die aber nie in das Gefolge einer Karavane kommen können, weil es so oft an gebahnten Heerstraßen fehlt. Außerdem aber gab es noch andere Ursachen, welche dem Weinhandel im Alterthum eine andere Gestalt geben mußten. Die Länder des westlichen Europa's, die jetzt beinahe ausschließend die Weine hervorbringen, mit denen auswärtiger großer Verkehr getrieben wird, erzeugten damals wenige oder gar keine. Ueberhaupt aber konnte der Handel mit denselben — einige Ausnahmen abgerechnet — nicht so beträchtlich seyn, weil die Bewohner

derjenigen Länder, die selber keine Weine hervorbrachten, sich dieses Getränks noch viel weniger bedienten, statt daß gegenwärtig gerade der umgekehrte Fall stattfindet. Jedes Land erzeugte und verbrauchte vielmehr damals seine eigenen Weine, und der Bau derselben konnte um so viel beträchtlicher seyn, da es keine Religion damals gab, die, so wie jetzt die Muhamedanische, ihren Bekennern den Gebrauch dieses Getränks untersagte.

Als Gegenstand des Handels war das Oel im Alterthum von größerer Wichtigkeit. Es konnte besser verfahren werden, weil es den Transport besser erträgt, als manche Weinarten, und war, da man Butter in den südlichen Ländern wenig kennt, im allgemeinen Gebrauch. Im übrigen hat der Bau desselben sich wenig verändert; die Gegenden, die es damals erzeugten, erzeugen es noch allein; Sicilien und das südliche Italien verdanken dem Handel damit einen nicht geringen Theil ihres Reichthums.

Viel weniger Schwierigkeiten dagegen war der Transport aller derjenigen Waaren unterworfen, die zur Bekleidung dienen, wenn gleich das rohe Material nicht in solchen Quantitäten als jetzt verführt werden konnte. Die am meisten geschätzten Stoffe, die Seide, die Baumwolle und die feine Wolle, waren nur dem Orient eigen, und die folgenden Untersuchungen werden es deutlicher zeigen, in welchem vorzüglichen Grade diese Waaren Hauptgegenstände des Landhandels waren.

Die kostbaren Produkte endlich des Orients, Gewürze und Räuchwerke, die in unermeßlicher Menge bei den Opfern verbraucht wurden, strömten aus Arabien und Indien auf mannigfaltigen Wegen dem Occident zu.

J. G. Fichte.

Schlußrede an die Deutschen.

(1808.)

Die Reden, welche ich hierdurch beschließe, haben freilich ihre laute Stimme zunächst an Sie gerichtet, aber sie haben im Auge gehabt die ganze deutsche Nation, und sie haben in ihrer Absicht alles, was, so weit die deutsche Zunge reicht, fähig wäre, dieselben zu verstehen, um sich herum versammelt, in den Raum, in dem Sie sichtbarlich athmen. Wäre es mir gelungen, in irgend eine Brust, die hier unter meinem Auge geschlagen hat, einen Funken zu werfen, der da fortglimme, und das Leben ergreife, so ist es nicht meine Absicht, daß diese allein und einsam bleiben, sondern ich möchte, über den ganzen gemeinsamen Boden hinweg, ähnliche Gesinnungen und Entschlüsse zu ihnen sammlen, und an die ihrigen anknüpfen, so daß über den vaterländischen Boden hinweg, bis an dessen ferneste Gränzen, aus diesem Mittelpunkte heraus, eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart sich verbreite und entzünde. Nicht zum Zeitvertreibe müssiger Ohren und Augen haben sie sich diesem Zeitalter bestimmt, sondern ich will endlich einmal wissen, und jeder Gleichgesinnte soll es mit mir wissen, ob auch außer uns etwas ist, das unserer Denkart verwandt ist. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu seyn, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er

soll klar sehen, ob er recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer sey, er soll von nun an, entweder mit sicherem und freudigen Bewußtseyn seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden, und sich allein mit dem himmlischen trösten. Ihnen, nicht als diesen und diesen Personen in unserm täglichen und beschränkten Leben, sondern als Stellvertretern der Nation, und hindurch durch Ihre Gehörswerkzeuge, der ganzen Nation, rufen diese Reden also zu:

Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammen berufen worden seyd, wie heute; in solcher Anzahl; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation, und Deutsche. Auch wird es euch niemals wiederum also geboten werden. Merket ihr jetzo nicht auf, und gehet in euch, lasset ihr auch diese Reden wieder als einen leeren Kützel der Ohren, oder als ein wunderliches Ungethüm an euch vorüber gehen, so wird kein Mensch mehr auf euch rechnen. Endlich einmal höret, endlich einmal besinnt euch. Geht nur diesesmal nicht von der Stelle, ohne einen festen Entschluß gefaßt zu haben; und jedweder, der diese Stimme vernimmt, fasse diesen Entschluß bei sich selbst, und für sich selbst, gleich als ob er allein da sey, und alles allein thun müsse.

Wenn recht viele einzelne so denken, so wird bald ein großes Ganzes dastehen, das in eine einige eng verbundene Kraft zusammenfließe. Wenn dagegen jedweder, sich selbst ausschließend, auf die übrigen hofft, und den andern die Sache überläßt; so giebt es gar keine anderen, und alle zusammen bleiben, so wie sie vorher waren. — Fasset ihn auf der Stelle, diesen Entschluß. Saget nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme. Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger, und wiegt uns nur noch tiefer ein

in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußern Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. — Ihr seyd zusammen berufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmuthung an Andere, sondern zu einer Anmuthung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jedweder nur durch sich selbst und in seiner eignen Person ausführen kann. Es reicht hiebei nicht hin, jenes müssige Vorsatznehmen, jenes Wollen irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber besser würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sey, und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sey.

Oder ist vielleicht in euch die Wurzel, aus der ein solcher in das Leben eingreifender Entschluß allein hervorwachsen kann, völlig ausgerottet und verschwunden? Ist wirklich und in der That euer ganzes Wesen verdünnet, und zerflossen zu einem hohlen Schatten, ohne Saft und Blut, und eigene Bewegkraft; und zu einem Traume, in welchem zwar bunte Gesichter sich erzeugen, und geschäftig einander durchkreuzen, der Leib aber todtähnlich und erstarrt daliegen bleibt? Es ist dem Zeitalter seit langem unter die Augen gesagt, und in jeder Einkleidung ihm wiederholt worden, daß man ohngefähr also von ihm denke. Seine Wortführer haben geglaubt, daß man dadurch nur schmähen wolle, und haben sich für aufgefordert gehalten, auch von ihrer Seite wiederum zurück zu schmähen, wodurch die Sache wieder in ihre natürliche Ordnung komme. Im übrigen hat nicht die mindeste Aenderung oder Besserung sich spüren lassen. Habt ihr es vernommen, ist es fähig gewesen, euch zu entrüsten; nun, so strafet doch diejenigen, die so von euch denken und reden, geradezu durch eure That der Lüge: zeiget euch

anders vor aller Welt Augen, und jene sind vor aller Welt Augen der Unwahrheit überwiesen. Vielleicht, daß sie gerade in der Absicht, von euch also widerlegt zu werden, und weil sie an jedem andern Mittel, euch aufzuregen, verzweifelten, also hart von euch geredet haben. Wie viel besser hätten sie es sodann mit euch gemeint, als diejenigen, die euch schmeicheln, damit ihr erhalten werdet in der trägen Ruhe, und in der nichts achtenden Gedankenlosigkeit!

So schwach und so kraftlos ihr auch immer seyn möget, man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verworrenheit über unsre Lage, in unsre Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlassen uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns, und unsrer Weise da zu seyn. Es war bisher gegangen, und ging eben so fort; wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir, statt einer andern Widerlegung, triumphirend unser Daseyn und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurch gegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir alle uns gegenseitig verwirrten, zusammen gestürzt seyn? — Die angebornen Vorurtheile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten, und alle in dieselbe Dämmerung einhüllen, sollten doch wohl nun verschwunden seyn? Jene Dämmerung hält nicht mehr unsre Augen; sie kann uns aber auch nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, blos als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist, oder nicht ist.

Es dürfte Jemand unter euch hervortreten, und mich fragen: was giebt gerade Dir, dem einzigen unter allen deutschen Männern und Schriftstellern, den besondern Auftrag, Beruf,

und das Vorrecht, uns zu versammeln und auf uns einzudringen? hätte nicht jeder unter den tausenden der Schriftsteller Deutschlands, eben dasselbe Recht dazu, wie du: von denen keiner es thut, sondern du allein dich hervordrängst? Ich antworte, daß allerdings jeder dasselbe Recht gehabt hätte, wie ich, und daß ich gerade darum es thue, weil keiner unter ihnen es vor mir gethan hat; und daß ich schweigen würde, wenn ein anderer es früher gethan hätte. Dieß war der erste Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbesserung; irgend einer mußte ihn thun. Ich war der, der es zuerst lebendig einsah; darum wurde ich der, der es zuerst that. Es wird nach diesem irgend ein anderer Schritt der zweite seyn; diesen zu thun, haben jetzt alle dasselbe Recht; wirklich thun aber wird ihn abermals nur ein einzelner. Einer muß immer der erste seyn, und wer es seyn kann, der sey es eben!

Ohne Sorge über diesen Umstand verweilet ein wenig mit eurem Blicke bei der Betrachtung, auf die wir schon früher euch geführt haben, in welchem beneidenswürdigen Zustande Deutschland seyn würde, und in welchem die Welt, wenn das erstere das Glück seiner Lage zu benutzen, und seinen Vortheil zu erkennen gewußt hätte. Heftet darauf euer Auge auf das, was beide nunmehro sind; und lasset euch durchdringen von dem Schmerz und dem Unwillen, der jeden Edlen hiebei erfassen muß. Kehret dann zurück zu euch selbst, und sehet, daß Ihr es seyd, die die Zeit von den Irrthümern der Vorwelt lossprechen, von deren Augen sie den Nebel hinwegnehmen will, wenn ihr es zulaßt; daß es Euch verliehen ist, wie keinem Geschlechte vor Euch, das Geschehene ungeschehen zu machen, und den nicht ehrenvollen Zwischenraum auszutilgen aus dem Geschichtsbuche der Deutschen.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft, Entbehrungen, Demüthi-

gungen, der Hohn, und Uebermuth des Ueberwinders; ihr werdet herumgestoßen werden in allen Winkeln, weil ihr allenthalben nicht recht, und im Wege seyd, so lange, bis ihr, durch Aufopferung eurer Nationalität und Sprache, euch irgend ein untergeordnetes Plätzchen erkauft, und bis auf diese Weise allmählich euer Volk auslöscht. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken, so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und sehet noch, unter euch, und um euch herum ein Geschlecht aufblühen, das euch und den Deutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben, ihr sehet diese Nation als Wiedergebährerin und Wiederherstellerin der Welt.

Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende seyn wollt, und die letzten, eines nicht achtungswürdigen, und bei der Nachwelt gewiß sogar über die Gebühr verachteten Geschlechtes, bei dessen Geschichte die Nachkommen, falls es nämlich in der Barbarei, die da beginnen wird, zu einer Geschichte kommen kann, sich freuen werden, wenn es mit ihnen zu Ende ist, und das Schicksal preisen werden, daß es gerecht sey; oder, ob ihr der Anfang seyn wollt, und der Entwicklungspunkt einer neuen, über alle eure Vorstellungen herrlichen Zeit, und diejenigen, von denen an die Nachkommenschaft die Jahre ihres Heils zähle. Bedenket, daß ihr die lezten seyd, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Deutschen als Eins nennen hören, ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich, und einen Reichsverband, gesehen, oder davon vernommen, unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höhern Vaterlandsliebe begeistert waren. Was nach euch kommt, wird sich an andere Vorstellungen gewöhnen, es wird fremde Formen, und einen andern Geschäfts- und Lebensgang annehmen; und wie lange wird es noch dauern, daß keiner mehr lebe, der Deutsche gesehen, oder von ihnen gehört habe?

Was von euch gefordert wird, ist nicht viel. Ihr sollt es nur über euch erhalten, euch auf kurze Zeit zusammen zu nehmen, und zu denken, über das, was euch unmittelbar und offenbar vor den Augen liegt. Darüber nur sollt ihr euch eine feste Meinung bilden, derselben treu bleiben, und sie in eurer nächsten Umgebung auch äußern und aussprechen. Es ist die Voraussetzung, es ist unsre sichere Ueberzeugung, daß der Erfolg dieses Denkens bei euch allen auf die gleiche Weise ausfallen werde, und daß, wenn ihr nur wirklich denket, und nicht hingeht in der bisherigen Achtlosigkeit, ihr übereinstimmend denken werdet, daß wenn ihr nur überhaupt Geist euch anschaffet, und nicht in dem bloßen Pflanzenleben verharren bleibt, die Einmüthigkeit und Eintracht des Geistes von selbst kommen werde. Ist es aber einmal dazu gekommen, so wird alles übrige, was uns nöthig ist, sich von selbst ergeben.

Dieses Denken aber wird denn auch in der That gefordert, von jedem unter euch, der da noch denken kann, über etwas, offen vor seinen Augen liegendes, in seiner eignen Person. Ihr habt Zeit dazu; der Augenblick will euch nicht übertäuben und überraschen; die Akten der mit euch gepflogenen Unterhandlungen bleiben unter euren Augen liegen. Legt sie nicht aus den Händen, bis ihr einig geworden seyd mit euch selbst. Lasset, o lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt; noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zuthun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Diese Reden sind nicht müde geworden, euch einzuschärfen, daß euch durchaus nichts helfen kann, denn ihr euch selber, und sie finden nöthig, es bis auf den letzten Augenblick zu wiederholen. Wohl mögen Regen und Thau, und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre gemacht werden durch eine uns unbekannte, und nicht unter unsrer Gewalt stehende Macht, aber die ganz eigenthümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse machen nur die Menschen sich selber,

und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Nur wenn sie alle insgesammt gleich blind und unwissend sind, fallen sie dieser verborgenen Macht anheim: aber es steht bei ihnen, nicht blind und unwissend zu seyn. Zwar in welchem höhern oder niedern Grade es uns übel gehen wird, dieß mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlseyn an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen: und insbesondre, wenn nicht jeder Einzelne unter uns in seiner Weise thut und wirket, als ob er allein sey, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe.

Dies ists, was ihr zu thun habt; dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu gehören, halte dafür und habe es auch in diesen Reden ausgesprochen, daß ihr noch fähiger seyd, eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes gute und tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Ganz anders sieht diesen Grundzug an euch an die Mehrheit der ältern Welt. Diese klaget euch an der Anmaßung, des vorschnellen, vermessenen, und eure Kräfte überfliegenden Urtheils, der Rechthaberei, der Neuerungssucht. Jedoch lächelt sie nur gutmüthig dieser eurer Fehler. Alles dieses, meint sie, sey begründet lediglich durch euren Mangel an Kenntniß der Welt, d. h. des allgemeinen menschlichen Verderbens, denn für etwas anders an der Welt haben sie nicht Augen. Jetzt nur, weil ihr gleichgesinnte Gehülfen zu finden hofftet, und den grimmigen und hartnäckigen Widerstand, den man euren Entwürfen des Bessern entgegen setzen werde, nicht kenntet, hättet ihr Muth. Wenn nur das jugendliche Feuer eurer Ein-

bildungskraft einmal verflogen seyn werde, wenn ihr nur die allgemeine Selbstsucht, Trägheit und Arbeitsscheu wahrnehmen würdet; wenn ihr nur die Süßigkeit des Fortgehens in dem gewohnten Geleise selbst einmal recht würdet geschmeckt haben, so werde euch die Lust, besser und klüger seyn zu wollen, denn die andern alle, schon vergehen. Sie greifen diese gute Hoffnung von euch nicht etwa aus der Luft; sie haben dieselbe an ihrer eigenen Person bestätigt gefunden. Sie müssen bekennen, daß sie in den Tagen ihrer unverständigen Jugend eben so von Weltverbesserung geträumet haben, wie ihr jetzt; dennoch seyen sie bei zunehmender Reife so zahm und ruhig geworden, wie ihr sie jetzo sähet. Ich glaube ihnen; ich habe selbst schon in meiner nicht sehr langwierigen Erfahrung erlebt, daß Jünglinge, die erst andere Hoffnung erregten, dennoch späterhin jenen wohlmeinenden Erwartungen dieses reifen Alters vollkommen entsprachen. Thut dies nicht länger, Jünglinge, denn wie könnte sonst jemals ein besseres Geschlecht beginnen? Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber fasset diese Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüthe; wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken, euer Geist wird in stets erneuerter Frischheit sich wiedergebähren und euer Charakter fest stehen, und ohne Wandel. Ergreift sogleich die sich hier euch darbietende Gelegenheit; denkt klar über den euch zur Berathung vorgelegten Gegenstand; die Klarheit, die in einem Punkte für euch angebrochen ist, wird sich allmählig auch über alle übrige verbreiten.

Diese Reden beschwören euch Alte. So wie ihr eben gehört habt, denkt man von euch, und sagt es euch unter die Augen; und der Redner sezt in seiner eigenen Person freimüthig hinzu, daß, die freilich auch nicht selten vorkommenden, und

um so verehrungswürdigern Ausnahmen abgerechnet, in Absicht der großen Mehrheit unter euch man vollkommen recht hat. Gehe man durch die Geschichte der lezten zwei oder drei Jahrzehnde; alles außer ihr selbst stimmt überein, sogar ihr selbst, jeder in dem Fache, das ihn nicht unmittelbar trifft, stimmt mit überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet, und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft, so wie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höheren Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, daß jeder, der das bessere und vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eigenen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen, was ihr nicht eben so gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet; und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieser Bekämpfung des Besseren zu siegen, wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich siegtet. So waret ihr die aufhaltende Kraft aller Verbesserungen, welche die gütige Natur aus ihrem stets jugendlichen Schooße uns darbot, so lange, bis ihr versammelt wurdet zu dem Staube, der ihr schon vorher waret, und das folgende Geschlecht, im Kriege mit euch, euch gleich geworden war, und eure bisherige Verrichtung übernahm. Ihr dürft nur auch jezt handeln, wie ihr bisher bei allen Anträgen zur Verbesserung gehandelt habt, ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts seyn solle, das ihr nicht schon erforscht hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen, so seyd ihr durch diesen lezten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben, es wird keine Verbesserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt.

Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des

ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben, so wächst die Klarheit und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser, die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich hierauf zum ewigen Leben und blüht ihm entgegen. Die Erfahrung eines solchen Alters söhnt nicht aus mit dem Bösen, sondern sie macht nur die Mittel klarer und die Kunst gewandter, um dasselbe siegreich zu bekämpfen. Die Verschlimmerung durch zunehmendes Alter ist lediglich die Schuld unsrer Zeit, und allenthalben, wo die Gesellschaft sehr verdorben ist, muß dasselbe erfolgen. Wer nun der Einwirkung derselben einmal sich übergiebt, der muß natürlich immer schlechter werden, je länger er diesem Einflusseausgesetzt ist. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte anderer sehr verdorbener Zeitalter in dieser Rücksicht zu untersuchen, und zu sehen, ob nicht z. B. auch unter der Regierung der römischen Imperatoren, das, was einmal schlecht war, mit zunehmendem Alter immer schlechter geworden.

Euch Alte sonach und Erfahrne, die ihr die Ausnahme macht, euch zuförderst beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, berathet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet. Euch andere aber, die ihr in der Regel seyd, beschwören sie: helfen sollt ihr nicht, störet nur dieses einzigemal nicht, stellt euch nicht wieder, wie bisher immer, in den Weg mit eurer Weisheit und euren tausend Bedenklichkeiten. Diese Sache, so wie jede vernünftige Sache in der Welt ist nicht tausendfach, sondern einfach, welches auch unter die tausend Dinge gehört, die ihr nicht wißt. Wenn eure Weisheit retten könnte, so würde sie uns ja früher gerettet haben, denn ihr seyd es ja, die uns bisher berathen haben. Dies ist nun, so wie alles andere, vergeben, und soll euch nicht weiter vorgerückt werden. Lernt nur endlich einmal euch selbst erkennen, und schweiget.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit weni-

gen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu seyn begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabet, als ob ihr dieses alles nur vornehm verachtetet; ihr hieltet die Männer, die dergleichen trieben, und ihre Vorschläge, so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinnes, oder der Rath, sie ins Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freimüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen, aber ihres innern Herzens wahrhafte Meinung war die, daß ihr mit wenigen Ausnahmen seichte Schwäzer seyet und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurch gelaufen, blinde Zutapper, und Fortschleicher im alten Geleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That der Lüge, und ergreifet hierzu die jezt euch dargebotene Gelegenheit; legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft, laßt euch bedeuten, und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seyd. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr ginget oft zu unbesorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne; ihr beschriebet euch eure eigene Welt, und ließet die wirkliche zu verachtet und verschmähet auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höheren ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Geleise thuts ihm nicht; dies ist eine ewige Wahrheit; und drücket in Gottes Namen mit unverhohlner Verachtung jeglichen nieder, der es wagt, sich mit den Geschäften zu befassen, ohne dieses zu wissen. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben, liegt eine

große Kluft. Diese Kluft auszufüllen ist sowohl das Werk des Geschäftsmanns, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifre sich vielmehr jeder Theil, von seiner Seite dieselbe auszufüllen, und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. Begreift es doch endlich, daß ihr Beide untereinander euch also nothwendig seyd, wie Kopf und Arm sich nothwendig sind.

Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch werth seyd. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit und Verflossenheit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwäz, über die Verachtung des Ernstes und der Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr seyn, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühsten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwäze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallendste Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat, an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Warum laßt ihr dennoch immerfort euch so angelegen seyn, dieses müßige Volk zu unterhalten, ohneractet ihr wißt, daß es nichts gelernt hat, und nichts lernen will; nennt es Publikum, schmeichelt ihm als eurem Richter, hezt es auf gegen eure Mitbewerber, und sucht diesen blinden und verworrnen Haufen durch jedes Mittel auf eure Seite zu bringen; gebt endlich selbst in euren Recensier-Anstalten und Journalen ihm so Stoff wie Beispiel seiner vorschnellen Urtheilerei, indem ihr da eben so ohne Zusammenhang, und so aus freier Hand in den Tag hinein urtheilt, meist eben so abgeschmackt, wie es auch der lezte eurer Leser könnte? Denkt

ihr nicht alle so, giebt es unter euch noch besser gesinnte, warum vereinigen sich denn nicht diese bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Was insbesondere jene Geschäftsmänner anbelangt; diese sind bei euch durch die Schule gelaufen, ihr sagt es selbst. Warum habt ihr denn diesen ihren Durchgang nicht wenigstens dazu benuzt, um ihnen einige stumme Achtung für die Wissenschaften einzuflößen, und besonders dem hochgebornen Jünglinge den Eigendünkel bei Zeiten zu brechen, und ihm zu zeigen, daß Stand und Geburt, in Sachen des Denkens, nichts fördert: Habt ihr ihm vielleicht schon damals geschmeichelt und ihn ungebührlich hervorgehoben, so traget nun, was ihr selbst veranlaßt habt!

Sie wollen euch entschuldigen, diese Reden, mit der Voraussetzung, daß ihr die Wichtigkeit eures Geschäfts nicht begriffen hättet; sie beschwören euch, daß ihr euch von Stund an bekannt macht mit dieser Wichtigkeit, und es nicht länger als ein bloßes Gewerbe treibt. Lernt euch selbst achten, und zeigt in eurem Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten. Die erste Probe davon werdet ihr ablegen durch den Einfluß, den ihr auf die angetragene Entschließung euch geben, und durch die Weise, wie ihr euch dabei benehmen werdet.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Deutschlands. Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte, oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verläumder eurer selbst; weiset sie weit weg von euch. Die Wahrheit ist, daß ihr eben so unwissend geboren werdet, als wir andern alle, und daß ihr hören müßt und lernen, gleichwie auch wir, wenn ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit. Euer Antheil an der Herbeiführung des Schicksals, das euch zugleich mit euren Völkern betroffen hat, ist hier auf die mildeste, und wie wir glauben, auf die allein gerechte und billige Weise dargelegt worden, und ihr könnt euch, falls ihr nicht etwa nur Schmeichelei, niemals aber Wahrheit hören wollt, über diese Reden nicht beklagen. Dies alles

sey vergessen, so wie wir andern alle auch wünschen, daß unser Antheil an der Schuld vergessen werde. Jetzt beginnt, so wie für uns alle, also auch für euch, ein neues Leben. Möchte doch diese Stimme durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühl darf sie euch sagen: ihr beherrschet Völker, treu, bildsam, des Glücks würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Einige unter euch haben späterhin anders gewollt, und sie sind euch gefolgt in das, was ihnen ein Ausrottungskrieg scheinen mußte gegen einen der letzten Reste deutscher Unabhängigkeit und Selbstständigkeit; auch weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel; und sie hören nicht auf, euch treu zu seyn, mit inniger Ergebung an euch zu hangen und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehene Vormünder. Möchtet ihr sie doch, unbemerkt von ihnen, beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen und verborgenen Leben dieser Stände, zu denen die in den höhern Ständen seltener gewordene Treue und Biederkeit ihre Zuflucht genommen zu haben scheint, betrachtend folgen können; gewiß, o gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne. Diese Reden haben euch ein Mittel der Hülfe vorgeschlagen, das sie für sicher, durchgreifend und entscheidend halten. Lasset eure Räthe sich berathschlagen, ob sie es auch so finden, oder ob sie ein besseres wissen, nur, daß es eben so entscheidend sey. Die Ueberzeugung aber, daß etwas geschehen müsse, und auf der Stelle geschehen müsse, und etwas durchgreifendes und entscheidendes geschehen müsse, und daß die Zeit der halben Maßregeln, und der Hin-

haltungsmittel vorüber sey; diese Ueberzeugung möchten sie gern, wenn sie könnten, bei euch selbst hervorbringen, indem sie zu eurem Biedersinne noch das meiste Vertrauen hegen.

Euch Deutsche insgesammt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuförderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden, und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegen gestemmt haben der heranströmenden Römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen, und der Abstammung von uns, gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel, und groß, und weise, wir schienen die Eingeweihten zu seyn, und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Ehre in Schimpf, und unsere Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in das Römerthum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues. Wir standen jenem, und besiegten es; ihr seyd verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegen über erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zu Theil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesammt, als beherrschendes der Welt, zu vernichten. Werdet ihr dies thun, dann seyd ihr würdig der Abkunft von uns.

Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer

spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubens-Freiheit. Rettet auch unsere Ehre, rufen sie euch zu. Uns war nicht ganz klar, wofür wir stritten; außer dem rechtmäßigen Entschlusse, in Sachen des Gewissens durch äußere Gewalt uns nicht gebieten zu lassen, trieb uns noch ein höherer Geist, der uns niemals sich ganz enthüllte. Euch ist er enthüllt, dieser Geist, falls ihr eine Sehkraft habt für die Geisterwelt, und blickt euch an mit hohen klaren Augen. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein, und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten treten. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln, und zu einem selbstständigen Daseyn empor zu wachsen, dafür floß unser Blut. An euch ists, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses, als das lezte, worauf alle bisherige Entwickelung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorüberrauschenden leeren Possenspiele, und die von uns erfochtene Geistes- und Gewissensfreiheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll.

Es beschwören euch eure noch ungeborne Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße: machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliches Mitglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen, als einer niedern, barbarischen, sklavischen, daß wir unsre Abstammung verbergen, oder einen fremden Namen und eine fremde Abkunft erlügen müssen, um nicht sogleich, ohne weitere Prüfung, weggeworfen und zertreten zu werden. Wie das nächste Geschlecht, das von euch ausgehen wird, seyn wird, also wird

euer Andenken ausfallen in der Geschichte; ehrenvoll, wenn dieses ehrenvoll für euch zeugt: sogar über die Gebühr schmählich, wenn ihr keine laute Nachkommenschaft habt, und der Sieger eure Geschichte macht. Noch niemals hat ein Sieger Neigung oder Kunde genug gehabt, um die Ueberwundenen gerecht zu beurtheilen. Je mehr er sie herabwürdigt, desto gerechter steht er selbst da. Wer kann wissen, welche Großthaten, welche treffliche Einrichtungen, welche edle Sitten manches Volkes der Vorwelt in Vergessenheit gerathen sind, weil die Nachkommen unterjocht wurden, und der Ueberwinder, seinen Zwecken gemäß, unwidersprochen, Bericht über sie erstattete.

Es beschwöret euch selbst das Ausland, in wiefern dasselbe nur noch im mindesten sich selbst versteht, und noch ein Auge hat für seinen wahren Vortheil. Ja, es giebt noch unter allen Völkern Gemüther, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reichs des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und ein leeres Trugbild seyen, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sey zu einem bessern Zustande. Diese, und in ihnen die gesammte neuere Menschheit, rechnet auf euch. Ein großer Theil derselben stammt ab von uns, die übrigen haben von uns Religion und jedwede Bildung erhalten. Jene beschwören uns bei dem gemeinsamen vaterländischen Boden, auch ihrer Wiege, den sie uns frei hinterlassen haben; diese bei der Bildung, die sie von uns, als Unterpfand eines höhern Glücks, bekommen haben, — uns selbst auch für sie und um ihrer willen zu erhalten, so wie wir immer gewesen sind, aus dem Zusammenhange des neu entsprossenen Geschlechts nicht dieses ihm so wichtige Glied herausreißen zu lassen, damit, wenn sie einst unsers Rathes, unsers Beispiels, unsrer Mitwirkung gegen das wahre Ziel des Erdenlebens hin bedürfen, sie uns nicht schmerzlich vermissen.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines

Höhern, mischen sich in diese Stimmen und umringen euch, und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht, und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Daseyn zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seyen keine leere Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, Recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzenleben hinschlummern, und jedes Ausfluges in höhere Welten spotten — darüber ein letztes Endurtheil zu begründen, ist Euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, so wie mit ihren Mängeln, ist versunken durch die eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seyd unter allen neuren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zu Grunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde. Hoffet nicht, und tröstet euch nicht mit der aus der Luft gegriffenen, auf bloße Wiederholung der schon eingetretenen Fälle rechnenden Meinung, daß ein zweitesmal, nach Untergang der alten Bildung, eine neue, auf den Trümmern der ersten, aus einer halb barbarischen Nation, hervorgehen werde. In der alten Zeit war ein solches Volk, mit allen Erfordernissen zu dieser Bestimmung ausgestattet, vorhanden, und war dem Volke der Bildung recht wohl bekannt, und ist von ihnen beschrieben; und diese selbst, wenn sie den Fall ihres Unterganges zu setzen vermocht hätten, würden an diesem Volke das Mittel der Wiederherstellung haben entdecken können. Auch uns ist die gesammte Oberfläche der Erde

recht wohl bekannt, und alle die Völker, die auf derselben leben. Kennen wir denn nun ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht blos schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müssen. Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

Posselt.

Rom's Fall.

(1789.)

Die Römer waren kaum vor den Hunnen sicher, als Genserich, König der Vandalen, aus Afrika nach Italien überging (455), Rom eroberte und plünderte.

Bei allen diesen Zerrüttungen blieb immer noch die kaiserliche Würde in einigem Ansehen; wenn gleich die Kaiser durch die Ausländer, welche in Staatssachen die größte Gewalt hatten, oft abgesetzt wurden. Odoacer, ein Fürst der Rügen, der sich in Kriegsdiensten der Römer hervorgethan hatte und von den unter dem abendländischen Heere dienenden Herulern, Rügen und Sciren zum König ausgerufen ward, wagt es endlich (476), nach Gefangennehmung des abendländischen Kaisers Romulus, diese Würde unbesetzt zu lassen, und sich selbst zum Herrn über Italien zu machen. So fiel zuletzt, durch eine Reihe von Jahrhunderten allmählig erschüttert und geschwächt, der Riesenstaat der Römer, der, vom kleinsten Anfang, durch Menschen, die nie ein Volk größer hatte, und durch den ihm eigenthümlichen Geist von Muth, Einfalt und Hoheit, zur Weltherrschaft sich emporgeschwungen hatte und von den Karthagischen Kriegen bis auf die Entscheidungsschlacht bei Philippi das Erstaunen der Völker, so wie nachher, unter wenigen Abwechslungen besserer Kaiser, erst ihr Abscheu, dann ihre Verachtung war. — Sein Untergang selbst war mehr die Folge innerer Schwäche, als einer außerordentlichen Macht der Feinde. Mit der Freiheit hatten

die Römer einen großen Theil jener Tapferkeit und Vaterlandsliebe verloren, die in Freistaaten allezeit stärker ist, weil jeder mehr empfindet, daß er ein Glied des Staates sey. Ihre Helden, ihre edelsten Staatsmänner waren gefallen in den Bürgerkriegen. Schon unter den erstern Cäsarn war das Verdienst verhaßt und fürchterlich. Selten wagten sie's, denen, die beim Volk beliebt waren, die Anführung der Kriegsheere zu vertrauen. Die vielen Empörungen und die Gegenherrscher, die oft von den Soldaten gewählt wurden, rechtfertigten dies Betragen in eben dem Grade, wie sie das Reich noch immer mehr schwächten. — Die Cäsarn wurden weichlich, wollüstig, nur noch stark zum Menschenquälen. Von ihrem Hofe kam die Erschlaffung über Rom und Italien. Der Reichthum dieses Landes, die Entfernung der Feinde von seinen Grenzen machte, daß die Italiener bald die Kriegskunst vergaßen, — jene Kunst, die sonst ihnen auszeichnend eigen war und die allein ihre Vorväter zu Herren der Welt gemacht hatte — und daß die römischen Heere größtentheils von Leuten aus den Provinzen und fremden Völkern zusammengesetzt werden mußten. Die Kriegszucht nahm ab: wenn auch ein edlerer Mann zur höchsten Würde gewählt ward, so kosteten ihn doch die Versuche zu deren Herstellung das Leben, oder viele Zeit. Die schweren Waffen, welche vormals den Römern ein solches Uebergewicht gegeben hatten, wurden endlich mit leichtern vertauscht, weil sie für entnervte Körper zu beschwerlich waren. Als Commodus und Caracalla anfingen, von teutschen Völkern den Frieden zu erkaufen, fühlten diese ihre Ueberlegenheit noch mehr. Sie wiederholten ihre Anfälle, um neue Reichthümer zu sammeln. Durch diese Streifereien wurden beträchtliche Striche Landes verwüstet und entvölkert. An den Gränzen mußten große Kriegsheere und Vestungen mit beträchtlichen Kosten unterhalten werden. Viele Lebensmittel wurden ihnen aus Britannien zugeführt. Dies alles erschöpfte die kaiserliche Schatzkammer und machte schwere Auflagen nöthig. Die römischen Statthalter und Feldherren vermehrten diese Uebel durch Geiz und

Grausamkeit. Die Bewohner der Provinzen wünschten deswegen eine Veränderung, die ihr Elend nicht vergrößern konnte; sie wollten lieber fremden Völkern gehorchen, als den Römern. Die Künste und Wissenschaften wurden vernachläßigt; Unwissenheit und Aberglaube verbreiten sich in Ländern, welche vormals die aufgeklärtesten waren. Man fing endlich gar an, die wichtigsten Hof-, Staats- und Kriegsbedienungen an Teutsche zu vergeben. Diese behielten die Liebe zu ihrem Vaterland und riethen nicht zu den so nöthigen ernstern Maasregeln. Einige von ihnen wurden beschuldigt, ihren Landsleuten die Anschläge der Römer entdeckt zu haben. Sie machten sich endlich zu Häuptern mächtiger Parteien in dem Staate selbst. Alle diese Umstände blieben den Teutschen nicht unbekannt; sie, welche durch genaue Verbindungen, bessere Waffen und strengere Kriegszucht fürchterlicher als vormals waren, verachteten jetzt die Römer. „Wir wundern uns,“ sagt ein gothischer Fürst, „daß die römischen Soldaten noch die Dreistigkeit haben, ein Land gegen uns zu behaupten.“

Seume.

I. Der Aetna.

(1802.)

Endlich erreichten wir den Steinhaufen des sogenannten Philosophenthurms, und die Sonne tauchte eben glühend über die Berge von Kalabrien herauf und vergoldete was wir von der Meerenge sehen konnten, die ganze See und den Taurus zu unsern Füßen. Ganz rein war die Luft nicht, aber ohne Wolken; desto magischer war die Scene. Hinter uns lag noch Alles in Nacht, und vor uns tanzten hier und da Nebelgestalten auf dem Ocean. Wer kann hier beschreiben? Nimm deinen Benda, und laß auf silbernem Flügel dem Mädchen auf Naxos die Sonne aufgehen; und wenn Du nicht etwas von unserm Vergnügen hast, so kann Dir kein Gott helfen. So ging uns Titan auf; aber wir standen über einem werdenden Gewitter: es konnte uns nicht erreichen. Einer der Herren lief wehklagend und hoch aufschreiend um die Trümmer herum; denn er hatte die Finger erfroren. Wir halfen mit Schnee und rieben und wuschen, und arbeiteten uns endlich zu dem Gipfel des Berges hinauf. Mir däucht, man müßte bis zum Philosophenthurm reiten können; bis dahin ist es nicht zu sehr jäh: aber die Kälte verbietet es; wenigstens möchte ich eben deßwegen ohne große Verwahrung nicht von der Kavalkade seyn. Von hier aus kann man nicht mehr gehen; man muß steigen, und zuweilen klettern, und zuweilen klimmen. Es scheint nur noch eine Viertelstunde bis zur höchsten Spitze zu seyn, aber es ist

wohl noch ein Stückchen Arbeit. Die Briten letzten sich mit Rum, und da ich von diesem Nektar nichts genießen kann, aß ich von Zeit zu Zeit eine Apfelsine aus der Tasche. Sie waren ziemlich gefroren; aber ich habe nie so etwas Köstliches genossen. Als ich keine Apfelsinen mehr hatte — denn der Appetit war stark — stillte ich den Durst mit Schnee, arbeitete immer vorwärts, und war zur Ehre der deutschen Nation der Erste an dem obersten Felsenrande der großen ungeheuern Schlucht, in welcher der Krater liegt. Einer der Führer kam nach mir, dann der Major, dann der zweite Führer, dann die ganze kleine Karavane bis auf den Herren mit den erfrorenen Fingern. Hier standen und saßen und lagen wir, halb in dem Qualm des aufsteigenden Rauchdampfes eingehüllt, und keiner sprach ein Wort, und jeder staunte in den furchtbaren Schlund hinab, aus welchem es in dunkeln und weißlichen Wolken dumpf und wüthend heraufstobte. — Endlich sagte der Major, indem er sich mit einem tiefen Athemzuge Luft machte: „**Now it is indeed worth a young man's while to mount and see it; for such a sight is not to be met with in the parks of old England.**“ * Mehr kannst Du von einem ächten Briten nicht erwarten, dessen patriotische Seele ihren Gefährten mit Rostbeef und Porter ambrosisch bewirthet.

Die Schlucht, ungefähr eine kleine Stunde im Umfange, lag vor uns, wir standen alle auf einer ziemlich schmalen Felsenwand, und bückten uns über eine steile Kluft von vielleicht sechzig bis siebenzig Klaftern hinaus und in dieselbe hinein. Einige legten sich nieder, um sich auf der grausen Höhe vor Schwindel zu sichern. In dieser Schlucht lag tief der Krater, der seine Stürme aus dem Abgrunde nach der entgegengesetzten Seite hinüber warf. Der Wind kam von der Morgensonne und wir standen noch ziemlich sicher vor dem Dampf; nur daß

* Nun es ist in der That der Mühe werth, daß ein junger Mann sich Zeit nehme, ihn zu besteigen und zu sehen; denn solch ein Anblick findet sich nicht in den Parks von Altengland.

hier und da etwas durch die Felsenspalten heraufdrang. Rund herum ist keine Möglichkeit, vor den ungeheuern senkrechten Lavablöcken, bis hinunter ganz nahe an den Rand des eigentlichen Schlundes zu kommen. Bloß von der Seite von Taormina, wo eine sehr große Vertiefung ausgeht, muß man hineinsteigen können, wenn man Zeit und Muth genug hat, die Gefahr zu bestehen: denn eine kleine Veränderung des Windes kann tödtlich werden, und man erstickt, wie Plinius. Uebrigens würde man wohl unten am Rande weiter nichts sehen können. Hätte ich drei Tage Zeit und einen entschlossenen, der Gegend ganz kundigen Führer, so wollte ich mir wohl die Ehre erwerben, unten gewesen zu seyn, wenn es der Wind erlaubte. Man müßte aber mit viel größerer Schwierigkeit von Taormina hinaufsteigen.

Nachdem wir uns von unserm ersten Hinstaunen etwas erholt hatten, sahen wir nun auch rund umher. Die Sonne stand nicht mehr so tief, und es war auch auf der übrigen Insel schon ziemlich hell. Wir sahen das ganze große, schöne herrliche Eiland unter uns, vor uns liegen, wenigstens den schönsten Theil desselben. Alles was um den Berg herum liegt, das ganze Thal Enna, bis nach Palagonia und Lentini, mit allen Städten und Flecken und Flüssen, war wie in magischen Duft gewebt. Vorzüglich reizend zog sich der Simäthus aus den Bergen durch die schöne Fläche lang hinab in das Meer, und man übersah mit Einem Blick seinen ganzen Lauf. Tiefer hin lag der See Lentini und glänzte wie ein Zauberspiegel durch die elektrische Luft. Die Folge wird zeigen, daß die Luft nicht sehr rein, aber vielleicht nur desto schöner für unsern Morgen war. Man sah hinunter bis nach Augusta und in die Gegend von Syrakus. Aber die Schwäche meiner Augen und die Dünste des Himmels, der doch fast unbewölkt war, hinderten mich, weiter zu sehen. Messina habe ich nicht gesehen: und mir däucht, man kann es auch von hier nicht sehen: es liegt zu tief landeinwärts an der Meerenge und die Berge müssen es decken.

Palermo kann man durchaus nicht sehen, sondern nur die Berge umher. Von den Liparen sahen wir nur etwas durch die Wölkchen. Nachdem wir rund umher genug hinabgeschaut hatten, und das erste Staunen sich etwas zur Ruhe setzte, sagte der Major nach englischer Sitte: „Now be sure, we needs must give a shout at the top down the gulf;“ * und so stimmten wir denn drei Mal ein mächtiges Freudengeschrei an, daß die Höhlen der furchtbaren Riesen wiederhallten, und die Führer uns warnten, wir möchten durch unsere Ruchlosigkeit nicht die Teufel unten wecken. Sie nannten den Schlund nur mit etwas verändertem Mythus: „la casa del diavolo“ und das Echo in den Klüften „la sua risposta.“ **

Der Umfang des kleinen tief unten liegenden Kessels mag ungefähr eine kleine Viertelstunde seyn. Es kochte und brauste und wüthete und tobte und stürmte unaufhörlich aus ihm herauf. Einen zweiten Krater habe ich nicht gesehen; der dicke Rauch müßte vielleicht ganz seinen Eingang decken, oder dieser zweite Schlund müßte auf der andern Seite der Felsen liegen, zu der wir wegen des Windes, der den Dampf dorthin trieb, nicht kommen konnten. Auch hier waren wir nicht ganz von Rauche frei; die rothe Uniform der Engländer mit den goldenen Achselbändern war ganz schwarzgrau geworden; mein blauer Rock hatte seine Farbe nicht merklich verändert.

Ich hatte mich bisher im Aufsteigen immer mit Schnee gelabt; aber hier am Rande auf der Spitze war er bitter salzig und konnte nicht genossen werden. Nicht weit vom Rande lag ein Auswurf von verschiedenen Farben, den ich für todten Schwefel hielt. Er war heiß und wir konnten unsere Füße darin wärmen. Wir setzten uns an eine Felsenwand, und sahen auf die zauberische Gegend unter uns, vorzüglich nach Catanien und Paterno hinab. Die Monti rossi bei Nicolosi glichen fast

* „Aber jetzt müssen wir nothwendig einen Schrei in den Schlund hinunter thun!“

** „Das Haus des Teufels“ und „Seine Antwort.“

Maulwurfshügeln, und die ganze große ausgestorbene Familie des alten lebendigen Vaters lag rund umher. Nur er selbst wirkte mit ewigem Feuer in furchtbarer Jugendkraft. Welche ungeheure Werkstatt muß er haben! Der letzte große Ausbruch war fast drei deutsche Meilen vom Gipfel hinab bei Nicolosi. Wenn er wieder durchbrechen sollte, fürchte ich für die Seite von Taormina, wo nun die Erdschicht am dünnsten zu seyn scheint. Die Luft war, trotz dem Feuer des Vulkans und der Sonne, doch sehr kalt, und wir stiegen wieder herab. Unser Herabsteigen war vielleicht noch belohnender, als der Aufenthalt auf dem obersten Gipfel. Bis zum Philosophenthurm war viel Behutsamkeit nöthig. Hier war nun der Proviantträger angekommen, und wir hielten unser Frühstück. Die Engländer griffen zu der Rumflasche, und ich hielt mich zum gebratenen Huhn und dann zum Schnee. Brod und Braten waren ziemlich hart gefroren, aber der heiße Hunger thaute es bald auf. Indem wir aßen, genossen wir das schönste Schauspiel, das vielleicht das Auge eines Menschen genießen kann. Der Himmel war fast ganz hell, und nur hinter uns über dem Simäthus hingen einige kleine lichte Wölkchen. Die Sonne stand schon ziemlich hoch an der Küste Kalabriens; die See war glänzend. Da zeigten sich zuerst hier und da einige kleine Fleckchen auf dem Meere links vor Taormina, die fast wie Inselchen aussahen. Unsere Führer sagten uns sogleich, was folgen würde. Die Flecken wurden zusehends größer, bildeten flockige Nebelwolken und breiteten sich aus und flossen zusammen. Keine morganische Fee kann eine solche Farbengluth und solchen Wechsel haben, als die Nebel von Moment zu Moment annahmen. Es schoß in die Höhe und glich einem Walde mit den dichtesten Bäumen von den sonderbarsten Gestalten, war hier gedrängter und dunkler, dort dünner und heller, und die Sonne schien in einem noch ziemlich kleinen Winkel auf das Gewebe hinab, das schnell die ganze nördliche Küste deckte und das wir hier tief unter uns sahen. Der Gluthstrom fing an

die Schluchten der Berge zu füllen, und hinter uns lag das Thal Enna mit seiner ganzen Schönheit in einem unnennbaren Halblichte, so daß wir nur noch den See von Lentini als ein helles Fleckchen sahen. Dieses alles und die Bildung des himmlischen Gemäldes an der Nordseite war das Werk einer kleinen Viertelstunde. Ich werde eine so geschmückte Scene wahrscheinlich in meinem Leben nicht wieder sehen. Sie ist nur hier zu treffen; und auch hier sehr selten; die Führer priesen uns und sogar sich selbst deßwegen glücklich. Wir brachen auf, um, wo möglich, unten dem Regen zu entgehen: in einigen Minuten sahen wir nichts mehr von dem Gipfel des Berges; alles war in undurchdringlichen Nebel gehüllt, und wir selbst schossen auf der Bahn, die wir im Hinaufsteigen langsam gemacht hatten, pfeilschnell herab. Ohne den Schnee hätten wir es nicht so sicher gekonnt. Nach einer halben Stunde hatten wir die Blitze links, immer noch unter uns. Der Nebel hellte sich wieder auf, oder vielmehr wir traten aus demselben heraus, das Gewitter zog neben uns her nach Catanien zu, und wir kamen in weniger, als der Hälfte Zeit wieder in das Haus am Ende der Waldregion, wo wir uns an das Feuer setzten — nämlich diejenigen, die es wagen durften. Die Engländer hatten zu dieser Bergreise eine eigene Vorkehrung getroffen. Weiß der Himmel, wer sie ihnen mochte gerathen haben: die meinige war besser. Sie kamen in Nicolosi in Stiefeln an, setzten sich aber dort in Schuhe, und über diese Schuhe zogen sie die dicksten wollenen Strümpfe, die man sich denken kann, und die sie sogar, wie sie mir sagten, schon in Holland zu diesem Behufe gekauft hatten. Der Aufzug ließ sonderbar genug; sie sahen mit den großen Aetnastöcken von unten auf alle ziemlich aus, wie samogetische Bärenführer. Ich ging in meinem gewöhnlichen Reisezeug, mit gewöhnlichen baumwollenen Strümpfen in meinen festen Stiefeln. Schon hinaufwärts waren einige holländische Strümpfe zerrissen; herabwärts ging es über die Schuhe und die Unterstrümpfe. Einige liefen auf den Zehen, die sie denn

natürlich erfroren hatten. Meine Warnung, langsam und fest, ohne abzusetzen, fortzugehen, hatte nichts geholfen. Mir fehlte nicht das Geringste. Vorzüglich hatte einer der jungen Herren die Unvorsichtigkeit gehabt, sich mit warmem Wasser zu waschen und an das Feuer zu setzen. In einigen Minuten jauchzte er vor Schmerz, wie Homers verwundeter Kriegsgott, und hat den Denkzettel mitgenommen. Vermuthlich wird er in Catanien oder noch in Malta zu kuriren haben. Du kannst sehen, welcher auffallende Kontrast hier in einer kleinen Entfernung in der Gegend ist; unten bei Catanien raufte man reifen Flachs, und die Gerste stand hoch in Aehren; und hier oben erfror man Hände und Füße. Nun ritten wir noch immer mit dem Gewitter durch die Waldregion nach Nicolosi hinab, wo wir eine herrliche Mahlzeit fanden, die der Wirth aus dem goldenen Löwen in Catanien kontraktmäßig angeschafft hatte. Wir nahmen Abschied, die Engländer ritten zurück nach Catanien, und ich meines Weges hierher nach Taormina.

II. Apokryphen.

(1806 — 1807.)

Wo ein einziger Mann den Staat erhalten kann, ist der Staat in seiner Fäulniß kaum der Erhaltung werth.

Der Anfang der französischen Revolution rächte das Volk an der Regierung, und das Ende die Regierung an dem Volke: und beyde scheinen weder besser noch klüger geworden zu seyn. Der Ertrag ist wenig mehr, als origineller Stoff zu dem großen cyklischen Gedicht unserer Geschichte.

So verstümmelt ist oft die menschliche Natur, daß Tyrannen ihre Wohlthäter werden müssen.

Der Witz ist die Krätze des Geistes. Er juckt sich heraus. Wo ein fester Körper ist, kann eine gute Krätze wohl eine Lethalkrankheit kuriren, — wenn sie ordentlich behandelt wird: kann aber auch ein Körperchen aufzehren und zerstören, wenn

man sie vernachlässigt. So kann es der Seele mit dem Witze gehen. Ein Witzbold setzt die Tafel ins Pferdelachen, aber hält selten die ernstere Sonde.

Wo das Volk keine Stimme hat, steht's auch um die Könige schlecht; und wo die Könige kein Ansehen haben, steht's schlecht um das Volk.

Wer auf Charakter hält, lebe in sich. Wer mit den Zeichen, mit Ansehen, Macht und Ruhm, zufrieden ist, gehe aus sich heraus und in andere hinein; gleich viel auf welche Weise; nur klug.

Wem sein eigener Beyfall nicht genügt, macht an dem Beyfall der Welt einen schlechten Gewinn.

Die Gerechtigkeit bringt reine Ordnung; aber man möchte uns gar zu gern jede dumme Ordnung für Gerechtigkeit verkaufen.

Wer nicht mit schlechten Menschen in Gesellschaft seyn kann, ist noch zu wenig in der Welt gewesen. Wem aber ihre Gesellschaft völlig reine Unbefangenheit läßt oder gar Vergnügen gewährt, war zu viel in der Welt.

Viele Menschen haben doch wohl in sich viel Vernunft, aber nicht den Muth, sie auszusprechen: die Unvernunft sprechen sie weit leichter aus, weil dabei weit weniger Gefahr ist.

Aus Gefälligkeit werden weit mehr Schurken, als aus schlechten Grundsätzen.

Die beste Verwahrung gegen Leidenschaft aller Art ist: nahe, gründliche Bekanntschaft mit dem Gegenstand.

Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren.

Es ist gleich schwach und gefährlich, die öffentliche Stimme zu viel und zu wenig achten.

Kein Mann ist so groß als sein Name, weder im Guten noch im Schlimmen.

Eine Nation nenne ich eine große Volksmasse, die durch ihre freyen Abgeordneten gesetzlichen Antheil an ihren öffentlichen Verhandlungen hat. Wer die Deutschen zur Nation machen könnte, machte sich zum Diktator von Europa.

Was ist der Mann? fragen Andere. Wer ist sein Herr Vater? fragt der Deutsche.

Ein Buchhändler wollte mir vor einiger Zeit tausend Thaler geben, ich sollte ihm psychologisch meine Lebensbildung schreiben. Das Buch hätte einige alte Wahrheiten enthalten, die man vergessen hat, und vielleicht einige neue, die man nicht will. Ich fand es also meinem Charakter gemäßer, die tausend Thaler nicht zu nehmen. Wenn ich 88 Jahre alt seyn werde, will ich's für die Hälfte etwas besser machen. Sterbe ich unterdessen, so hat die Welt wenig verloren, und ich noch weniger.

Wenn man sich einmal über Vernunft, ächte Freiheit und Liberalität weggesetzt hat, kann man mit Klugheit und Kühnheit einen weiten Weg machen.

Sich amüsiren heißt etymologisch, die Muse los werden. Amüsement wäre also das Vergnügen der Plattköpfe.

Wer keinen Freund hat, verdient keinen; ein halb wahrer Satz. Aber wer keinen Feind hat, verdient keinen Freund — möchte eher zu beweisen seyn.

Man darf die meisten Dinge nur sagen, wie sie sind, um eine treffliche Satire zu machen.

Nur wer mit Wenigem viel thut, ist in seiner Art groß. Mit einigen Strichen eine vortreffliche Zeichnung, mit einigen Tönen eine rührende Musik, mit einigen Worten ein seelenleitendes Gedicht zu geben, das macht den großen Künstler.

Es ist nichts Ernsthaftes, das nicht irgend eine Afterphilosophie lächerlich gemacht, und nichts Lächerliches, das sie nicht ernsthaft behandelt hätte. Auf beydes muß man gefaßt seyn, so bald man nur die Hausthüre öffnet.

Jean Paul Friedrich Richter.

I. Der Armenadvokat Siebenkäs und seine Lenette bei Einem Licht.

(1796.)

Ein Paar junge Eheleute, bei Einem Lichte einander an Einem Tische gegenüber in harmlosen und stillen Arbeiten, wissen freilich von Glück zu sagen: er war voll Einfälle und Küsse; sie war voll Lächeln, und ihr Schieben der Bratpfanne fiel ihm nicht stärker ins Gehör, als ihr Ziehen der Nähnadel. „Wenn Menschen — sagte er höchst vergnügt über die häusliche Kirchenverbesserung — bei Einem Lichte doppelten Arbeitslohn verdienen, so brauchen sie sich, so viel ich einsehe, nicht auf ein elendes, wurmdünnes, gezogenes Licht einzuziehen, wobei man nichts sieht als das einfältige Licht selber. Morgen wenden wir ohne Weiteres ein gegossenes auf.“

Da ich einiges Verdienst dieser Geschichte darein setze, daß ich aus ihr nur Ereignisse von allgemeiner Wichtigkeit aushebe und mittheile: so halte ich mich nicht lange dabei auf, daß Abends das gegossene Licht erschien und einen matten Zwist entzündete, weil der Advokat bei dieser Lichtkerze seine neue Lehre von der Lichteranzündung wieder zum Vorschein brachte. Er hegte nämlich den ziemlich schismatischen Glauben, daß jedes Licht vernünftiger Weise blos am dicken Ende — vollends ein dickes — anzuzünden wäre, und nicht oben am magern, und daß deßwegen auch an allen Lichtern zwei Dochte vorstächen; — ein Brenngesetz — fügte er hinzu — wofür ich wenigens bei Wei-

bern von Vernunft nichts weiter anzuführen brauche, als den Augenschein, daß ein herabbrennendes Licht — wie herabbrennende Schwelger durch Fett= und Wassersucht — sich gegen unten immer mehr verdickt; hat man es nun oben in Brand gesteckt, so erleben wir unten einen überfließenden, unbrauchbaren Talgblock, Pflock und Strunk im Leuchter; hingegen aber, wie schön und symmetrisch legt sich das Flußfett der dickern Hälfte allmählig um die magere, gleichsam sie mästend, und gibt ihr Gleichmaaß, wenn wir die dicke zuerst anbrennen!“

Lenette setzte seinen Gründen etwas Starkes entgegen, Shaftesbury's Probierstein der Wahrheit, das Lächerliche. „Wahrhaftig, sagte sie, jeder würde lachen, der nur Abends hereinträte und es sähe, daß ich mein Licht verkehrt in den Leuchter gesteckt, und alle Schuld gäbe man der Frau.“ Somit mußte in diesem Kerzenstreit eine Konkordienformel die Parität festsetzen, daß er seine Lichter unten, sie ihre oben ansteckte. Jetzo aber bei der Simultankerze, die schon oben dick war, ließ er sich das Interim des falschen Leuchtens gefallen.

Allein der Teufel, der sich vor dergleichen segnete und kreuzigte, wußte es so zu karten, daß dem Advokaten noch an diesem Tage die rührende Anekdote zum Lesen in die Hände fiel, wie dem jüngern Plinius die Gattin die Lampe fort gehalten, damit er bei dem Schreiben sähe. Jetzt unter dem freudigen Verfassen der Auswahl aus „des Teufels Papieren“ verfiel nun der Advokat darauf, daß es herrlich wäre und ihm die Unterbrechungen erspartе, wenn Lenette statt seiner jedesmal das Licht schnäuzte. „Ei sehr gern“, antwortete sie. Die ersten fünfzehn bis zwanzig Minuten ging und schien Alles recht gut.

Darnach hob er einmal das Kinn seitwärts gegen das Licht wie einen Zeigfinger empor, um an das Putzen zu erinnern. — Wieder einmal berührte er zu gleichem Zwecke blos still die Lichtputze mit der Federspitze; später rückte er ein Bischen an dem Leuchter, und sagte sanft: „das Licht!“ Nun nahm die Sache mehr eine Wendung in's Ernste, indem er auf dem Pa-

piere dem Eindunkeln schärfer aufzupassen anfing, so aber sich durch dieselbe Lichtscheere, von welcher er in Lenettens Hand sich so viel Licht für seine Arbeit versprochen, gerade in seinem Gange aufgehalten fand, wie ein Herkules durch Krebsscheeren im Kampfe mit der Hydra. Das elende dünne Gedankenpaar, die Lichtputze mit der Lichtschnuppe, tanzte keck Hand in Hand auf allen Buchstaben seiner schärfsten Satiren auf und ab und ließ sich sehen vor ihm. — „Lenette, sagt' er bald wieder, amputiere doch zu unserer beiden Besten den dummen Schwarz-Stummel!“ — „Hab' ich's vergessen?“ sagte sie und putzte geschwind.

Leser von historischem Geist, wie ich sie mir wünsche, sehen nun schon leicht voraus, daß die Umstände sich immer mehr verschlimmern und verrenken müssen. In der That hielt er jetzo häufig an sich, harrete, ellenlange Buchstaben hinreißend, auf eine wohlthätige Hand, die ihn vom schwarzen Dorne der Lichtrose befreiete, bis er endlich in die Worte ausbrach: „schnäuz'“! — Er griff zur Mannigfaltigkeit in Zeitwörtern und sagte bald: lichte! — bald: köpfe! — bald: kneip' ab! — Oder er versuchte anmuthigen Abwechsel in andern Redetheilen und sagte: die Lichtputze, Putzmacherin! — es ist wieder ein langer Sonnenflecken in der Sonne! — oder: ein artiges Nachtlicht zu Nachtgedanken in einer artigen Corregio's Nacht, inzwischen schnäuz'!

Endlich, kurz vor dem Essen, als der Kohlenmeiler in der Flamme wirklich hochgestiegen, schlang er einen halben Strom Luft in die Brust und sagte, ihn langsam herauströpfelnd, in grimmiger Milde: „Du schnäuzest und stutzest sonach, wie ich sehe, nichts, der schwarze Brandpfahl mag wachsen bis an die Decke. Nun gut! Ich will lieber selber der Komödienlichtputzer und Essenkehrer seyn bis zum Tischdecken; aber unter dem Essen will ich als ein vernünftiger Mann Dir sagen, was zu sagen ist.“ — „Das thu' nur“, sagte sie sehr froh.

„Ich hatte mir allerdings — fing er an, als sie ihm und sich vorgelegt hatte, jeder Person zwei Eier — vieles Gute von meinen Nachtarbeiten versprochen, weil ich angenommen,

Du würdest das leichte Schnäuzen immer in den richtigen Zeiten besorgen, da ja eine vornehme Römerin für ihren vornehmen Mann Plinius junior, mit den Kaufleuten zu reden, sogar ein Leuchter ward und den Lampendocht gehalten. So aber ist die Sache nichts, weil ich nicht, wie ein glücklicher Armkrüppel, mit dem Fuße unter dem Tische schreiben kann, oder wie ein Hellseher ganz im Finstern. Was ich jetzo vom ganzen Leuchter habe, ist, daß er eine alte Epiktetlampe ist, bei der ich den Stoiker mache. Wie eine Sonne hatte das Licht oft zwölf Zoll Verfinsterung und ich wünschte vergeblich, Herzchen, eine unsichtbare Finsterniß, wie man sie oft am Himmel hat. Die verfluchten Licht-Schlacken hecken eben jene dunkeln Begriffe und Nachtgedanken aus, die ein Autor bringt. O Gott, hättest Du hingegen gehörig geschnäuzt!“ —

„Du spaßest gewiß, versetzte sie; meine Stiche sind viel feiner, als Deine Striche, und ich sah doch recht hübsch.“

„So will ich Dir denn psychologisch und seelenlehrerisch beibringen, fuhr er fort, daß es bei einem Schriftsteller und Denker gar nicht darauf ankommt, ob er mehr oder weniger sehen kann, aber die Lichtscheere und Lichtschnuppe, die ihm immer im Kopfe steckt, stülpt sich gleichsam zwischen seine geistigen Beine, wie einem Pferde der Klöppel, und hindert den Gang. — Schon nachdem Du kaum ordentlich geputzt hast und ich im Lichte lebe, lauer' ich auf die Minute des neuen Scheerens. Dieses Lauern nun kann in nichts bestehen, da es unsichtbar und unhörbar ist, als in einem Gedanken, jeder Gedanke aber macht, daß man statt seiner keinen andern hat — — und so gehen denn die sämmtlichen bessern Gedanken eines Schreibers vor die Hunde. — Und doch sprech' ich noch immer nur vom leichtesten Uebel — denn ich brauchte ja nur an ein Licht-Schnäuzen so wenig zu denken, als an das meiner Nase; — aber wenn vollends das sehnlich erwartete Schnäuzen sich nicht einstellen will — das schwarze Mutterkorn der reifen Lichtähre immer länger wächst — die Finsterniß sichtbar zunimmt — eine

wahre Leichenfackel einen schreibenden Halbtodten beleuchtet, — dieser die eheliche Hand gar nicht aus dem Kopfe schlagen kann, die mit einem einzigen Schnitte ihn von allen diesen Hemmketten loszumachen vermöchte: dann, meine liebe Lenette, gehört wahrlich viel dazu, wenn ein Schriftsteller nicht schreiben will wie ein Esel, oder stampfen wie ein Trampelthier, wenigstens ich weiß ein Lied davon zu singen."

Sie versicherte darauf, wenn es sein wirklicher Ernst sei, so wolle sie es morgen schon machen.

In der That muß ihr die Geschichte das Lob geben, daß sie Tags darauf ihr Wort hielt und nicht nur viel öfter putzte, als gestern, sondern ordentlich ohne Aufhören, zumal als er ihr einigemale mit Kopfnicken gedankt hatte. „Zu oft indeß — sagt' er endlich, aber ungemein freundlich — scheere denn doch nicht. Studierest Du auf gar zu feine Subsubsubdivisionen (Unterunterunterabtheilungen) des Dochtes, so geräth man fast in die alte Noth zurück, da ein abgekneiptes Licht so dunkel brennt, als eines mit ganz freiwüchsigem Dochte — was Du figürlich auf Welt- und Kirchenlichter anwenden könntest, wenn Du sonst könntest; — sondern nur einige Zeit nach und einige vor dem Schnäuzen fällt gleichsam entre chien und loup jene schöne mittlere Zeit der Seele, wo sie herrlich sieht; freilich dann ein wahres Götterleben, ein recht abgemessenes, doppeltes Schwarz auf Weiß im Licht und im Buch!"

Ich und Andere freuen uns eben nicht besonders über diese neue Wendung der Sache; der Armenadvokat legt sich dadurch offenbar die frische Last auf den Hals, die mittlere Entfernung oder den Mittelstand zwischen dem kurzen und dem langen Dochte immer unter dem Schreiben, wenn auch oberflächlich, zu berechnen und zu beobachten; welche Zeit bleibt ihm dann zur Arbeit?

Nach einigen Minuten that er, als sie vielleicht noch zu früh schnäuzte, die Frage, obwohl mehr zweifelnd: „ist wieder schwarze Wäsche da?" Darauf, als sie wohl etwa fast zu spät schnäuzte, blickte er sie fragend an: „Nu, nu!" — „Gleich,

gleich!“ sagte sie. — Endlich, als er bald darauf sich zu sehr in's schreibende Stechen vertieft hatte und die Frau sich in's nähende, traf er, erwacht auf einmal aufblickend, einen der längsten Lichtschnuppen-Spieße am ganzen bisherigen Lichte an, noch dazu umrungen von mehr als einem Räuber — — „ach Gott, das ist ja ein Jammerleben!“ rief er, und packte grimmig die Lichtscheere an und putzte das Licht — aus.

Jetzo in den finstern Ferien hatt' er die schönste Muße, an- und aufzufahren und Lenetten mehr ausführlich vorzuhalten, wie sie ihn bei seinen besten Einrichtungen abmartere und, gleich allen Weibern, kein Maaß halte und bald zu viel, bald zu wenig scheere. Da sie aber schweigend Licht machte, setzte er sich in noch stärkeres Feuer und warf die Frage auf, ob er bisher wohl etwas anderes von ihr begehrt, als die allergrößten Kleinigkeiten, und ob denn jemand Anders sie ihm bisher sämmtlich abgeschlagen, als sie, seine leibliche Ehefrau. „Antworte!“ sagt' er.

Sie antwortete nicht, sondern setzte das angezündete Licht auf den Tisch und hatte Thränen im Auge. Es war zum ersten Male in der Ehe. Da durchschauete er, wie ein Magnetisirter, den ganzen Krankheitsbau seines Innern und beschrieb ihn, zog auf der Stelle den alten Adam aus und warf ihn verächtlich in den fernsten Winkel. Dieß vermochte er leicht, sein Herz stand der Liebe und der Gerechtigkeit so offen, daß, sobald sich diese Göttinnen zeigten, seine zornige Stimme aus dem Vordersatze ankam als die mildeste im Nachsatze, ja er konnte die Streitaxt einhalten mitten im Niederhieb.

Nun wurde der Hausfriede geschlossen; ein paar nasse und ein paar helle Augen waren die Friedensinstrumente, und ein westphälischer Vertrag gab jeder Partei Ein Licht und volle Scheerfreiheit.

II. Schoppe an Albano.

(1802.)

Dein Schreiben, mein lieber Jüngling, kam mir richtig zu. Ich preise Deine Thränen und Flammen, die einander wechselnd unterhalten und nicht löschen. Werde nur etwas, auch viel, nur nicht alles, damit Du es in einer so äußerst leeren Sache wie das Leben ist — ich möchte wissen, wer's erfunden hat — ausdauern kannst vor Wüstenei. Ein Homer, ein Alexander, die nun die ganze Welt erobert und unter sich haben, müssen sich oft mit den verdrüßlichsten Stunden plagen, weil nun ihr Leben aus einer Braut eine Frau geworden. So sehr ich mich dagegen verpallisadierte und festmachte, um nicht über Jedermann zu steigen und als das Faktotum der Welt oben zu sitzen: so kam ich doch am Ende unvermerkt und stehend in die Höhe, blos weil unter meinem langen Besehen der ganze Erdkreis voll Schaumberge und Nebel-Riesen immer tiefer aufthauete und zusammenkroch: und schaue nun allein und trocken von meinem Berghorn herunter, ganz besetzt mit den Blutigeln des Welt-Ekels.

Bruder, es wird aber in diesem Jahre anders und ich flott. Deswegen wird Dir hier im Februar ein langer, mir ganz verdrüßlicher Brief geschrieben, der Dir über meine nahe Entspinnung und Verpuppung sagt, wo und wie; denn bin ich einmal eine glänzende Chrysalide, so kann ich mich nur schwach mehr regen und zeigen.

Ich will mich deutlicher erklären, setzen die Deutschen hinzu, wenn sie sich deutlich erklärt haben. Es schickt und trifft sich besonders glücklich — was ich schätze wie einer —, daß gerade Ende des Jahrs Ende meines bisherigen väterlichen Vermögens ist und folglich, wenn Amsterdam aufhört zu zahlen, ich auch falle und nichts mehr in Händen habe als schwache chiromantische Wahrsagungen, und nichts im Leibe habe außer

dem Magen. Ich wollte, ich könnte noch von meinem Nabel leben wie in meinen früheren Zeiten und mich so weich betten.

Was soll ich dann machen? Mich von den Herren Menschen Jahr aus Jahr ein beschenken zu lassen, dazu acht' ich sie nicht genug; und die wenigen, die man etwa bei Gelegenheit achtet, sollen mich wieder zu hoch achten, es anzubieten. Was, ein Floh soll ich seyn am dünnsten goldnen Kettlein und ein Herr, der mich daran gelegt, damit ich ihm springe, aber nicht davon, zieht mich öfters auf den Arm und sagt: saug' nur zu, mein Thierchen! — Teufel! Frei will ich bleiben auf einer so verächtlichen Erde, — keinen Lohn, keinen Befehl in diesem großen Bedientenzimmer erhaltend: — ferngesund, um kein Mitleiden und keinen Hausarzt zu erwecken — ja wollte man mir das Herz der Gräfin Romeiro unter der Bedingung zuschlagen, es zu erknieen, so würd' ich das Herz zwar annehmen und es küssen, aber gleich darauf aufstehen und davonlaufen (entweder in die zweite oder in die neue Welt) ehe sie Zeit hätte, sich die Sache zu rekapitulieren und mir vorzurücken.

Werden freilich etwas — und dadurch eben so viel verdienen —, das könnt' ich (schlägt man mir vor) doch versuchen, ohne sonderliche Einbuße von Freiheit und Ungleichheit. In der That seh' ich hier aus meinem Zentrum an 360 Wegradien laufen und weiß kaum zu wählen, so daß man lieber das Zentrum zum Umkreis auszuplätten oder diesen zu jenem einzuziehen versuchen möchte, um nur fortzustehen. Dienen, wie die Regimentstäbe sagen, wäre freilich das nächste am Herrschen. Du willst selber, wie Du schreibst, in's Feld. (Deinen Brief hab' ich richtig erhalten, und darin Deine Scheu und Sucht recht und gut gefunden und Dich ganz). Und in Wahrheit, errichtete der Erzengel Michael eine heilige Legion, eine legio fulminatrix von einigen schwachen Septuaginta's gegen das gemeine Wesen der Welt, kündigte er den Riesenkrieg dem Pöbelaufgebote an, um vier oder fünf Welttheile, durch ein sechstes Welttheilchen (auf einer Insel hätt' es vielen Platz)

aus der Welt zu treiben oder in die Kerker und um alle geistigen Knechte zu leiblichen zu machen: sei versichert, in diesem glücklichen Falle stellte ich mich am ersten hinter die Spitze und führte die Kanonen mit der kurzen flüchtigen Bemerkung, wie Händel zuerst Kanonen in die Musik, so brächte man hier umgewandt zuerst Musik in die Kanonen. Kämen wir nun sämmtlich zurück, wehte der heilige Landsturm wieder herwärts; so stände Gottes Thron auf der Erde und heilige Männer gingen mit hohen Feuern in Händen hinauf, viel weniger um droben den Weltkörper zu regieren als dem Weltgeiste zu opfern.

Mit der Franzmannschaft demnach stehst Du für Deine Person, wie Du schreibst, künftig für Einen Mann. Freilich hält mir's schwer, sonderlich von 25 Millionen zu denken, wovon zwar die Kubikwurzel frei lief und wuchs, aber Stamm und Gezweig doch Jahrhunderte lang am Sklaven-Gitter trocknete und dorrte. Wer nicht vor der Revoluzion ein stiller Revoluzionär war — wie etwan Chamfort, mit dessen feuerfester Brust ich einmal in Paris an meiner schönes Feuer schlug, oder wie Montesquieu und J. J. Rousseau — der spreize sich mit seiner Tropfenhaftigkeit nicht breit unter seine Hausthür aus. Freiheit wird, wie alles Göttliche, nicht gelernt und erworben, sondern angeboren. Freilich sitzen im Frank- und Deutschreich überall junge Autoren und Musensöhne, die sich über ihren schnellen Selbstgehalt verwundern und erklären, nur verflucht erstaunt, daß sie nicht früher ihr Freiheitgefühl gefühlt, weiche Schelme, die sich als ganze blasende Wallfische ansehen, weil sie einiges Fischbein davon um die Rippen zu schnüren fanden. — Immer würd' ich in einem Kriege, wie ihn die todte Zeit geben kann, glauben, zwar gegen Thoren zu kämpfen, aber auch für Thoren.

Die jetzigen, zynischen, naiven, freien Naturmenschen — Franzen und Deutsche — gleichen fast den nackten Honorazioren, die ich in der Pleiße, Spree und Saale sich baden sah; sie waren, wie gesagt, sehr nackt, weiß und natürlich Wilde, aber

der schwarze Haarzopf der Kultur lag doch auffallend auf den weißen Rücken. Einige große lange Menschen und Väter der Zeit, wie Rousseau, Diderot, Sidney, Ferguson, Plato, haben ihre abgetragnen Hosen abgelegt und diese tragen ihre Jungen nach und nennen sich, weil sie ihnen so weit, lang und offen sitzen, deßwegen Ohne-Hosen.

Zwar statt des Degens, könnte ich auch sehr gut das Federmesser ergreifen und als schreibender Zäsar aufstehen, um die Welt zu bessern und ihr und sie nutzen. Es wird mir denkwürdig bleiben das Gespräch, das ich darüber mit einem berlinischen allgemeinen deutschen Bibliothekar aushielt, als wir still im Thiergarten auf- und abgingen. „Jeder wuchere doch seinem Vaterland mit seinen Kenntnissen, die sonst vergraben liegen,“ sagte der deutsche Bibliothekar. Zu einem Vaterland gehört zuvörderst einiges Land, sagt' ich, der maltheser Bibliothekar aber, der hier spricht, erblickte das Licht der Welt zur See unter einem pechfinstern Sturm. Kenntnisse besitz' ich freilich genug und weiß, daß man sie wie ein Glas voll Kuhpocken, vernünftig genommen, nur dazu hat, um sie einzuimpfen — der Schüler seiner Seits schlingt sie wieder nur ein, um sie von sich zu geben und so gibt sich das Weitere. So fährt das Licht, wie im Spiel, „Stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg“; der glimmende Spahn in einer — meiner — [Hand] verlöscht und verbleibt.

„„Launig genug! (sagte der allgemeine Bibliothekar) Mit einer solchen Laune verbinden Sie nur noch Studium schlechter Menschen und guter Muster, so bilden Sie uns einen zweiten Rabener, der die Narren geißelt,““ — „„Herr, (versetzt' ich ergrimmt,) ich würde die Weisen vorziehen und Euch den ersten Schlag versetzen. Weise lassen sich berichten und waschen, haben überall ihr Einsehen und sind gute Narren und meine Leute, ein Mann wie ein allgemeiner deutscher Kurschmied, der dem Musenpferd an den Puls greift, halte mir seinen vor und ich befühl' ihn gern. Aber der Welt-Rest, Sir? Wer kann das

Weltmeer abschämmen, wenn er ihm nicht die Ufer wegbricht? Ist's nicht ein Jammer und Schade, daß alle genialische Menschen, von Plato bis zu Herder, laut und gedruckt worden und häufig gelesen und studiert vom gelehrten Pack und Packhof, ohne daß dieser sich im Geringsten ändern können? Bibliothekar, ruft und pfeift doch alles, was in den kritischen Hundhütten neben jenen Tempeln Wache liegt, heraus und fragt sämmtliche Windspiele, Doggen und Packer, ob in ihren Seelen sich etwas anders bewege als ein potenzierter Magen, statt eines poetischen und heiligen Herzens? Im Bergkessel sehen sie den Wurst- und Braukessel, im Laub die Schelle der Karte, und der Donner hat für sie — als ein größerer elektrischer Funke — einen sehr säuerlichen Geschmack, den er nachher dem März-Biere einflößet.""

„„Spielen Sie an?"" fragt' er. Sicher! (sagt' ich.) Aber weiter, Bibliothekar, gesetzt, wir beide wären so glücklich, uns auf dem Absatze herum zu drehen und mit Einem Umherhauchen alle Thoren wie mit einem Hüttenrauche ganz verpestet umzuwehen und maustodt hinzuwerfen: so kann ich doch nicht absehen, wo der Segen herauskommen will, weil ich außerdem, daß wir noch selber nebeneinander stehen und auch uns anzuhauchen haben, in allen Ecken umher Weiber sitzen sehe, welche die erlegte Welt vom Neuen hecken. —

Bester Büsterich voll Feuer, (fuhr ich fort,) kann aber das sehr zum satirischen Handwerke rufen und prägen? — O nein! Aechte Laune ist bei mir da, vielleicht fremde Tollheit gleichfalls, vielleicht — aber ach wird nicht der seltsame Scherzmacher, sogar in ihrer ungemeinen Bibliothek, dem Stachelschweinmanne in London (dem Sohne) gleichen, der bei dem Thierhändler Brook den Dienst hatte, den Fremden im wilden Viehstand und ausländischen Thiergarten herumzuführen, und der auf der Schwelle dabei anfing, daß er sich selber zeigte als Mensch betrachtet: — Bedenken sie es kalt und vorher! Noch schwing ich meinen Satyr-Schweif ungebunden und lustig und etwan gegen eine gelegentliche Bremse; wird mir aber ein Buch

daran gebunden wie in Polen an den Kuh-Schwanz eine Wiege, so rüttelt das Thier die Wiege der Leser und gibt Lust, aber der Schwanz wird ein Knecht.

„„Zu solchen Bildern (sagte der Bibliothekar) wäre allerdings die gebildete Welt durch keinen Rabener oder Voltaire gewöhnt und ich erkenne nun selber die Satire nicht für Ihr Fach.““ — O so wahr! versetzt' ich und wir schieden gütlich.

— Aber ernsthaft genommen, Bruder, was hat nun ein Mensch übrig (sowohl an Aussichten als an Wünschen) dem das Säkulum so versalzen ist, wie mir und das Leben durch die Lebendigen — den die allgemeine matte Heuchelei und die glänzende Politur des giftigen Holzes verdrießet — und die entsetzliche Gemeinheit des deutschen Lebentheaters — und die noch größere des deutschen Theaterlebens — und die pontinischen Sümpfe Kotzebuischer ehr- und zuchtloser Weichlichkeit, die kein heiliger Vater austrocknen und festmachen kann — und der ermordete Stolz neben der lebendigen Eitelkeit umher, so daß ich mich, um nur Luft zu schöpfen, stundenlang zu den Spielen der Kinder und des Viehs hinstellen kann, weil ich doch dabei versichert bin, daß beide nicht mit mir kokettiren, sondern nichts im Sinne und lieb haben als ihr Werk — was hat, fragt' ich auf der letzten Zeile des vorigen Blattes, einer nun übrig, den, wie gesagt, so vielerlei anstinkt, und vorzüglich noch der Punkt, daß Besserung schwer ist, aber Verschlimmerung ganz und gar nicht, weil sogar die Besten den Schlimmsten etwas weißmachen und dadurch sich auch, und weil sie bei ihrer verborgenen Verwünschung und Sänften- und Achselträgerei der Gegenwart wenigstens um Geld und Ehre tanzen und sich dafür gern vom festern Pöbel brauchen lassen, als Weinfässer zu Fleischfässern — was hat ein Mann, sag' ich, Freund, in Zeiten, wo man wie jetzt im Druck aus Schwarz zwar nicht Weiß macht, aber doch Grau, und wo man, wie Katecheten sollen, gerade die Fragen auf Nein und Ja vermeidet, noch übrig, außer seinem Hasse der Tyrannen und Sklaven zugleich und außer dem Zorne

über die Mißhandlung sowohl als über die Gemißhandelten? Und wozu soll sich ein Mann, dem der Panzer des Lebens an solchen Stellen dünn gearbeitet oder dünn gerieben ist, ernsthaft entschließen?

Ich meines Orts, falls von mir die Rede ist, entschloß mich im halben Scherze zu einer dünnen hellen Anfrage für den Reichanzeiger, die du vielleicht schon in Rom gelesen, ohne mich eben zu errathen.

„„Allerhand““

Wol zuverlässig steht gesunder Verstand und Vernunft (mens sana in c. s.) unter den zu würdigenden Gütern des Lebens zunächst nach einem reinen Gewissen oben an. Ein Satz, den ich bei den Lesern dieses Blattes vorauszusetzen wage. Was sonst hierüber noch gesagt werden kann (sowol von als gegen Kantner), [so schreibt Campe statt Kantianer viel richtiger,] gehört gewiß nicht hieher in ein ganz populäres Volksblatt. Unterzeichneter dieses ist nun in dem betrübten Falle, daß er hier genöthigt, die Aerzte Aus= und Deutschlands befrägt — Mitleiden mit Leiden gebe, schicke die Antworten ein, — wann er (gerade heraus vor Deutschland!!) ganz toll werden werde, indem der Anfang schon einen genommen.

Das Wann, aber nicht das Ob liegt edeln Menschenfreunden zu beantworten ob. Hier meine Gründe, Deutsche! Abgesehen, daß mancher schon aus der Anfrage folgern könnte — was doch wenig entscheidet — so sind folgende Stücke bedenklich und gewiß: 1) des Verfassers bunter Styl selber, der weniger aus diesem Inserat (in den überlegtesten Intervallen gemacht) als aus der ähnlichen Schreibart eines sehr beliebten und geschmacklosen Schriftstellers zu erkennen ist, wie denn ein buntes Uebermaß ganz wildfremder Bilder so gut am Kopfe, wie buntes Farbenspiel am Glase, nahe Auflösung bedeuten — 2) die Weissagung eines Spitzbuben, an die er immerfort denkt, was schlimme Folgen haben muß — 3) seine Liebe und sein Treiben Swift's, dessen Tollheit Gelehrten nicht fremd ist — 4) seine gänzliche Vergeßlichkeit — 5) seine häufige schlimme

Verwirrung geträumter Sachen mit erlebten und vice versa — 6) sein Unglück, daß er nicht weiß, was er schreibt, bis er's nachgelesen, weil er gegen seinen Zweck bald etwas ausläßet, oder bald etwas hinsetzt, wie das durchstrichne Manuscript leider am besten bezeugt — 7) sein ganzes bisheriges Leben, Denken und Spaßen, was hier zu weitläufig wäre, und 8) seine so unvernünftigen Träume. Nun ist die Frage, wann in solchen Verhältnissen (schlagen nämlich keine Fieber, keine Liebschaften dazu) vollständige Verrückung (Idea fixa, mania, raptus) eintritt. Bei Swift fiel's sehr spät, im Alter, wo er ohnehin schon an und für sich halb närrisch sein mochte und nachher alles nur mehr zeigte. Wenn man betrachtet, daß einmal der Professor Büsch ausrechnete, daß seine Augen-Schwäche sehr gut, ohne seinen Schaden, von Jahr zu Jahr wachsen könnte, weil die Periode seiner gänzlichen Erblindung über sein ganzes langes Leben hinausfiele, blos auf sein Grab, so sollt' ich annehmen, daß meine Schwäche so stufenweise aufschwellen könnte, daß ich keine petites maisons brauchte, als den Sarg selber, so daß ich vorher dabei heirathen und amthieren möchte wie jeder andere rechtschaffene Mann.

Was ich hiermit bezwecke, ist blos, mich hierüber mit irgend einem Menschenfreunde (er sei aber philosophischer Arzt!!) in Korrespondenz zu setzen. Meine Addresse hat die Expedition des R. Anzeigers. Näher bekannt mach' ich mich vielleicht körperlich und bürgerlich in eben diesem Blatte auf dem Blatte, wo ich eine Gattin suche. Pestitz, den Februar.

S—s L—d, L—r, G—l S—e.

Albano, du weißt, unter welchem Gebüsch mein Ernst liegt. Der Reich- und Schoppen-Anzeiger hat acht Gründe für die Sache, die nicht nur mein Ernst sind, sondern auch mein Spaß. Seit der Kahlkopf mir nach einem Jahre den Aufgang meines tollen Hundsterns ansagte, sah ich immer die Aurora dieses Fix-Gestirns vor mir und sah mich daran zuletzt blind und feige; ich muß es hersagen. O ich hatte im Januar, Bruder, acht

furchtbare Träume hinter einander — nach der Zahl der Gründe im Anzeiger und selber unter den achten Grund gehörig — Träume, worin ein wilder Jäger des Gehirns durch den Geist jagte und ein reißender Strom voll Welten, voll Gesichter und Berge und Hände wallete — ich will dich nicht damit ängstigen — Dante und sein Kopf sind Himmel dagegen.

Da wurd' ich verdrießlich über die Feigheit und sagte zu mir: „„Hast bisher so lange gelebt und die reichsten Ladungen leicht in's Wasser geworfen, sogar diese und die zweite Welt, und dich von allem, und von Ruhm und von Büchern und Herzen so rein entkleidet, und hast nichts behalten als dich selber, um damit frei und nackt und kalt auf der Kugel zu stehen vor der Sonne: auf einmal krümmst du dich unversehens vor dem bloßen tollen fixen Gedanken an eine tolle fixe Idee, die dir jeder Fieber-Pulsschlag, jeder Faustschlag, jedes Giftkorn in den Kopf graben kann und verschenkst auf einmal deine alte göttliche Freiheit — Schoppe, ich weiß gar nicht, was ich von dir halten soll; wer irgend etwas noch fürchtet im Universum, und wär' es die Hölle, der ist noch ein Sklave.““ —

Da ermannte sich der Mann und sagte, ich will das haben, was ich fürchtete; und Schoppe trat näher an den breiten hohen Nebel und siehe! es war (man hätte sich gern auf der Stelle hingebettet), nur der längste Traum vor dem längsten Schlaf, mehr nicht, was sie Wahnsinn nennen. Geht man nun auf einige Zeit z. B. in ein Irrhaus zum Scherz: so kann man den Traum haben, lässet es sich sonst alles so dazu an wie bei Manchem. Und dahinein will ich nun allgemach sinken, in den Traum, wo an der Zukunft die Dolchspitze abgebrochen ist und an der Vergangenheit der Rost abgewischt — wo der Mensch ohne Störung in dem Schattenreich und dem Barataria-Eiland seiner Ideen das regierende Haus allein ist und der Johann ohne Land, und er wie ein Philosoph alles m a c h t, was er d e n k t, — wo er auch seinen Körper aus den Wellen und Brandungen der Außenwelt zieht, und Kälte, Hitze, Hunger,

Nervenschwäche und Schwindsucht und Wassersucht und Armuth ihn nicht mehr antasten und den Geist keine Furcht, keine Sünde, kein Irrthum im Irrhaus [ansicht] — wo die 365 Träume jährlicher Nächte sich in einen einzigen, die flüchtigen Wolken in Ein großes Glut-Abendroth zusammengewebt — —

Da sitzt etwas Böses! Der Mensch muß im Stande sein, sich seinen Traum, seine gute fixe Idee — denn ein hoher Ameishaufen der grimmigsten und der liebreizendsten wimmelt vor ihm — mit Verstand auszuklauben und zuzueignen, sonst kann er so schlimm fahren, als wär' er noch bei Verstand. Ich muß nun besonders meine Anstalten treffen, daß ich einen liebreichen favorablen Fix-Wahn finde und anerkenne, der gut mit mir umgeht. Kann ich's dahin bringen, etwan der erste Mensch zu sein im irrigen Hause — oder der zweite Manus — oder der dritte Schlegel — oder die vierte Grazie — oder der fünfte Kartenkönig — oder die sechste kluge Jungfrau — oder die siebente weltliche Kur — oder der achte Weise in Griechenland — oder die neunte Seele in der Arche — oder die zehnte Muse — oder der 41ste Akademiker — oder der 71ste Dolmetscher oder gar das Universum — oder gar der Weltgeist selber, so ist allerdings mein Glück gemacht und dem Leben — Skorpion der ganze Stachel weggeschlagen. Aber was steht nicht noch für goldnes edelsteinernes Glück offen? Kann ich nicht ein sehr begünstigter Liebhaber sein; der den Sonnenkörper einer Geliebten den ganzen Tag im Himmel ziehen sieht und hinaufschauet und ruft: ich sehe nur Dein Sonnen-Auge, aber es genügt — Kann ich nicht ein Verstorbner sein, der voll Unglauben an die zweite Welt in solche gefahren ist und nun da: der gar nicht weiß, wo er hinaus soll vor Lust? — O kann ich nicht — denn der kürzere Traum und das Alter verkindern ja schon — wieder ein unschuldiges Kind sein, das spielt und nichts weiß, das die Menschen für Eltern hält und das nun einen aus der bunten Blase des Lebens zusammengefallenen Thränentropfen

vor sich stehen hat und den Tropfen wieder mit der Pfeife geschickt zum flimmernden Farben-Weltkügelchen aufbläset?

Es ist eben Mitternacht; ich muß jetzt in die Kirche gehen, meine Vesper-Andacht zu halten.

III. Musik der Musik.

(1803.)

Walt im Flötenconcert seines Bruders Vult.

Die Einlaßkarte fest drückend, langte er in der langen Prozession mit an, die seine Flügelmännin und Wegweiserin war. Das Einrauschen des glänzenden Stroms, der hohe Saal, das Stimmen der Instrumente, das Schicksal seines Bruders machten ihn zu einem Betrunkenen, der Herzklopfen hat. Dem Lauf des goldführenden Stroms sah er mit Freude über die Goldwäsche seines Bruders zu, er hätte die Wellen zählen mögen. Vergeblich sah er nach ihm sich um. Auch Wina sucht' er, aber wie sollt' er einen Juwel in einer Ebene voll Thau-Glanz ausfinden? Nach seiner Schätzung und Vermessung mochten unter den ihm zugekehrten Mädchen an 47 wahre Anadyomenen, Uranien, Cytheren und Charitinnen sitzen in Pracht; unter den abgewandten Rücken konnten sie sich noch höher belaufen.

Er legte sich die Frage vor, wenn diese ganze Kette von 47 Paradiesvögeln aufstiege, und er sich einen darunter herabschießen sollte mit dem Amor-Pfeil, welchen er wol nähme? —— Er brachte keine andere Antwort aus sich heraus als die: jede, die mir die Hand recht drückte und etwas bei der Natur und für mich empfände. Da nun unter diesem schönen Hondekoeters * fliegenden Corps unzählige Raubvögel, Harpyen und dergleichen gewiß steckten: so ermesse doch aus diesem Selbstgespräch ein ganz junger Mensch, der seine erste Liebe zur ersten Ehe machen will, in was er rennen könne.

Eben stellte sich der Buchhändler Pasvogel grüßend neben den Notar, als Haydn die Streitrosse seiner unbändigen Töne los-

* Ein großer Vögelmaler.

fahren ließ, in die enharmonische Schlacht seiner Kräfte. Ein Sturm wehte in den andern, dann fuhren warme nasse Sonnenblicke dazwischen, dann schleppte er wieder hinter sich einen schweren Wolken-Himmel nach, und riß ihn plötzlich hinweg wie einen Schleier und ein einziger Ton weinte in einem Frühling, wie eine schöne Gestalt.

Walt — den schon ein elender Gesang der Kinderwärterinnen wiegte und der zwar wenige Kenntnisse und Augen, aber Kopf und Ohren und Herzohren für die Tonkunst hatte — wurde durch das ihm neue Wechselspiel von Fortissimo und Pianissimo, gleichsam wie von Menschenlust und Weh, von Gebeten und Flüchen in unserer Brust, in einen Strom gestürzt und davon gezogen, gehoben, untergetaucht, überhüllt, übertäubt, umschlungen und doch — frei mit allen Gliedern. Als ein Epos strömte das Leben unten vor ihm hin, alle Inseln und Klippen und Abgründe desselben waren Eine Fläche — es vergingen an den Tönen die Alter, — das Wiegenlied und der Jubelhochzeit-Gesang klangen in einander, Eine Glocke läutete das Leben und das Sterben ein — er regte die Arme, nicht die Füße, zum Fliegen, nicht zum Tanzen — er vergoß Thränen, aber nur feurige, wie wenn er mächtige Thaten hörte — und gegen seine Natur war er jetzt ganz wild. Ihn ärgerte, daß man Pst rief, wenn Jemand kam, und daß viele Musiker, gleich ihrem Notenpapier, dick waren, und daß sie in Pausen Schnupftücher vorhielten, und daß Pasvogel den Takt mit den Zähnen schlug, und daß dieser zu ihm sagte: „ein wahrer ganzer Ohrenschmaus“: für ihn ein so widriges Bild, wie im Fürstenthum Krain der Namen der Nachtigall: Schlauz.

„Und doch muß nun erst das Adagio und mein Bruder kommen,“ sagte sich Walt. „Den einer dort herführt — sagte Pasvogel zu ihm — das ist der blinde Flautotraversist, und der Führer ist unser blinder Hof-Pauker, der aber das Terrain besser kennt. Das Paar gruppirt sich indeß ganz artig.“ — Da der schwarzhaarige Vult jetzt langsam kam, das eine Auge unter einem schwarzen Band, mit dem andern starr blickend,

den Kopf wie ein Blinder ein wenig hoch und die Flöte am Munde haltend, — mehr um sein Lachen zu bedecken; — da er sich vom Pauker verbeugung-recht stellen ließ — und da alle Schwätzereien stumm wurden und weich, so konnte Walt sich der Thränen gar nicht mehr enthalten, sowohl wegen der vorhergehenden, als über das blasse Gemälde eines blinden Bruders und über den Gedanken, das Verhängniß könne den Spaßtreiber beim Worte fassen; und zuletzt braucht' er wenig, um mit dem ganzen Saale zu glauben, Vult sey erblindet.

Dieser gab wie eine Monatschrift das beste Stück zuerst, und führte an, er gehe mit Einsicht von den allmählig steigenden Virtuosen ab, weil die Menschen einander nach der Erstgeburt, und nicht nach der Nachgeburt schätzten und den schlimmen, mithin auch den guten Erstling-Eindruck festhielten — und weil man den Weibern, die von nichts so leicht taub würden, als von langer Musik, das Beßte geben müßte, wenn sie noch hörten.

Wie eine Luna ging das Adagio nach dem vorigen Titan auf — die Mondnacht der Flöte zeigte eine blasse schimmernde Welt, die begleitende Musik zog den Mondregenbogen darein. Walt ließ auf seinen Augen die Tropfen stehen, die ihm etwas von der Nacht des Blinden mittheilten. Er hörte das Tönen — dieses ewige Sterben — gar nicht mehr aus der Nähe, sondern aus der Ferne kommen, und der Herrnhutische Gottesacker mit seinen Abend-Klängen lag vor ihm in ferner Abenröthe. Als er das Auge trocken und hell machte: fiel es auf die glühenden Streifen, welche die sinkende Sonne in die Bogen der Saalfenster zog: — und es war ihm, als seh' er die Sonne auf fernen Gebirgen stehen — und das alte Heimweh in der Menschenbrust vernahm von vaterländischen Alpen ein altes Tönen und Rufen und weinend flog der Mensch durch heiteres Blau den duftenden Gebirgen zu und flog immer und erreichte die Gebirge nie — — O ihr unbefleckten Töne, wie so heilig ist eure Freude und euer Schmerz! Denn ihr frohlockt und wehklagt nicht über irgend eine Begebenheit, sondern über das Leben und

Sein, und eurer Thränen ist nur die Ewigkeit würdig, deren Tantalus der Mensch ist. Wie könntet ihr denn, ihr Reinen, im Menschenbusen, den so lange die erdige Welt besetzte, euch eine heilige Stätte bereiten, oder sie reinigen vom irdischen Leben, wäret ihr nicht früher in uns als der treulose Schall des Lebens, und würde uns euer Himmel nicht angeboren vor der Erde?

Wie ein geistiges Blendwerk verschwand jetzt das Adagio, das rohe Klatschen wurde der Leitton zum Presto. Aber für den Notar wurde dieses nur zu einer wildern Fortsetzung der Adagios, das sich selber löset, nicht zu einer englischen Farce hinter dem englischen Trauerspiel. Noch sah er Wina nicht; sie konnte es vielleicht im langen himmelblauen Kleide sein, das neben dem ihm zugewandten Rücken saß, der, nach den Kopffedern und nach der nahen Stimme zu schließen — die in Einem fort unter der Musik, die Musik laut pries — Raphaelen zukam; aber wer wußt' es? Gottwalt sah bei solcher Mehrheit schöner Welten unter dem Prestissimo an dem weiblichen Sternenkegel hinauf und hinab, und drückte mit seinen Augen die meisten an's Herz, vorzüglich die schwarzen Habite, dann die weißen, dann die sonstigen. Unglaublich steigerte die Musik seine Zuneigung zu unverheiratheten, er hörte die Huldigungmünzen klingen, die er unter die Lieben warf. „Könnt' ich doch dich, gute Blasse — dacht' er ohne Scheu — mit Freudenthränen und Himmel schmücken. Mit dir aber, du Rosenglut, mögt' ich tanzen nach diesem Presto — Und du blaues Auge, solltest, wenn ich könnte, auf der Stelle vor Wonne überfließen und du müßtest aus den weißen Rosen der Schwermuth Honig schöpfen — Dich, Milde, möcht' ich vor den Hesperus stellen, und vor den Mond und dann wollt' ich dich rühren durch mich oder durch sonst wen — Und ihr kleinen helläugigen Spieldinger von 14, 15 Jahren, ein Paar Tanzsäle voll Kleiderschränke möcht' ich euch schenken — O ihr sanften, sanften Mädchen, wär' ich ein wenig das Geschick, wie wollt' ich euch lieben und laben! Und wie kann die grobe Zeit solche süße

Wangen und Aeuglein einst peinigen, naß und alt machen, und halb auslöschen?" — —

Diesen Text legte Walt dem Prestissimo unter.

Da er schon seit Jahren herzlich gewünscht, in einem schönen weiblichen Auge von Stand und Kleidung einer Thräne ansichtig zu werden — — weil er sich ein schöneres Wasser in diesen harten Demanten, einen goldnern Regen oder schönere Vergrößerunglinsen des Herzens nie zu denken vermocht: — so sah er nach diesen fallenden Licht- und Himmelkügelchen, diesen Augen der Augen, unter den Mädchenbänken umher; er fand aber — weil Mädchen schwer im Putze weinen — nichts als die ausgehangenen Weinzeichen, die Tücher. Indeß für den Notar wär ein Schnupftuch schon eine Zähre und er ganz zufrieden.

Endlich fingen die in allen Conzerten eingeführten Hör-Ferien an, die Sprachminuten, in denen man erst weiß, daß man in einem Conzert ist, weil man doch seinen Schritt thun und sein Wort sagen, und Herzen und Gefrornes auf der Zunge schmelzen kann. Wer Henker, sagt Vult sehr gut, in einem Extrablatt seines Hoppelpoppels oder das Herz, überschrieben:

Vox humana, Conzert.

„Wer Henker wollte Ton- wie Dichtkunst lang' aushalten ohne das Haltbare, das nachhält? Beider Schönheiten sind die herrlichsten Blumen, aber doch auf einem Schinken, den man anbeißen will. Kunst und Manna — sonst Speisen — sind jetzt Abführungsmittel, wenn man sich durch Luft und Last verdorben. Ein Conzertsaal ist seiner Bestimmung nach ein Sprachzimmer; für den leisen Ton der Feindin und Freundin, nicht für den lauten der Instrumente, hat das Weib das Ohr; wie ähnlicher Weise nicht für Wohlgeruch, sondern nur für Geruch feindlicher und bekannter Menschen nach Bechstein die Nase der Hund hat. Bei Gott, man will doch etwas sagen im Saal, wenn nicht etwas tanzen. (Denn in kleinen Städtchen ist ein Conzert ein Ball, und keine Musik ohne Sphärentanz himmlischer Körper.)

Dahero sollte das Pfeifen und Geigen mehr Nebensache seyn, und wie das Klingen der Mühle, nur eintreten, wenn zwei Steine oder Köpfe nichts mehr klein zu machen haben. Aber gerade umgekehrt dehnen — muß ich klagen, so gern ich auch allerdings einige Musik in jedem Conzerte verstatte, wie Glocken- und Kirchenmusik, vorher, eh' Kanzeln bestiegen werden — sich die Spielzeiten weit über die Sprechzeiten hinaus und mancher sitzt da und wird taub und darauf stumm, indeß es doch durch nichts leichter wäre als durch Musiziren, Menschen, so wie Kanarienvögel, zum Sprechen zu reizen, wie sie daher nie länger und lauter reden, als unter Tafelmusiken. — Nimmt man vollends die Sache auf der wichtigen Seite, wo es darauf ankommt, daß Menschen im Conzert etwas genießen, es sey Bier oder Thee oder Kuchen: so muß man, wenn man erfährt, daß das Musiciren länger dauert als das Trinken, gleichsam das Blasen zur Hoftafel länger als die Tafel selber, oder das Mühlengeklingel länger als das Zähnemahlen, — — — und so weiter; denn der Hoppelpoppel gehört in sein eignes Buch und nicht in dieses.

Jetzt, da sich die ganze neue Welt und Hemisphäre der Schönheiten verdrehte und aufstellte, mußte Wina zu finden sein. Raphaela stand schon herwärts gekehrt, aber die himmelblaue Nachbarin saß noch vor ihr. Der Notar erkundigte sich zuletzt geradezu bei Pasvogeln nach ihr. „Die,“ versetzte der Hofbuchhändler, „neben der ältern Dlle. Neupeter — in Himmelblau mit Silber — mit den Perlenschnüren im Haar — sie war bei Hof. — Jetzt steht sie auf — sie wendet sich wahrlich um. — Aber gibts denn schwärzere Augen und ein ovaleres Gesicht — ob ich gleich sehr wohl weiß, daß sie nicht regelmäßig schön ist, z. B. scharfe Nase und die ausgeschweifte Schlangenlinie des entschiedenen Mundes, aber sonst, Himmel!“

Als Walt die Jungfrau erblickte, sagte die Gewalt über der Erde: „sie sei seine erste und seine letzte Liebe, leid' er wie er will.“ Der Arme fühlte den Stich der fliegenden Schlange, des Amors, und schauerte, brannte, zitterte, und das vergiftete Herz schwoll.

Es fiel ihm nicht ein, daß sie schön sey, oder von Stand, oder die Aurikelnbraut der Kindheit, oder die des Grafen; es war ihm nur, als sei die geliebte ewige Göttin, die sich bisher fest in sein Herz zu ihm eingeschlossen und die seinem Geiste Seligkeit und Heiligkeit und Schönheit gegeben, als sey diese jetzt aus seiner Brust durch Wunden herausgetreten und stehe jetzt, wie der Himmel außer ihm, weit von ihm (o! alles ist Ferne, jede Nähe) und blühe glänzend, überirdisch vor dem einsamen wunden Geiste, den sie verlassen hat, und der sie nicht entbehren kann.

Jetzt kam Wina an der angeklammerten Raphaela, die aus eitler Vertraulichkeit sich neben ihr unter die Menge drängen wollte, den Weg zu Walten daher. Als sie ganz dicht vor ihm vorbei ging, und er das gesenkte schwarze Zauberauge nahe sah, das nur Jüdinnen so schön haben, aber nicht so still, ein sanft strömender Mond, kein zückender Stern und worüber noch verschämte Liebe das Augenlied als eine Amorbinde halb hereingezogen: so trat Walt unwillkührlich zurück und ein körperlicher Schmerz drückte in seinem Herzen, als werd' es überfüllt.

Da auf der Erde alles so erbärmlich langsam geht, sie selber ausgenommen, und da sogar der Himmel seine Rheinfälle in hundert kleine Regenschauer zersetzt: so ist ein Mensch wie Walt ein Seeliger, dem statt der von hundert Altären auffliegenden Phönix-Asche der Liebe und Schönheit, ganz plötzlich der ausgespannte goldne Vogel farbeglühend am Gesicht vorüberstreicht. Den Zeitungschreiber, den plötzlich Bonaparte, den kritischen Magister, den plötzlich Kant anspräche, würde der Schlag des Glücks nicht ärger rühren.

Die Menge verhüllte Wina bald, so wie den Weg auf der fernen Seite, den sie an ihre alte Stelle zurückgenommen. Walt sah sie da wieder mit dem himmelblauen Kleide; und er schalt sich, daß er vom verschwundenen Gesicht nichts behalten, als die Augen voll Traum und voll Güte. Aber beides allein war ihm ein geistiges All. Das männliche Geschlecht will den Stern der Liebe gerade wie die Venus am Himmel, anfangs als träumerischen Hesperus

oder Abendstern finden, der die Welt der Träume und Dämmerungen voll Blüthen und Nachtigallen ansagt, — später hingegen als den Morgenstern, der die Helle und Kraft des Tags verkündiget; und es ist zu vereinigen, da beide Sterne Einer sind, nur durch die Zeit der Erscheinung verschieden.

Obgleich Walt die andern Mädchen jetzt in sein Auge einlassen mußte, so warf er doch ein mildes auf sie; alle wurden Winas Schwestern oder Stiefschwestern und diese untergegangene Sonne bekleidete jede Luna — jede Zeres — Pallas — Venus mit lieblichem Licht, desgleichen andere Menschen, nämlich die männlichen, den Mars, den Jupiter, den Merkur, — und sogar den Saturn mit zwei Ringen, den Grafen.

Dieser war Walten plötzlich näher gezogen — als sei der Freundschaftsbund schon mündlich beschworen; — aber Wina ihm ferner entrückt — als stehe die Braut zur Freundin zu hoch. Ihren Brief ihr zu übergeben, dazu waren ihm jetzt Kraft und Recht entgangen, weil er besser überdacht, daß eine bloße Unterschrift des weiblichen Taufnamens nicht berechtigte, eine Jungfrau für die Correspondentin eines Jünglings durch Zurückgabe bestimmt zu erklären.

Die Musik fieng wieder an. Wenn Töne schon ein ruhendes Herz erschüttern, wie weit mehr ein tief bewegtes! Als der volle Baum der Harmonie mit allen Zweigen über ihm rauschte: so stieg daraus ein neuer seltsamer Geist zu ihm herab, der weiter nichts zu ihm sagte, als: weine! — Und er gehorchte, ohne zu wissen wem — es war, als wenn sein Himmel sich von einem drückenden Gewölbe plötzlich abregnete, daß dann das Leben luftig-leicht, himmelblau und sonnenglänzend und heiß dastände wie ein Tag — die Töne bekamen Stimmen und Gesichte — diese Götterkinder mußten Wina die süßesten Namen geben, — sie mußten die geschmückte Braut im Kriegschiff des Lebens ans Ufer einer Schäferwelt führen und wehen — hier mußte sie ihr Geliebter, Walts Freund, empfangen unter fremden Hirtenliedern und ihr rund umher bis an den Horizont die

griechischen Haine, die Sennenhütten, die Villen zeigen und die Steige dahin voll wacher und schlafender Blumen. — Er nöthigte jetzt Cherube von Tönen, die auf Flammen flogen, Morgenröthe und Blüthenstaubwolken zu bringen, und damit Winas ersten Kuß dämmernd einzuschleiern und dann weit davon zu fliegen, um den stummen Himmel des ersten Kusses nur leise auszusprechen.

Auf einmal als unter diesen harmonischen Träumen der Bruder lang auf zwei hohen Tönen schwebte und zitterte, die den Seufzer suchen und saugen: so wünschte Gottwalt mitzitternd, am Traum des fremden Glücks zu sterben. Da empfieng der Bruder ein mißtöniges rauhes Lob; aber Walten war bei seiner heftigen Bewegung die äußere gar nicht zuwider.

Es war alles vorbei. Er strebte — und nicht ohne Glück — am nächsten hinter Wina zu gehen; nicht um etwa ihr Gewand zu bestreifen, sondern um sich in gewisser Ferne von ihr zu halten, mithin jeden andern auch und so als eine nachrückende Mauer von ihr das Gedränge abzuwehren. Doch drückte er unter dem Nachgange sehr innig ihre Hand im — Brief an Klothar.

Zu Hause setzt' er im Feuer, das fortbrannte, diesen Streckvers auf:

Die Unwissende.

Wie die Erde die weichen Blumen vor die Sonne trägt und ihre harten Wurzeln in ihre Brust verschließ't — wie die Sonne den Mond bestrahlt, aber niemals seinen zarten Schein auf der Erde erblickt — wie die Sterne die Frühlingnacht mit Thau begiessen, aber früh hinunter ziehen, eh' er morgensonnig entbrennt: so du, du Unwissende, so trägst und giebst du die Blumen und den Schimmer und den Thau, aber du sieh'st es nicht. Nur dich glaubst du zu erfreuen, wenn du die Welt erquickst. O fliege zu ihr, du Glücklichster, den sie liebt, und sag' es ihr, daß du der Glücklichste bist, aber nur durch sie; und glaubt sie nicht, so zeig' ihr andere Menschen, der Unwissenden.

Beim letzten Worte stürmte Vult ohne Binde ungewöhnlich lustig herein.

IV. Mutterpflicht.

(1807.)

Ihr Mütter, und besonders ihr in den höhern und freiern Ständen, denen das Geschick das Lasttragen der Haushaltung erspart, die es mit einem heitern grünen Erziehgarten für eure Kinder umgibt, wie könnt ihr lieber die Langweile der Einsamkeit und der Geselligkeit erwählen, als den ewigen Reiz der Kinderliebe, das Schauspiel schöner Entfaltung, die Spiele geliebtester Wesen, das Verdienst schönster und längster Wirkung? Verächtlich ist eine Frau, die Langweile haben kann, wenn sie Kinder hat. — Schöngebildete Völker waren nach Herder die Erzieher der Menschheit; so sei eure Schönheit nicht nur die Einkleidung, sondern auch das Organ der Lehre und Bildung. Länder und Städte werden weiblich genannt und abgebildet; und wahrlich die Mütter, welche der Zukunft die ersten fünf Jahre der Kinder erziehen, gründen Länder und Städte. Wer kann eine Mutter ersetzen? Nicht einmal ein Vater eine Frau; denn diese, ans Kind festgeknüpft durch tägliche und nächtliche Bande der Körperpflege, muß und kann auf diese zarten Bande die geistigen Lehren schimmernd sticken und weben. —

Wollt ihr denn die schönste Zeit versäumen, rein und tief auf die Nachwelt zu wirken, da bald das stärkere Geschlecht und der Staat eingreift, und statt euerer Laufbänder und Führhände Hebebäume, Flaschenzüge und Schiffzieher bringt, und damit hart und roh bewegt? Fürstenmutter, hältst du es für schöner, die Kabinets-Intrigue, als den kleinen künftigen Erbfürsten zu leiten? — Ihr habt die größere neunmonatliche Last und den höchsten Schmerz, als sie euch abgenommen wurde, getragen blos für ein körperliches Leben, und wollt das Kleinere von beiden, womit ihr erst um diesen Sieg den geistigen Heiligenschein zieht, zu unternehmen scheuen? Wie oft werden euch die Nachtwachen mit einem Kindersarge belohnt, hingegen die Tag-

wache über den Geist mit täglicher Ausbeute! Sobald ihr daran glaubt, daß überhaupt Erziehung wirke: welchen Namen verdient ihr, wenn ihr gerade, je höher euer Stand ist, von einem desto niedrigern erziehen laßt, und wenn die Kinder des mittlern ihre Eltern, die des adeligen aber Mägde und Ammen zu Wegweisern des Lebens bekommen?

Die ganze alte Welt erhebt die mütterliche Liebe über die väterliche; — und sie muß groß sein, die mütterliche, da ein liebender Vater sich keine größere denken kann, als seine; — warum gleichwol seid ihr, neben den Vätern, die um die Erziehung so besorgt sind, und sogar Bücherballen darüber schreiben, gerade gegen die Ausführung so lau? — Für den Geliebten gebt ihr Gut und Blut; warum für die hülflosen Geliebten kaum Stunden? Für jenen besiegtet ihr Meinungen und Neigungen; warum für diese weniger? Ihr, an deren geistig und körperlich nährende Brust die Natur die Waisen der Erde angewiesen, lasset sie an einer gemietheten kalten darben und welken? Ihr, mit Geduld, Reiz, Milde, Rede und Liebe von der Natur ausgerüstet für die Wesen, die sogar vom Vater zu euch flüchten, für diese vermöget ihr nicht zu wachen — ich meine nicht etwa eine Nacht lang, sondern nur einen Tag lang? — Seht die, welche unter eurem Herzen waren, und jetzt nicht in demselben sind, strecken die Arme nach dem verwandtesten aus, und bitten zum zweitenmale um Nahrung. Wie bei manchen alten Völkern keine Bitte abgeschlagen wurde, wenn man sie mit einem Kinde im Arme that: so thun an euch jetzt Kinder, die auf euren Armen oder denen der Ammen liegen, Bitten für sich selber.

Zwar, was ihr opfert für die Welt, wird wenig von ihr gekannt — die Männer regieren und ernten — und die tausend Nachtwachen und Opfer, um welche eine Mutter dem Staate einen Helden oder Dichter erkauft, sind vergessen, nicht einmal gezählt; denn die Mutter selber zählet nicht — und so schicken einem Jahrhundert nach dem andern die Weiber unbenannt und unbelohnt die Pfeiler, die Sonnen, die Sturmvögel, die

Nachtigallen der Zeit! Nur selten findet eine Cornelia ihren Plutarch, der ihrer mit den Gracchen gedenkt. Sondern wie jene zwei Söhne, die ihre Mutter zum delphischen Tempel führten, durch Sterben belohnt wurden, so wird für euer Führen eurer Kinder euch nur das Sterben ganzer Lohn.

Aber zweimal werdet ihr nicht vergessen. Glaubt ihr eine unsichtbare Welt, worin die Freudenthräne des dankbaren Herzens mehr wiegt und glänzt, als die hiesigen Kronen, die mit versteinerten Qualzähren besetzt werden: so wißt ihr eure Zukunft. Habt ihr recht erzogen: so kennt ihr euer Kind. Nie, nie hat eines je seiner rein- und rechterziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der dunkeln Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinblicken, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden. Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun so seid Mütter eurer Kinder. Ihr aber, die ihr nicht erzieht, Mütter, wie müßt ihr euch eures Undanks für ein unverdientes Glück schämen vor jeder kinderlosen Mutter und kinderlosen Gattin und erröthen, daß eine würdige nach dem Himmel seufzet, den ihr wie gefallene Engel verlassen.

Fernow.

Die Begeisterung des Künstlers.

(1798.)

Der höchste Grad des mit Ideen verbundenen und durch sie bewirkten Affektes heißt Begeisterung. Dieses Grades und dieser Art des Enthusiasmus ist aber nur das Genie, oder die produktive Geistesanlage, fähig. Das Genie allein kann sich, als eine schon durch seine Natur über das gewöhnliche Maaß erhöhete Geisteskraft, ohne in seiner Freiheit gehemmt zu werden, und ohne vernunftwidrig zu wirken, zu der Stärke des Enthusiasmus erheben, aus welcher erhabene Thaten, neue Entdeckungen im Reiche der Wahrheit und des Wissens, und schöne Kunstwerke hervorgehen.

Nur die höheren unbedingten Bedürfnisse und Zwecke der Menschheit, und die ihnen entsprechenden Ideen, können den Enthusiasmus bewirken, welcher Begeisterung heißt; so wie sie nur durch das Genie, und auch durch dieses nur dann, wenn es durch sie begeistert wirkt, erreicht werden können. Begeisterung ist also in eigentlicher engster Bedeutung der Enthusiasmus des Genies.

Im Zustande der Begeisterung sind alle Kräfte der Seele zur höchsten Thätigkeit gespannt. Sie sind gleichsam in einen Brennpunkt vereinigt, und bringen in diesem Zustande Wirkungen hervor, die dem bloßen Verstande eben so unbe-

greiflich, als für den gewöhnlichen Menschen unnachahmlich sind. Er ist der Zustand der Weihe; der Moment der geistigen Zeugung. In ihm werden ewige Wahrheiten entdeckt, erhabene Thaten beschlossen, unsterbliche Kunstwerke empfangen.

Jedes wahre Werk des Genies muß Produkt der Begeisterung seyn, und jede wahre Begeisterung muß ein Produkt des Genies erzeugen. Die Idee desselben muß mit Enthusiasmus empfangen und mit Liebe ausgebildet werden. Das Kunstgenie ist immer im vorzüglichen Grade mit dem Vermögen philosophischer und sittlicher Ideen ausgerüstet; es vereint mit einer schöpferischen Einbildungskraft einen hellen Verstand und ein warmes theilnehmendes Gefühl, und wird, eben sowohl als das philosophische und praktische Genie, durch Ideen des Wahren und Guten begeistert. Aber diese stellen sich ihm nie als abstrakte Vernunftideen, sondern als Erscheinungen im Gewande der Schönheit dar. Es erkennt und denkt sie nur in sinnlicher Einkleidung, und setzt darum auch nicht in der bloßen Nachahmung der Natur, wie sie wirklich ist, sondern in der schönen Darstellung ihrer allgemeinen und höchsten Zwecke, oder in dem Ideale des Schönen, das Wesen und die Bestimmung der Kunst.

Das Kunstgenie fühlt in seiner eigenen harmonischen Stimmung die wechselseitigen Verhältnisse und den innern Zusammenhang der physischen und moralischen Welt. Es trägt sie auf alles über, was ihm in der Natur erscheint, und jedes seiner Werke ist ein Ausdruck dieser harmonischen Verhältnisse; schöne Darstellung einer Idee durch einen individuellen Fall; gleichviel ob es durch Worte oder Töne, durch Formen oder Farben geschieht. Die Begeisterung des Künstlers muß sich also immer auf Ideen beziehen; sie muß dichterisch seyn, d. i. mit neuen, schönen oder erhabenen Gedanken und Bildern die Einbildungskraft schwängern. Auch das schönste Individuum der Natur, der schönste Mensch, die erhabenste Handlung, die reizendste Gegend, das vollkommenste Kunstwerk selbst, ist ihm nur Stoff,

Veranlassung, Anreizung seines Darstellungstriebes, das Ideal der Vollkommenheit und Schönheit, das in seiner Seele lebt, und dessen lebhafte Gegenwart in der Phantasie ihn begeistert, auszudrücken, sonst würde es nur Nachahmungen, nicht Werke des Genies, hervorbringen.

Begeisterung muß auch nicht mit bloßer Rührung verwechselt werden. Von der Schönheit der Natur, von einer edlen Handlung, von einer ausdrucksvollen Darstellung, kann jedes fühlende Herz gerührt werden. Aber auch die stärkste Rührung und das größte Entzücken sind noch nicht begeisternd. Sie sind es blos in dem Kunstgenie und in Gemüthern von großer Thatkraft, die durch jeden lebhaften Eindruck zu selbstthätigen Wirkungen aufgefordert werden. Eine Rührung ist nur dann begeisternd, wenn sie neue Ideen weckt und, je nachdem diese ästhetisch oder praktisch sind, die Einbildungs- oder Willenskraft antreibt, diesen Ideen Wirklichkeit zu geben. Wo eine Rührung nicht diese Wirkung hervorbringt, da ist sie nicht begeisternd, sondern bloß leidentlich oder leidenschaftlich. Die Begeisterung geht vom Geiste aus, und wirkt auf ihn zurück; sie wird durch Ideen geweckt und erzeugt Ideen.

Das Genie befindet sich so lange in dem Zustande der Begeisterung, als die Erzeugung der Ideen zu dem Kunstwerke dauert. Sie ist also da, wo noch während der Darstellung neue Ideen erzeugt werden, fortdauernd wirksam, und erhält das Gemüth des Künstlers im Schwunge, ohne welchen er seinem Werke keinen wahren Lebensgeist mittheilen kann. Dieß ist der Fall bei jedem Künstler, der in der Zeit darstellt, bei dem Dichter, Redner, Tonkünstler, Schauspieler. Die erste Idee des Dichters zu einem großen Werke gleicht dem in der Eichel verschlossenen Keime, der, sich aus innerer Kraft mächtig entwickelnd, dereinst als stattlicher Baum zum Himmel emporwachsen und mehr als ein Jahrtausend lang der Stolz des Waldes seyn wird. Erst während der Entwicklung erhält die Idee in allen Theilen anschauliche Klarheit, und ohne den himm-

lischen Strahl der Begeisterung können sich Zweige und Blüthen dieses Baums nicht mit genialischer Kraft und Schönheit entfalten. Man fühlt es beim Lesen eines Gedichts, welche Stellen der Dichter mit Begeisterung hingeschrieben hat, und welche bloß das Werk seines schönen Verstandes und geübten Darstellungstalents sind. Jene versetzen den Leser in einen ähnlichen Enthusiasmus und reißen ihn mit sich fort; diese gefallen blos durch ihre schöne Form. Der bildende Künstler bleibt nicht so lange, als er mit der Darstellung seines Werkes beschäftigt ist, im Zustande der Begeisterung. Ein Bild kann nur Empfängniß eines Momentes seyn. So bald er es in seiner Einbildungskraft zu klarer Anschaulichkeit gebracht, und den Grundzügen nach mit dem Feuer seines Enthusiasmus außer sich dargestellt hat, so vollendet er es mit ruhiger Wärme des Gefühls. Er hat nichts mehr zu erzeugen, sondern bloß das in ihm Erzeugte wahr und schön auszudrücken.

Wenn ein Landschaftsmaler von Genie einen schönen Baum, eine interessante Partie, einen malerischen Effekt in der Natur, — oder eine lebhafte Schilderung einer schönen Gegend in einem Dichter findet, die ihn lebhaft rührt und in eine produktive Stimmung setzt, so wird auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise, durch ein plötzliches Erwachen vieler Ideen und Bilder, das Bild einer neuen idealischen Landschaft in ihm erzeugt. Wenn dem dramatischen Maler, beim Lesen einer interessanten Begebenheit, das Bild der Handlung und die Charaktere der Personen anschaulich vorschweben, dann fühlt er, gerührt durch das Interesse und die Schönheit des Gegenstandes, einen unwiderstehlichen Drang, die Erscheinung seines inneren Sinnes aus sich heraus zu stellen. Je länger seine Einbildungskraft auf dem Bilde verweilt, desto lichter, wohlgeordneter, schöner tritt es vor seinen Blick. Er hat ein Kunstwerk in sich erzeugt; er darf es nur noch gebären und ausbilden. So ist die Wirkung wahrer Begeisterung in dem bildenden Künstler, und so muß jedes ächte Kunstwerk entstehen. Das Bild muß von selbst in

seine Phantasie kommen; es muß durch das Motiv, das ihn rührte, unwillkürlich in ihm entstehen. Wenn der Künstler das Bild suchen und zusammensetzen muß, so sind nur Verstand und Witz in ihm geschäftig; und da kann wohl große Anstrengung, aber keine Begeisterung stattfinden. Der Witz kann nur die Einbildungskraft, nicht das Gefühl in Bewegung setzen; aber Begeisterung läßt sich nicht erzwingen; sie ist ein unwillkürlicher Aufschwung des Genies, welcher erfolgt, wenn ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, der ihm die Idee der Vollkommenheit und Schönheit lebhaft zum Bewußtseyn bringt, indem er ihm einen günstigen Stoff, sie zu realisiren, darbietet. Darum ist auch die gewöhnliche Verfahrungsart, Künstlern Gegenstände zur Behandlung aufzugeben, zweckwidrig. Sie zwingt den Künstler, handwerksmäßige, nothgedrungene Arbeiten zu machen. Er soll selbst einen Stoff wählen, wie er seinem Talente angemessen ist, und nur das bearbeiten, was ihn wirklich gerührt und zur Darstellung begeistert hat. Wer, wenn er Dichter oder Geschichtschreiber liest, oder die Natur mit künstlerischem Sinne betrachtet, von selbst keine Motive zu Bildern findet, der sollte überhaupt keine machen. Es ist ein Beweis, daß ihm Erfindungstalent mangelt. Ein solcher wird sich mit mehrerem Glücke zu einem Fache der Kunst wenden, dessen Wesen in der Nachbildung des Wirklichen besteht, und worin man es, auch mit einem beschränkten Talente, durch Fleiß und Uebung zu großer Vollkommenheit bringen und Ehre erwerben kann. Es gehört noch immer ein nicht gemeines Talent und großes Studium dazu, die lebendige Natur und den eigenthümlichen Charakter jedes Gegenstandes treu nachzubilden. Künstler, die dieß in vorzüglichem Grade geleistet haben, behaupten einen rühmlichen Rang zunächst nach den großen Meistern, welche die Natur in idealischer Schönheit darzustellen vermochten. Ein van Huysum ist in seinem untergeordneten Fache eben so selten und einzig, als ein Rafael und Claude in dem seinigen.

In dem noch unentwickelten Genie ist der Anblick eines

Meisterwerkes fähig, den in ihm schlummernden Kunsttrieb zu wecken. Es fühlt sich durch dasselbe ergriffen, gerührt: wie zu einem neuen Leben erwacht. An Werken der Kunst entzündet sich zuerst die heilige Glut der Begeisterung, die, ihm noch unbewußt, zugleich mit seinem Talente in seiner Brust verborgen ruhte. Es fühlt und erkennt seine Bestimmung. Das Streben, selbst Etwas hervorzubringen, ist der sicherste Beweis von ächtem Kunstgenie; denn die Liebe zur Kunst ist zweideutig, und kann sich auch auf bloße Lust ohne Kraft gründen. Bloße Lust zur Kunst beweist nur, daß der Mensch fähig ist, von ihren Schönheiten gerührt zu werden, daß er Kunstsinn hat, welcher aber von Kunsttalent wesentlich verschieden ist. Wenn der durch den Anblick eines Kunstwerkes entflammte Trieb in einen vorübergehenden Enthusiasmus verlodert; wenn der von der Schönheit des Werks gerührte Betrachter sich nicht gedrungen fühlt, selbst Hand anzulegen; oder wenn er, nach einigen Versuchen bloßer Neugier und Lust, durch die Schwierigkeiten des technischen Theiles wieder davon abgeschreckt wird, so ist das ein Beweis, daß er eigentlich nur für den Genuß des Kunstschönen, nicht zur Hervorbringung desselben geschaffen ist. Er kann ein warmer, leidenschaftlicher Liebhaber seyn, und durch Anwendung gründlicher Kenntnisse auf die Betrachtung ein Kenner werden; zum Künstler hat er keinen Beruf. Also nicht die bloße Empfänglichkeit für die Rührungen einer Kunst, auch nicht Trieb und Lust allein, sondern ein unwiderstehlicher Drang und das gelingende Bestreben, selbst Kunstwerke hervorzubringen, eine an schönen Ideen fruchtbare Begeisterung, sind die Merkmale des ächten Kunstgenies.

Die Begeisterung äußert sich, nach der Gemüthsart des Künstlers, auf verschiedene Weise. Bald wirkt sie innig, in sich verschlossen, mit sanftbelebender Glut die keimenden Schöpfungen der Einbildungskraft durchdringend und mit Liebe zur Vollendung reifend; bald feurig in helle Flammen auflodernd, stürmisch und jähling ausbrechend, wie ein Blitz, der aus der Nacht hervorzuckt und durch gewaltige Wirkungen seiner Kraft

in Erstaunen setzt. Jene sanftere war den guten alten Künstlern, einem Giotto, Ghiberti, da Fiesole, Perugino, Dürer, und späterhin dem Rafael, Dominichino, Claude Gelée eigen; diese war in Michelangelo, Julius Romanus, Rubens, Salvator Rosa und ähnlichen Feuergeistern wirksam. In andern, wo die Anlage weniger entschieden ist, sind auch diese Entgegensetzungen weniger auffallend. In andern würde man die Begeisterung nicht von dem kalten Feuer technischer Geschwindschreiberei, die ein gutes Gedächtniß mit Reminiscenzen unterstützt, zu unterscheiden im Stande seyn, wenn die letztere sich nicht immer durch Mangel an innerer Einheit und organischem Leben verriethe.

L. F. Huber und Therese Huber.

Der Müllerin Heirathsgeschichte.

(1805.)

Am nächsten Sonntagsabend saßen sie, die Müllerin, ihr Sohn [Jakob] und Deborah * nach genossenem Abendbrod zusammen um den Ofen; die Knechte waren in der Schenke, Jakob war vergnügt aus der Stadt zurückgekommen, und die gute Alte hatte einmal eine gesprächige Laune.

„Im Grunde, lieber Jakob, hob die Müllerin an, kann ich Dir's nicht verargen, daß Du die Käthe nicht gewollt hast, wenn gleich der Vetter es uns genug nachtragen wird. Aber eine alberne Ursache ist es doch, die Du angiebst. Sie ist dir zu schmächtig, sagst du — meint Ihr denn auch, Deborah, daß sich die Jungfer Base so fest zusammenschnürt? — Wenn aber auch, wäre sie sonst brav, so würde sie das endlich wohl lassen. — Hör, Jakob, wie ich ein Mädchen von achtzehn Jahren war — ich war noch gar wenig aus dem Hause gekommen, an Werketagen schon gar nicht — da kam ein paarmal, wenn's Feierabend war, ein ehrbarer Bäcker, ein rüstiger junger Mann, zum Vater. Mir fiel dabei nichts ein. Aber an einem Sonntage Morgens sprach der Vater zu mir: Christel, Du bist groß und brav, und verstehst die Wirthschaft. Der Meister Troll hat um Dich gefreit. Willst du einschlagen, mir steht der Schwiegersohn wohl an. —"

* Ein unschuldiges junges Mädchen, die Heldin der Erzählung, die mit einem Findelkinde zu der Müllerswittwe auf die Mühle sich geflüchtet.

„Ich war todtenblaß geworden und die Kehle war mir wie zugeschnürt. Der Vater sprach weiter, wie gut ich es beim Meister Troll haben würde. Ich weinte endlich überlaut, und der Vater fragte: warum willst du ihn denn nicht? — Ach er ist ja so dick! brachte ich schluchzend heraus — — da lachte der Vater hell auf: Geh nur! sagte er, das ist kindisch gesprochen, und weil du noch so kindisch bist, so brauchst du gerade einen vernünftigen Mann, wie Meister Troll.“

„Das that mir gar weh. Nein! sprach ich, wenn ich den zum Manne nehmen müßte, so würde ich nicht vernünftiger, sondern käme von Sinnen. — Da machte der Vater ein gar ernsthaftes Gesicht, und sagte: das ist gottlos geredet! Wenn du Dir ein Mieder kaufen willst, so besinnst du dich erst; und rechnest ordentlich zusammen, damit du keinen Schaden hast; und wo es um dein ganzes Heil auf Erden zu thun ist, willst du in solcher Hast aussprechen, und mit so thörichten Worten, wie in einem Komödienbuche. Es steht geschrieben: fange Dein Werk mit Gott an, wenn es soll gedeihen. Geh — schon um Deiner häßlichen Hast willen mag ich von dem ganzen Handel nichts mehr hören. Wenn Du am Altar stündest, würde mir Dein wildes Gesicht einfallen, und es käme mich ein Grauen an.“

„Ich schämte mich tief in's Herz; ich getraute mir nicht, Athem zu holen — bey Tisch mußte mir die Mutter zweimal heißen hinzusitzen: mir war, als verdiente ich nicht, der schlechtesten Magd gleich geachtet zu werden. Den Meister Troll hätte ich immer nicht zum Manne genommen, aber die häßliche Hast that mir so leid.“

„Gern wär' ich zu Haus geblieben, wie mich Nachmittags Lieschen Meier abholte, um vor dem Thore spazieren zu gehen. Sie fragten mich aus, warum ich traurig wäre, und erst nicht mitgewollt hätte. Da erzählte ich ihr, wie es hergegangen war, und wurde recht bös, wie sie sagte: Gottlob, Christel, daß du es so gemacht hast! — — Aber sie meinte ihren Bruder. Es hätte ihm das Leben gekostet, sagte sie; bis

er sich eingerichtet hat, soll ich Dir nichts merken lassen: das habe ich ihm versprechen müssen. Aber jetzt muß ich ja reden, sonst möchte es zu spät kommen. Seit Du das erstemal an Gottes Tisch giengst, ist er dir gut. Weil du aber noch jung warst, und er erst Schulden von unsern armen Eltern zu bezahlen hatte, so wollte er noch warten — bis zum Spätjahr, meinete er.“

„Nun, wie es denn geht — ich hatte Lieschen so lieb, und Lieschens Bruder hatte mir auch schon lange am besten gefallen unter allen jungen Burschen, die ich in der Kirche sah. Gesprochen hatte ich nie mit einem, und auch mit ihm nicht. Denn so war es damals Sitte; es hatte oft ein junger Bursche noch kein Wort geredet mit einer Dirne, die ihm wohlgefiel, und um die er freite.“

„Antworten konnte ich freilich nicht viel, wie mir Lieschen das sagte; aber sie merkte doch, wie mir's um das Herz war. Doch zu Hause, als der Vater nichts mit mir sprach, wurde ich wieder so bang und traurig, daß ich mir nicht getraute, an Jakob Meiern zu denken. Drei ganzer Tage gieng es so. Ich hatte das Herz nicht, den Vater anzureden; ich mußte zufrieden seyn, daß ich ihm seinen Willen an den Augen abzusehen suchte. Der vierte Tag war Bartholomäi. Lieschen holte mich ab, sie führte mich den Weg auf die Mühle zu; aber von ihrem Bruder sprach sie kein Wort. Nun denkt Euch wie mir wurde, als wir eine halbe Stunde gegangen waren — es war ein gar heißer Tag! — und Jakob Meier des Weges kam. Er trug den Hut unter dem Arm, und hatte etwas im Hut, das mit Kohlblättern bedeckt war. Er sah so erhitzt aus, daß Lieschen sorgte, er hätte sich krank gemacht. Nun grüßte er uns, und gieng, wie sich's ziemte, ohne zu sprechen, neben uns her. Endlich zog er ein Paar schöne Nelken aus dem Knopfloch, und reichte mir sie. Sie wären von der Herrnmühle, sagte er; es wäre eine wahre Pracht mit den Blumen dort im Garten, und überhaupt eine bessere Einrichtung, als auf der Stadtmühle. Die hatte er damals noch im Pacht. Die Katharinenpflaumen hier, sprach er weiter, und wies auf seinen Hut, möchte ich gern

dem Meister Glocke verehren; er soll ein Freund davon seyn — — das hatte ihm Lieschen gesagt, daß mein Vater die Pflaumen gern aß. Ich wurde roth und wußte vor Angst nicht wohin; Lieschen aber lachte."

„Wie er immer so fortgieng neben uns, und sich die Sonne auf den Kopf brennen ließ, um meinem Vater das frische Obst zu bringen, da trat mir das Wasser in die Augen. Dafür, dachte ich, müßte ich auch seine Nelken in Ehren halten, und da die Sonne auch auf die Blumen an meinem Mieder brannte, so hielt ich mein Gesangbuch — denn wir waren erst in der Kirche gewesen, Lieschen und ich — mehr über die Blumen wie vor mein Gesicht. Lieschen fieng wieder an zu lachen. Sieh nur Jakob, sagte sie, Christel wahrt Deine Nelken besser wie ihre eigene Haut; morgen wird sie voll Sommersprossen seyn. — — Er hat mir nachher gesagt, daß er es schon gemerkt, und sich heimlich gefreut hätte. Jetzt wurde er noch eins so roth, und sprach: es ist mir zwar eine große Ehre, wenn die Jungfer etwas auf meine Blume hält; aber lieber wäre es mir, sie würfe sie weg, als daß sie eine Sommersprosse bekäme." —

„Am Thore schied er von uns. Ich begleitete erst Lieschen; wie ich nach Hause kam, sah ich durch das Thürfenster, daß er mit dem Vater sprach, und die Pflaumen lagen neben ihnen auf dem Tisch. Ich lief auf meine Kammer; bis zur Stunde des Abendbrods getraute ich mir nicht, dem Vater vor die Augen zu kommen. Nach der Mahlzeit, wo die Knechte hinaus waren, hob der Vater gegen mich an, und seine Stimme war so hart, daß ich in die Erde zu sinken meinte: Der junge Meier hat wegen Deiner mit mir gesprochen. Du mußtest davon wissen? — — Um's Leben hätte ich nicht antworten können; lügen wollte ich nicht: ich neigte nur den Kopf — wußtest Du schon am Sonntag — fragte er weiter, daß er um Dich werben würde? — Da fiel mir die häßliche Hast wieder ein, und ich erschrack über die arge Meinung, die der Vater von mir haben konnte. Ich hielt mich, daß ich nicht laut weinte, und sagte: Nein, Vater! ich weiß es erst seit Sonntag

Abends. — Der Vater aber fragte: Magst du denn den jungen Meier zum Mann? — Da antwortete ich: Ach Vater, ob ich ihn wohl am liebsten möchte, so meine ich schier, es wäre besser, Ihr gäbet uns nicht zusammen, damit Ihr mir sicher glaubtet, daß ich Euch gehorchen mag, auch wenn es mir das Herz bräche. — Und ich hatte ihn mit beiden Händen um den Hals gefaßt, und nun weinte ich aus ganzer Seele.“ —

Die Müllerin schwieg, sie schien sich in die Arme ihres Vaters zurückzudenken. Deborah hatte bei dieser Erzählung mit aller Spannung aufgehorcht, die nur immer ein Mädchen bei'm Lesen des ersten Romans empfinden kann.

Nach einigen Augenblicken fuhr die Alte fort: „Was Du thust, fang es mit Gott an! sprach der Vater, indem er sich freundlich von mir losmachte: daß Du den Meier lieber hast, wie den Trall, nehme ich Dir nicht übel. Wahr ist's: dort hättest Du volle Kästen gefunden; hier müßt ihr sie erst füllen. Aber er will die Herrnmühle pachten und er kommt mir vor wie ein fleißiger junger Mann.“ —

„Und das war er auch! Gott lohne es ihm in der ewigen Freude — er hat mir in den sechszehn Jahren, die wir mit einander lebten, nichts als Gutes und Liebes gethan. Die Mutter starb, den Vater rührte der Schlag, und er wurde kindisch; da nahm er ihn zu sich hinauf auf die Mühle. Du warst eben ein paar Wochen alt, Jakob. Christel, sprach er zu mir, wir wollen den Vater zu uns nehmen. Du mußt Dich jetzt mit unserm Buben abgeben, und kannst darum weniger draußen schaffen. So pflegst Du dann den armen Alten mit, denn er braucht jetzt gleiche Pflege wie der kleine Jakob.“ —

„Er hatte wohl Recht! So lebte der gute Vater an die zwei Jahre, und Du, Jakob, warst endlich weniger kindisch als er. Aber Dein Vater wurde nie ungeduldig. Wie Du nachmals ein so eigensinniger Bursche wurdest, so dachte ich manchmal, es hienge Dir von jener Zeit an, wo man Dir allen Willen thun mußte, um den Großvater nicht zu ängstigen. — Ach es

war herzbrechend mit anzusehen, wenn sich der alte Mann um eine Pfeife oder einen Weck mit dir zankte! Dein Vater holte dann schnell ein anderes Spielzeug für Einen von Euch beiden, damit nur Frieden würde. Wenn ich nun weinte, so tröstete er mich, und sprach: Laß doch gut seyn, Christel! Sieh, er ißt, trinkt, schlaft, geht fest umher; wenn er nun krank wäre und Schmerzen litte — auf eine Weise muß ja der Mensch alt werden, am Leib oder an der Seele. Und Du pflegst ihn, und er hat es gut bei Deiner Pflege, wie er's verdient hat um Dich, als er noch bei Verstand war." —

„So war er immer — so gut und still, und immer fleißig, immer haushälterisch! Nach des Vaters Tod kaufte er die Mühle, ein paar Jahre später die große schöne Wiese — und den Wald . . . ."

Die Alte weinte, und schwieg. Deborah war sehr traurig: das Ende der Erzählung hatte sie an die letzten Tage ihres Vaters erinnert, dessen Seele in weniger leichte Träume gehüllt gewesen war, dem sie weniger Gutes hatte thun können. Nach langer Stille hob die Müllerin wieder an: Laß Dir rathen, Jakob: willst Du so gut leben und einst so sanft sterben wie Dein Vater, so mach es wie er — such Dir ein braves Weib. Mag sie immerhin arm seyn, mag auch niemand sie kennen — wenn ich nur weiß, daß sie brav ist!"

Deborah vermochte es nicht, länger zuzuhören; diese Worte konnten eine Beziehung haben, vor der ihr Innerstes erzitterte — sie eilte auf ihr Kämmerchen.

Gentz.

Trostworte an die wahren Deutschen.

(1806.)

Ihr, die Ihr im Schiffbruche der Zeit, von Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarste und erste, einen freien, umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligthümer der Menschheit, den Muth, ihnen alles zu opfern, und Glauben an die Zukunft gerettet, Ihr echte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbesiegbare, in Geist und Wahrheit stets siegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblasenen Weltstürmern, die der Pöbel wie Götter verehrt, vielleicht zum Glück verachtet oder gehaßt, — vor allen aber Ihr, an die zunächst diese Worte sich richten, des Vaterlandes einsame Zierden, hochherzige, durch kein Unglück bezwungene, Eures Namens würdige Deutsche, — ermüdet, verzweifelt nur nicht! Der, welcher Euch auserkohr, die Nachwelt mit der Gegenwart zu versöhnen, legte hartnäckige Kämpfe, und furchtbare Prüfungen Euch auf. Wohin Ihr Eure Blicke nur wendet, seyd Ihr von Bildern der Vernichtung und Einladungen zur Muthlosigkeit umringt . . . . .

Die Kräfte unserer großen Nation sind zerstreut, zerspalten, auf allen Seiten in mattfließende Bäche, oder in faule, stehende Sümpfe, oder in treulose Abzugskanäle geleitet, für jeden wahren Nationalzweck verloren. Alle Schutzwehren unsers Landes sind gefallen; unsre Gränzen, wenn es Gränzen noch giebt, da der Feind schon mitten unter uns

ist, von jedem Vertheidigungsmittel entblößt; unsre blühendsten Städte und Provinzen werden täglich, wie herrenlose Waare, zerstückelt, zerschnitten, verkauft, vertauscht, und wieder vertauscht, an Einheimische und Ausländer verschenkt; die wohlerworbnen Reichthümer verschwinden; die Gewerbe verkümmern und erlahmen; die Häfen und Märkte werden geschlossen. — Aber nicht bloß der Körper des Reichs ist verstümmelt, gemißhandelt und geschändet; auch die Seele ist tödtlich verwundet. Umsonst sucht Ihr in der Masse Eures Volks, umsonst an den Höfen, umsonst unter den Großen des Landes, jenes wehmüthig erhebende Gefühl, jene tiefe, doch männliche Trauer, jenen kräftigen, hoffnungsvollen Schmerz, der rettende Entschlüsse verkündigt. Eure Klagen verhallen in die Luft; Eure Schilderungen des allgemeinen Verderbens werden höchstens als müssige Spiele, als litterärische Merkwürdigkeiten behandelt; da, wo es Euch noch allenfalls vergönnt ist, das Publikum in seinem Schlummer zu stören, glaubt man viel zu thun, wenn man Euch wie lästige Freunde, wie wohlmeinende Grillenfänger duldet; mit Unbehaglichkeit hören die meisten, mit Bangigkeit sogar Beßre Euch an; und der Augenblick rückt sichtbar herbei, wo ein langes melancholisches Verstummen das Gesetz Eurer bürgerlichen Existenz, und die harte, aber gebieterische Bedingung Eurer persönlichen Freiheit seyn wird.

Dies alles, und mehr noch als dies, — denn wer bestimmt die Gränze des Uebels! — werdet Ihr, nicht bloß mit Standhaftigkeit und Gleichmuth, die auch Geringern als Ihr nicht versagt sind, sondern mit dem stolzen begeisternden Bewußtseyn unzerstörbarer Ueberlegenheit ertragen, wenn Ihr groß und stark genug seyd, Euch Selbst nie untreu zu werden. So lange Ihr aufrecht steht, ist nichts ohne Hoffnung gefallen. Selbst das Grab eröffnet sich wieder, der Tod ist nur Scheintod gewesen, wenn die Lebenskraft im Herzen zurückblieb. Ob Ihr leben werdet, um Eurer Beharrlichkeit Lohn, um den öffentlichen Triumph Eurer Sache, um die Wiedergeburt aller Dinge zu

feiern, hängt von unerforschlichen Rathschlüssen ab. Doch für Euch, wenn Ihr treu haltet am Guten, und für Eure künftigen Zöglinge und Erben, ist leben und siegen nur Eins. In Euch steigt das Scheinbargesunkene mit erneuerter Herrlichkeit wieder auf; in Euch ist das Scheinbarverlorne schon vollständig wieder gefunden; das Vaterland, das Europäische Gemeinwesen, die Freiheit und Würde der Nationen, die Herrschaft des Rechtes und der Ordnung, aller vergangnen Jahrhunderte Werke, blühen fort in Eurem Gemüth; dort, wo kein Verhängniß Euch erreichen, kein Tyrann Euch beikommen kann, befestigt und verjüngt sich wieder die Welt. Euer unmittelbarer Einfluß mag gehemmt, Euer Wirkungskreis mit engen Schranken umzogen, Eure Hand in Fesseln gelegt, Euer Mund gewaltsam verschlossen werden; dies Alles sind nur Außenwerke Eurer Macht. Euer fester unerschütterlicher Sinn, die anerkannte Unwandelbarkeit Eurer Grundsätze, Eure immerwährende stille Protestation gegen alles, was frevelhafte Gewalt zu stiften oder zu rechtfertigen wähnt, die dem Feinde und dem Freunde gleich gegenwärtige, lebhafte Ueberzeugung, daß der Krieg zwischen der Ungerechtigkeit und Euch sich durch keine falsche Unterhandlungen schlichten, durch keine eingebildete Waffenstillstände unterbrechen, durch keine treulose Friedenstractate beendigen läßt, die würdige, tapfre, stets aufrechte, stets gerüstete Stellung, in welcher Ihr Euren Zeitgenossen erscheint, — das sind Eure unvergängliche Waffen. Eure bloße, isolirte Existenz ist ein beständiges Schreckbild für die Unterdrücker, und für die Bedrückten ein unversiegbarer Trost.

Vergeßt nie, daß da, wo Ihr Euch befindet, der wahre Mittelpunkt aller Unternehmungen ist, wodurch, früher oder später, Europa von der Knechtschaft erlöset, das Gesetzbuch der Willkühr zerrissen, der hochmüthige Luftbau vergänglicher Uebermacht gestürzt, und ein neuer unsterblicher Bund, zwischen Freiheit, Ordnung und Frieden, für eine glücklichere Nachwelt gegründet werden muß. Nicht England, nicht Rußland

vermögen es; als Bundesgenossen Beide erwünscht, als Gegengewichte oder Hülfsmächte unschätzbar; aber das eigentliche Werk der Befreiung muß auf deutschem Boden gedeihen. Von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa ist durch Deutschland gefallen; durch Deutschland muß es wieder emporsteigen. Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wilde, convulsivische Kraft, die aus dem giftigen Schlunde der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgend eines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Uebergewicht, oder Geschick, hat die Welt aus ihren Angeln gehoben, die selbst verschuldete Wehrlosigkeit Deutschlands hat es gethan. Unser innrer unseliger Zwiespalt, die Zersplitterung unsrer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unsrer Fürsten, die wechselseitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes echten Gefühls für das gemeinschaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung des vaterländischen Geistes — das sind die Eroberer, das sind die Zerstörer unserer Freiheit, das sind unsere tödtlichen Feinde, und die Feinde Europa's gewesen. Wenn wir uns vereinigen, wenn wir unsre Familienfehden vergessen, wenn wir, in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinschaftlicher Noth, uns entschließen konnten, Deutsche zu seyn, so trotzten wir jeglichem Sturme; so wurde nie eine Fußbreite Deutschen Gebiets dem übermüthigen Fremden zum Raube; so fiel nicht ein einziges Glied, nein, auch nicht das geschiedenste und schwächste, von dem wohlgebauten, lebenvollen Körper des Europäischen Staatensystems ab; noch mehr, so ward uns der Ruhm, selbst das kranke, das tiefzerrüttete Frankreich zur wahren, lebendigen Genesung, — denn wer wird seinen heutigen Zustand, seine unnatürliche aufgedunsene Korpulenz mit echter Gesundheit verwechseln! — zu einer friedlichen, harmonischen Existenz, zur glücklichsten Selbstversöhnung zu führen: eine That, die in einem richtigen Sinne, und mit wohlgewählten Werkzeugen vollbracht,

die gesellschaftliche Verfassung von Europa, im Ganzen, und in jedem ihrer Theile, auf viele Jahrhunderte hinaus, zugleich befestigt und vervollkommnet hätte. — So viel vermochten wir, Brüder, und so viel haben wir sträflich verscherzt. Aber wenn aus diesem Abgrunde der Ohnmacht, worin wir heute unsre Vergehungen büßen, noch irgend etwas uns zu reißen vermag, so ist es immer nur derselbe Entschluß, wodurch wir früher ihm entgangen seyn würden. Getrennt wurden wir niedergeworfen; nur vereinigt können wir uns wieder erheben. Diesen einzigen Rettungsweg zu betreten, ist jetzt freilich viel schwerer noch als sonst; aber so viel ist unumstößlich gewiß: sollen die Staatskräfte Deutschlands je Eins werden, so muß zuvor der Nationalwille Eins seyn. Hier, unverzagte und großdenkende Deutsche, zerstreute, doch geistigversammelte, durch Gleichheit des Sinnes nnd der Bestrebungen verbundne, und rechtmäßig constituirte Repräsentanten der Nation, hier öffnet sich ein ruhmvolles Feld. Euch selbst nicht zu verlassen, war das erste; aber entzieht Euch auch dem Vaterlande nicht. Laßt, jeder in seinem Kreise, aus welchem Standpunkte, durch welches Medium es auch sey, das Licht Eurer Weisheit, Eurer Kraft, Eures unerschütterten Gemeinsinnes leuchten; ruft, so weit als Eure Stimme noch reicht, die Trägen zu erneuerter Anstrengung, die Hoffnungslosen zum Muth, die Erstarrten ins Leben zurück. Sucht Frieden und Eintracht, und wechselseitiges Vertrauen, und Harmonie der Ansichten und Wünsche, und Interesse am Schicksal eines Jeden, und Eifer für gemeinschaftliche Zwecke und Bereitwilligkeit, jeden abgesonderten Vortheil einer großen National-Sache zu opfern, unter allen deutschen Völkerschaften zu stiften. Schließt keine von Euren Bemühungen aus, auch die nicht, die Ihr unwiederbringlich verloren, auch die nicht, die Ihr am Rande des Verderbens, durch Furcht und Schrecken betäubt, Eurer Wirksamkeit unzugänglich glaubt; auch die nicht, deren betrogne Regenten unsre schwere Wunden erweitert, den Feind in unsre

Mauern geführt, und das Vaterland Preis gegeben haben. In dem Herzen des gesunkensten Deutschen regt sich immer noch etwas, das Euch versteht, das Euch Achtung und Beifall erzwingt; warum solltet Ihr solche nicht gewinnen, die, ohne eigentliche Lust an der Schande, nur durch treulose Rathschläge Anderer, aus Unwissenheit, aus Schwäche, oder aus Wankelmuth fielen? Fragt nie nach dem unmittelbaren Erfolge, noch nach dem Umfange des Guten, das ihr gewirkt habt, noch nach der Anzahl der Euch ergebnen Gemüther! Es bedarf nicht Vieler, um das Größte zu Stande zu bringen. Bedenkt, daß ein einziges Wort, in einer glückseligen Stunde gesprochen, Nationen vom Tode erwecken, das verloschne heilige Feuer in ganzen Geschlechtern wieder anzünden kann! Es ist unmöglich, daß ein Volk, wie das Unsre, so sehr es auch gepeinigt und gekränkt, verlassen und verrathen werden mochte, so sehr es auch, durch höllische Blendwerke, oder durch Niederlagen und Unglück verwirrt, eine Zeit lang sich selbst vergessen haben konnte, nicht endlich vom schmählichsten Verfall, von der grausamsten Erniedrigung zurückkomme; unmöglich, daß so viel Geistesgewalt, so viel persönliche Superiorität, so viel vereinzelte, aber gediegne Kraft, solcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender, vielseitiger Bildung, als wir in unserm Schooße vereinen, sich nicht, früh oder spät, in irgend einem Brennpunkte sammle, von dort aus das Ganze belebe, und alle eitle Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamme so mannigfaltiger Vortrefflichkeit und Hoheit, aus diesem Mutterlande Europäischer Herrschaft, aus so vielen, durch ehemaligen Ruhm, durch große, bedeutungsvolle Nahmen, zur Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien, aus so vielen, von uraltem Glanze, auch jetzt, auch in dieser Abenddämmerung aller Größe, noch umstrahlten Fürstengeschlechtern, nicht endlich Ein vollständiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehe, der die Thränen von allen Angesichtern abwische, der uns einsetze in unser ewiges Recht, und D e u t s c h l a n d und

Europa wieder aufbaue. Diesem Schutzgeiste, er erscheine, wann er wolle, entschloßne und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierern widerstrebende Unterthanen, den Tyrannen rechtschaffne Feinde, jeder wiederkehrenden rechtmäßigen Herrschaft ein gehorsames und williges Volk, den Altären gesetzlicher Ordnung und tugendhafter Freiheitsliebe und echter, aus Gott geschöpfter Weisheit verständige und würdige Priester, und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben, als das, welches uns überzog, noch einmal über die Menschheit hereinbreche, eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern und rüstigen Vorfechtern zu erziehen: — das ist Euer großer Beruf.

Jacobs.

Kunst und Bürgerthum in Griechenland.

(1810.)

Ueber den Einfluß des Klima auf die Kunst und den Geschmack ist viel und fast mehr als nöthig geschrieben worden; weniger aber hat man das Band beachtet, das den Himmel mit der Verfassung, und die Verfassung mit der Kunst vereint. Jener heitere Himmel, dessen sich Griechenland erfreut, war seiner Einwohner liebstes Obdach; die kühlenden Lüfte, das rauschende Meer und die glänzende Sonne waren die Freude des Volks und die Lust seines Lebens. In der freyen Natur lebte es des Jahres größten Theil müheles dahin, in dem heitern Genuß seines Daseyns und unter geselliger Mittheilung. Selbst in Athens blühender Zeit schien denen, welche nach alter Weise lebten, die Stadt nur ein Sammelplatz des Verkehrs der Geschäftigen, der eigentlich erquickliche Wohnort aber das Land, und mancher Grieche sah seine Stadt ursprünglich als ein großes Gefängniß an. Diese Gefängnisse aber sollten wenigstens heiter seyn. Daher war keine hellenische Stadt ohne freye Plätze, luftige Säulengänge, weitläuftige Hallen und schattige Hayne; hier lebte das Volk, hier beging es seine Geschäfte und genoß seine Muße. Mit dem Klima hing auch die Verfassung zusammen, und da auch diese dem Hange zum öffentlichen Leben zu statten kam, so ist es wohl kein Wunder, daß das Volk die öffentlichen Plätze, die sein gewöhnlicher Aufenthalt waren, und wo es sich zu gemeinsamen Berathungen über die wichtigsten

Angelegenheiten versammelte, auf alle Weise zu schmücken suchte. Der den städtischen Verfassungen eigenthümliche Gemeingeist wurde durch die Oeffentlichkeit des Lebens genährt. Die Wohnungen der Privatleute, auch der angesehensten, waren gering, ihr innerer Schmuck unbedeutend; so daß selbst das, was in späterer Zeit als ausschweifende Ueppigkeit getadelt wird, nur ein Beweis von der Einfachheit des häuslichen Lebens ist. Aber was man dem egoistischen Genusse entzog, dem Staate zuzuwenden; durch religiöse Feste, glänzende Schauspiele und ewige Werke der Kunst die Stadt zu schmücken, das war der Ruhm eines patriotischen Griechen. Indem sich also tausend dünne Bäche in den See des Gemeinwesens ergoßen, ward es möglich mit den kleinsten Mitteln das Größte zu wirken. Oefters arbeiteten patriotische Künstler ohne Lohn für die Verschönerung der Stadt, zufrieden mit dem eignen Genuß, der Freude der Mitwelt und der Hoffnung des Nachruhms. Und da jedes Werk der Kunst dem öffentlichen Genusse bestimmt war, so war auch der Künstler selbst, nach Plinius Ausdruck, mehr als irgendwo ein Gemeingut der Erde.

Es hatte aber noch überdieß das öffentliche Leben für die Kunst den doppelten Vortheil, erstlich, daß es absichtlos zur Betrachtung der Natur in ihren aufrichtigsten Aeußerungen führte, welches für den Künstler wenigstens eben so wichtig war, als die oft bestrittenen Vorzüge der hellenischen Schönheit; zweytens aber, daß es die Kunst auf einer würdigen Höhe erhielt. Auf das Oeffentliche gerichtet, nährte sie sich mit einem energischern Leben, und entfaltete ihre Schwingen in dem ihr eigenthümlichen Aether, wo sie durch keine Willkühr der Einzelnen gelähmt und beschränkt ward. So lange daher das öffentliche Leben in seiner Würde bestand, erhielt sich auch die Kunst auf ihrer heitern Höhe, und sie sank, als jenes entwürdigt ward. Die makedonischen Fürsten, die in dem entarteten Griechenland den alten Wohnsitz der Tugend ehrten, ließen den meisten Städten ihre Autonomie; und doch war die Niederlage bey Chäronea

der Wendepunkt der hellenischen Vortrefflichkeit. Der Frohsinn des öffentlichen Lebens entwich; der freye Muth war gebrochen, der veredelnde Stolz des Bürgers gedemüthigt; nur blasse Funken der Hoffnung schlummerten noch unter der Asche alter Erinnerungen. Wie in dem Gemüth des Einzelnen, so lange es auf den Fittichen begeisternder Ideen schwebt, der niedrige und böse Wille keine Kraft gewinnt, sondern erst, wenn sich jene verdüstern, zur Herrschaft kömmt; so fing auch in Griechenland das verderbliche Unkraut erst dann an zu wuchern, als die Genien der Freude und erhebenden Selbstgefühls von seinen gesegneten Fluren entwichen waren. Der Umschwung war schnell. Edler Stolz ward durch nichtswürdige Schmeicheley verdrängt; die leitenden Gestirne der Poesie und Kunst umnebelten sich, und die Sitten, welche in ihrem Glanze erwachsen waren, verloren, des belebenden Lichtes beraubt, Kraft und Farbe.

So hing auch das Gedeihen der Kunst mit der Blüthe der hellenischen Städteregierungen durch die engsten Bande zusammen, nicht blos wegen der äußern Mittel, obschon auch diese unverächtlich waren, sondern vornemlich wegen des innern Lebens, das durch jene genährt und befruchtet wurde. Doch haftete auch die äußere Möglichkeit, so zahlreiche und kostbare Werke zum Schmucke der Städte aufzubringen, an dem Gemeinsinn, den die städtische Verfassung nährte. Die Bedürfnisse waren gering, das Leben leicht, und, was mehr als alles galt, die Idee des Vaterlandes hielt die Selbstsucht im Zaume. Das gemeine Wesen war reich durch die Mäßigkeit seiner Glieder. Wie für andre seiner Bedürfnisse, so sorgten auch die Einzelnen für die Erheiterung und den Schmuck des Lebens, und es war der Ruhm eines wackern Bürgers hiebey nicht das Nothwendigste zu thun, sondern das Möglichste. Ein edler Wetteifer befeuerte die Gemeinde, und es kann wohl nichts schöneres zum Lobe der hellenischen Bildung gesagt werden, als daß es die Beförderung der Künste war, durch die man die Gunst der Bürger gewann.

Wie viel sind der Völker, auf die mit solchen demagogischen Mitteln gewirkt werden könnte, als welche Perikles brauchte?

So war also nicht eigentlich der Reichthum der Pfleger der Kunst, sondern die Bürgertugend, diese Genossin einer anständigen und weisen Armuth. Der Reichthum hat durch sich selbst nie etwas Großes erzeugt; und selbst als Gehülfe ist er ohne Werth, wenn er nicht im Geleite der Tugend geht. Auch Thessalien war reich. Aber wann haben je Thessalier etwas Großes gethan? Wo haben sie je durch Pflege der Künste eine höhere Bildung verrathen?

Wie nun die Kunst eine Tochter der bürgerlichen Tugend war, so war sie auch die Belohnung derselben. Die Urheber rühmlicher Thaten, die Beförderer des vaterländischen Ruhmes im Krieg und Frieden, die Weisen und Dichter, wurden durch Werke der Kunst gefeyert, und ihre Gestalten auf die Nachwelt gebracht. Auch Handlungen der Frömmigkeit und kindlichen Liebe oder nützliche Erfindungen wurden durch Bilder verewigt und in Tempeln geweiht. In Erz aufgestellt zu seyn, sagt ein späterer griechischer Redner, scheint edeln Männern überaus herrlich, und es ist ein würdiger Lohn der Tugend, nicht gleich zu stehn dem Nichtgebohrnen, sondern den Namen zu erhalten nach dem Tode, und ein sinnliches Zeichen der Trefflichkeit zurückzulassen. Solcher Ehre wurden unzählige würdig gehalten.

Es ist nun wohl nicht zu verwundern, wenn uns, unter diesen Umständen, eine mehr als gewöhnliche und religiöse Liebe zur plastischen Kunst gleichsam als ein Abzeichen der hellenischen Natur überall in jenen Staaten begegnet. Wie vor allen der trefflich genannt zu werden verdient, der, wie Pindarus sagt, viel von Natur weiß, so war auch die hellenische Kunst darum so trefflich, weil sie aus ihrer innersten Natur entsprungen war; und aus eben dem Grunde war sie ihnen in allen ihren Erscheinungen wie die Schwester ihrer Seele willkommen. Wie lebendig und tief gegründet aber diese Liebe zur Kunst in Griechenland gewesen, kann als bekannt vorausgesetzt werden; auch

ist die Ursache dieser Liebe aus dem Vorhergesagten klar. Aus ihr entsprang jene religiöse Meinung von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit eines jeden Werkes der Kunst; eine Meinung, die, wo sie nicht aus dem Gefühl quillt, durch keine Verordnung erzwungen werden kann. Jene Werke wurden als kostbare Gemeingüter von jedem Bürger geachtet; und man wußte, nach Ciceros Betheuerung, kein Beyspiel, daß eine griechische Stadt solche Schätze veräußert hätte. Als daher Nikomedes von Bithynien die Aphrodite des Praxiteles von den Gnidiern kaufen wollte, mit dem Versprechen, der Stadt ihre drückende Schuldenlast abzunehmen, antworteten sie, daß sie lieber jegliches Ungemach dulden wollten, als diesen Verlust. In der That wurde auch manche Stadt schon durch ein einziges Kunstwerk berühmt. Nachdem, wie Strabo berichtet, zu Thespiä in Böotien der Eros des Praxiteles aufgestellt worden, reiste man von allen Gegenden dahin, da vorher Niemand nach Thespiä gekommen war. Als Demetrius, der Sohn des Antigonus, Rhodus belagerte, wünschten die Belagerten vor allen Dingen die Erhaltung des Jalysus von Protogenes, welches Gemälde sich an einer der bedrohten Stellen befand; und da sie sich deshalb durch Gesandten an den Feind wendeten, antwortete er ihnen, er wolle lieber die Bildnisse seines Vaters verbrennen, als ein Werk von so hoher Kunst. Diese zarte Sorge für die Erhaltung des Schönen war nicht nur überhaupt von ganz anderer Natur als jene dem Wahnsinne ähnliche Liebhaberey, welche, nach Griechenlands Unterjochung, die Römer ergriff, sondern auch ganz eigentlich mit der hellenischen Humanität verwachsen, so daß es kein Wunder ist, wenn man denselben Sinn auch außer der Kunstwelt in allen Erscheinungen des höhern hellenischen Lebens wiederfindet. Schon der beständige Anblick so großer und edler Werke der Kunst mußte auf das Leben wirken und diesem eine edlere Haltung geben; und der höhere Sinn, aus welchem sie selbst entsprungen waren, wurde hinwiederum durch sie genährt. Daher findet sich nicht nur in ihrer Poesie, sondern auch in den

Sitten der bessern Zeit, das harmonische Ebenmaas, die stille Größe, die holde Anmuth und das Gleichgewicht lebendiger Fülle und strenger Gesetzmäßigkeit, das sich in der alten Sculptur gleichsam auf seiner Spitze zeigt; und man ehrte und fühlte nicht blos die Schönheit in der Natur und Kunst, wie sonst nirgends, sondern strebte auch, die Harmonie des innern Wesens und der Form, worauf alle Schönheit ruht, durch Haltung und Anstand darzustellen, und in den gewöhnlichen Verkehr des Lebens einzuführen. So ward der Anstand ein Abzeichen des Hellenismus, indem die Achtung des innern Maaßes auch in die äußere Erscheinung trat; daher am Perikles sein ernstes Antlitz, sein gelassener Gang, der anständige Wurf seines Mantels und die ruhige Modulation seiner Stimme gerühmt wird, nicht anders, als ob die stille Würde eines beseelten Kunstwerkes gepriesen werden sollte. So lange diese Achtung des Anständigen herrschend war, blühte auch die Kunst; und als man die Mäßigung im Aeußern vergaß, und durch heftige Bewegungen und vernachläßigten Anzug einen Schein von Kraft suchte, da war die Zeit des großen Stils in der Kunst, wie in den Sitten, dahin.

Reinbeck.

Die Novelle.

(1841.)

Die Novelle ist die poetische Erzählung einer Thatsache, welche als dem wirklichen Culturleben eines bestimmten Zeitraumes angehörig erscheinen soll. Dieß hat sie mit dem Roman gemein. Der Roman aber umfaßt einen bedeutenden Theil eines ungewöhnlichen Menschenlebens, ja wohl ein ganzes und oft mehr als ein Menschenleben: der Roman bildet eine poetische Biographie; dagegen hat die Novelle nur eine einzelne Erscheinung eines Menschenlebens, eine ungewöhnliche Situation zum Gegenstande. Wenn in dem Roman das Leben des Helden mit seinen mannigfaltigen Abwechslungen und Lagen interessiren soll, so soll das Interesse der Novelle sich dagegen auf eine einzelne Situation, als auf eine einzelne Thatsache — concentriren. Welch' ein bedeutender Unterschied wird daraus in der Behandlung hervorgehen.

Durch diese Concentrirung des Interesse auf eine einzelne Thatsache, in welcher ein menschliches Schicksal entschieden wird, nähert sich die Novelle dem Drama, bei welchem dieß ebenfalls eintritt, daher auch aus einer Novelle leichter ein Drama sich bilden läßt (wie von Shakspeare aus den Novellen italienischer Dichter), als aus einem Roman; nur nicht aus jeder Novelle, weil bei dem Drama das Interesse vorzüglich auf die Erreichung oder Verfehlung eines bestimmten Zweckes und auf den Kampf

dafür fällt, nicht aber so in der Novelle, wo es auf einen bestimmten Zweck und einen Kampf dafür nicht ankömmt.

Ein Leben, auch das bewegteste, entwickelt sich nur nach und nach in einem längern Zeitraum und hat mehrere Perioden; die Situation gehört einem einzelnen Zeitmomente an. Daher wird der Verlauf in der Novelle, wie im Drama, rascher von Statten gehen, und das sogenannte epische Ausmalen und Verweilen, und alles, was nicht unmittelbar zur Thatsache gehört, wird wegfallen müssen, also alle Episoden, alle ausführlichere Charakterzeichnungen und Schilderungen und Reflexionen und Raisonnements, die schon im Romane leicht breit und langweilig werden.

Die Novelle ist rein erzählend, und zwar vertritt sie, wie dieß sich schon aus ihrer historischen Entwicklung bei Boccaccio ergiebt, weit mehr als der Roman die mündliche Erzählung. Nun will der Zuhörer einer mündlichen Erzählung nicht wissen, was der Erzähler denkt und fühlt, sondern was geschehen ist, und das will er ohne Unterbrechung erfahren. Wenn daher der Roman, der mehrere Stadien durchläuft, seinem Interesse unbeschadet von Zeit zu Zeit aus der Hand gelegt werden kann, so würde es ein schlimmes Zeichen für den Werth einer Novelle seyn, wenn dieß eben so füglich anginge.

Welche Lebensverhältnisse darf denn aber die Novelle auffassen? — Alle, wie der Roman, nur müssen sie sich zu einer künstlerischen Bildung, zu einer Bildung für den Geist, mit welchem die Kunst und besonders die Dichtkunst es allein zu thun hat, eignen. Dadurch wird schon alles Rohsinnliche ausgeschlossen. — Die feinere Sinnlichkeit hat einen Schein von Geist: allein, auch in ihr macht sich doch das Thierische in der Menschennatur zu geltend, und es wird daher dem echten Kunstgenius nicht einfallen, sie an sich zu einem besondern Gegenstande eines menschenwürdigen Wohlgefallens durch die Kunst adeln zu wollen, am wenigsten insofern sie die edlere Menschenwürde verletzt. Hat die Moral auch keine entscheidende Stimme in der schönen Kunst, so doch die Menschenwürde, zu deren

Gefühl die schöne Kunst vorzüglich bilden soll. Was diese verletzt, kann niemals an sich Gegenstand eines allgemeinen reinen Wohlgefallens werden, welches doch die Aufgabe der Werke der schönen Kunst ist. Nur muß man nicht glauben, daß diese Würde immer müsse zur Schau getragen oder in steifer Feierlichkeit gehalten werden. Heiterkeit und Scherz steht ihr gar wohl an. —

Ein interessantes Ereigniß muß aber auch interessant erzählt werden, worauf es in Hinsicht der dichterischen Wirkung vorzüglich ankömmt, da die schöne Kunst nicht durch den Stoff an sich, sondern durch die Form, wie der Stoff zur angemessenen Erscheinung gebracht ist, wirken will. Der glücklichste Stoff geht in einer unangemessenen Form verloren; dagegen ein unbedeutender Stoff in gelungener Form — (in geistreicher künstlerischer Behandlung) — ästhetisch wirken kann. In der Dichtkunst giebt es aber eine innere und eine äußere Form: die erstere geht aus der Composition und die letztere aus der Sprachdarstellung an sich hervor.

Auch in der Composition, oder in der Anordnung der Einzelnheiten des Ereignisses mit ihren Motiven, aus denen die Situation hervorgeht, wird die Novelle sich insofern dem Drama nähern, daß ein steter Fortschritt in der Begebenheit, die auch nur in ihren Hauptzügen, mehr skizzirt als ausgeführt, erscheinen wird, stattfinden und dabei die beabsichtigte dichterische Wirkung nie aus den Augen gelassen werden muß. — Die Novelle hält sich bei der Motivirung der Erscheinungen nicht auf und doch muß jede Einzelnheit für die Phantasie hinlänglich motivirt erscheinen; daher werden die Motive zu den entscheidendsten Momenten oft nur hier und da wie beiläufig angedeutet werden, und ihre Bedeutung wird dann erst in der Folge hervortreten. Die größere oder mindere Ausführung der Einzelnheiten, die richtige Vertheilung von Licht und Schatten im Bilde, wird ganz von dem beabsichtigten Total-Eindrucke abhangen müssen. — Hier tritt besonders der Künstler hervor

und macht sich darin geltend, denn dieß setzt ein Studium voraus, ohne welches es keinen Künstler geben kann.

Lebendigkeit und Anschaulichkeit sind die ersten Erfordernisse einer poetischen Erzählung überhaupt und vorzüglich der Sprachdarstellung derselben an sich. Wenn auch der Stoff der Novelle dem wirklichen Leben entnommen zu seyn scheint, so darf doch die Sprachdarstellung der poetischen Färbung nicht ermangeln, selbst wenn die Sprachform Prosa ist; und bei dem mindern Umfange und der geringeren Fülle des Bildes wird eine sorgfältigere Sprachausführung unerläßlich seyn. Daß die Sprachdarstellung den erzählenden Charakter haben müsse, leuchtet wohl ein; vorzüglich aber kommt es darauf an, daß der rechte natürliche anregende Ton getroffen und gehalten werde. Erscheint dieser verfehlt oder erzwungen, wie so leicht bei der belobten Ironie oder dem vermeinten Humor, so geht gewiß die ganze Wirkung verloren. Der Ton aber hängt zum Theil von der ernsten oder heitern Beziehung des Stoffes an sich, dann aber auch von der Auffassung desselben ab. Darüber lassen sich nun gar keine Bestimmungen geben, als in Hinsicht der letztern: daß die Auffassung die Menschenwürde nie direct verletzen müsse. Diese würde aber verletzt, wenn Frivolität, die kein dichterisches Element ist, die Auffassung leiten würde. Die Frivolität behandelt das Heilige wie das Unheilige als gleich unbedeutend und als Gegenstand eines willkürlichen Spiels der Laune. Eine frivole Lebensansicht ist nie eine dichterische: davon zeugen alle die Werke unserer Tage, in welcher eine solche, zum Theil mit gemißbrauchtem Talent, sich darlegt, und deren günstigstes Loos ist, daß sie bald der Vergessenheit anheimfallen. Der echte Humor ist nicht frivol: ihm liegt ein tiefer Ernst zum Grunde, der Ernst des Ideals der Heiligkeit und Vollkommenheit, welches auch durch das menschlich Erhabenste und Vollendetste nicht erreicht wird. Diese menschliche Unvollkommenheit (Ohnmacht) ist ein Gegenstand seines Spiels, daher er leicht als Satire erscheint, die es auch mit der menschlichen Unvoll-

kommenheit, aber nicht mit der aus der Ohnmacht des Endlichen, sondern mit den Gebrechen, welche aus der menschlichen Verkehrtheit hervorgehen, zu thun hat. — Die Frivolität wird dagegen leicht zur Persiflage, wie wir sie leider so häufig in den gelesensten Werken unserer neuern Literatur sich als Humor brüsten und von dem Unkundigen auch wohl für solchen bewundern sehen. Persiflage ist der Rechenpfennig, den der Witz ausprägt: der Humor prägt reine gediegene Goldmünze.

Wilhelm von Humboldt.

I. Poesie und Philosophie in Schiller.

(1830.)

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und die trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigenthümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes= und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm, und so meisterhaft zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Oekonomie der Geistesentwicklung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Thaten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der Einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun, und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und wahrere Rich=

tung im Deutschen liegt in seiner größeren Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern, und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpuncte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen, zugleich erhellenden und funkenweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider seyn kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen, werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objecte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellectuellen Strebens bestand gerade darin,

die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen sich daher unmittelbar an ihn an.

Eine Idee, mit der Schiller vorzugsweise gern sich beschäftigte, war die Bildung des rohen Naturmenschen, wie er ihn annimmt, durch die Kunst, ehe er der Cultur durch die Vernunft übergeben werden konnte. Prosaisch und dichterisch hat er sie mehrfach ausgeführt. Auch bei den Anfängen der Civilisation überhaupt, dem Uebergange vom Nomadenleben zum Ackerbau, bei dem, wie er es so schön ausdrückt, mit der frommen, mütterlichen Erde gläubig gestifteten Bund verweilte seine Phantasie vorzugsweise gern. Was die Mythologie hiermit Verwandtes darbot, hielt er mit Begierde fest. Ganz den Spuren der Fabel getreu bleibend, bildete er Demeter, die Hauptgestalt in diesem Kreis, indem er sich in ihrer Brust menschliche Gefühle mit göttlichen gatten ließ, zu einer eben so wundervollen, als tief ergreifenden Erscheinung aus. Es war lange ein Lieblingsplan Schillers, die erste Gesittung Attika's durch fremde Einwanderungen episch zu behandeln. Das Eleusische Fest ist an die Stelle dieses unausgeführt gebliebenen Plans getreten.

Hätte Schiller das Aufleben der indischen Literatur erlebt, so würde er eine engere Verbindung der Poesie mit der abgezogensten Philosophie kennen gelernt haben, als die griechische Literatur aufzuweisen hat, und die Erscheinung würde ihn lebhaft ergriffen haben. Die indische Poesie, in ihrer frühern Epoche nämlich, hat überhaupt einen mehr feierlichen, frommen und religiösen Charakter, als die griechische, ohne darum, gleichsam unter fremder Herrschaft stehend, an eigner Freiheit einzubüßen. Nur am Vorzug des Plastischen möchte sie dadurch wirklich verlieren.

Es ist in hohem Grade zu beklagen, aber auch gewissermaßen zu verwundern, daß Schiller bei seinen Raisonnements über den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts auch nicht Einmal der Sprache erwähnt, in welcher sich doch gerade die zwiefache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbole verschmolzen ausprägt. Sie vereinigt im

genauesten Verstande ein philosophisches und poetisches Wirken in sich, letzteres zugleich in der im Wort liegenden Metapher und in der Musik seines Schalles. Zugleich bietet sie überall einen Uebergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Thätigkeit reizen, allein dieser Thätigkeit nirgends Gränzen stecken, und auch das höchste Maß des in sie Gelegten durch ein noch Größeres überboten werden kann. Sie hätte daher gerade in Schillers Ideenkreise als ein willkommener Gegenstand erscheinen müssen. Indeß gehört die Sprache allerdings der Nation, und dem Geschlecht, nicht dem Einzelnen an, und der Mensch kann sie, ehe er sie begreifen lernt, lange als ein todtes Werkzeug gebrauchen, ohne von dem sie durchdringenden Leben ergriffen zu werden. Unbedingt kann sie daher nicht als ein Bildungsmittel gelten. Es gibt aber dennoch eine, zwar nicht ursprünglich schaffende, allein doch still fortbildende Einwirkung des Menschen auf seine Sprache, und die Sprachen haben ihren höchsten poetischen und musikalischen Gehalt immer in ihrer früheren, dann mit einem besondern Schwunge der Phantasie der Völker, die sie reden, verbundenen Formung. Sie verlieren von diesem Gehalt im Laufe der Zeit, allein ihr Aufsteigen dazu ist wenigstens uns selten sichtbar, und bleibt eher problematisch. Wenn man daher von der Betrachtung des wundervollen Baues von Sprachen ganz culturloser Nationen, sich ihrer Zergliederung, wie der eines Naturgegenstandes, mit offnem und unbefangenem Sinne hingebend, zur Erwägung des in ewiges Dunkel gehüllten ursprünglichen Zustandes des Menschengeschlechtes übergeht; so sollte man, da die Sprache mit dem Menschen gegeben ist, und vor ihr nichts Menschliches in ihm gedacht werden kann, eher ahnen, daß dieser Zustand ein friedlicher, besonnener, sich keinem tieferen und zarteren Eindruck verschließender gewesen sey, und daß gesellschaftliche Verwilderung erst einer späteren Periode angehöre, wo der Kampf widriger Ereignisse mit wilder Leidenschaft die Stimme der eigenen Brust übertäubte. Wenigstens würde Schiller auf diesem Wege schwerlich

die Schilderung eines Naturstandes, wie sie die ästhetischen Briefe enthalten, nothwendig erachtet, und überhaupt weniger scharf getrennt haben, was in der entschieden primitivsten Emanation der menschlichen Natur, in der Sprache, als fest vereinigt und innig verschmolzen erscheint.

II. Ueber den menschlichen Entwicklungsgang in der Sprache.

(1832.)

Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, daß darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend auseinander zu erklären vermag, so stößt man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läßt. Sie tritt mit dem von ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem großen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Entwicklung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigenthümliches Gepräge bildet,

läßt sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen, als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschluß, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äußeres, Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger von der Arbeit des verflossenen Jahrhunderts für die folgenden verloren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt, und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werden kann, daß er die Kraft des andren zu erdrücken Gefahr droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andern, die Untersuchung gewissermaßen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äußeren Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird ungewiß, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke mehrerer ist? sie verlieren sich gleichsam in eine Classe von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit anderen gefeierten Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache,

wie die Homerische, muß schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen seyn, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist.

Noch deutlicher zeigt sich dieß an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwicklung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor= oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwickelung bloß begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten. Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maaß der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dieß konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder Einzelne mußte darin von dem Andern getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu seyn, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich

daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.

In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keineswegs meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich vielmehr im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und genießen ihr Daseyn in Glück und Thätigkeit. Dieß, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, daß Alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, daß jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseyns, gelingender oder gehemmter Thätigkeit. Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, giebt sich Gesetze; und wo dieß auf unvollkommenere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andern Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fort entwickelnden Daseyn. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, daß ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäßigkeit; sie wird auch in andern, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden seyn. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Auf-

suchen die Ergründung der Thatsachen irre führen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läßt sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist eben so wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so muß man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen giebt? es sind nun einmal nicht andere vorhanden, — würde die einzige naturgemäße Antwort seyn. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzicht leisten will, muß man doch auf irgend eine selbständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äußeren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint, da, wenn es erlaubt ist, so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mecha-

nische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen größerer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbaren durch Ursache und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit läßt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Anhang.

Mozart. *

Brief ohne Datum.

(Wahrscheinlich Prag, Herbst 1790.)

Hier erhalten Sie, lieber guter Herr Baron, Ihre Partituren zurück, und wenn Sie von mir mehr Fenster ** als Noten finden, so werden Sie wohl aus der Folge abnehmen warum das so gekommen ist. Die Gedanken haben mir in der Symphonie am besten gefallen; sie würde aber doch die wenigste Wirkung machen, denn es ist zu vielerley drinne, und hört sich Stückweise an, wie, avec permission, ein Ameisenhaufen sich ansieht; ich meyne: es ist Eppes [etwas] der Teufel drinn los darinne. Sie

* **Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart,** geb. den 17 Jan. 1756 zu Salzburg, Sohn eines Hofmusikus, komponirt mit 5 Jahren, spielt mit 6 neben seiner Schwester Maria Anna in München und Wien Klavier, glänzt 1763 als Virtuose (auch auf der Orgel) in Paris und Versailles, und 1764 in London, dedicirt als 8jähriger Componist sechs Sonaten der Königin von England; schreibt als 12jährig eine Oper für Kaiser Joseph, dirigirt in Wien ein Offertorium von sich 1768, und wird in Italien angestaunt 1769, vom Pabst zum Ritter des goldenen Sporns ernannt, und kehrt als Mitglied der Accad. philarmonica zu Bologna ins Vaterland zurück 1771, reist aber=

** Kreuzweise angestrichene Stellen.

dürfen mir darüber kein Schnippchen machen, bester Freund, sonst wollte ich zehntausendmal, daß ichs nicht so ehrlich herausgesagt hätte; und wundern darf es Sie auch nicht, denn es geht ungefehr allen so, die nicht schon als Buben vom Maestro Peitsche oder Donnerwetter geschmeckt haben, und es hernach mit dem Talent und der Lust alleine zwingen wollen. Manche machen es halb ordentlich, aber dann sinds anderer Leute Gedanken, sie selber haben keine; Andere, die eigene haben, können sie nicht Herr werden: so geht es Ihnen. Nur um der heiligen Cäcilia Willen, nicht böse, daß ich so herausplaze! Aber das Lied hat ein schönes Cantabile, und soll Ihnen das die liebe Fränzl recht oft vorsingen, was ich schon hören mögte, aber auch sehen. Der Menuet im Quatuor nimmt sich auch fein aus, besonders von da, wo ich das Schwänzlein dazu gemalet, Coda, wird aber mehr klappen als klingen. Sapienti sat, und auch dem nihil Sapienti, da meyne ich mich, der ich über solche Dinge nicht wohl schreiben kann. Unser einer macht's lieber. Ihren Brief hab ich vor Freude vielmal geküßt. — Nur hätten Sie mich nicht so sehr loben sollen; hören kann ich so etwas allenfalls, wo man's gewohnt wird, aber nicht gut lesen. Ihr habt mich zu lieb, ihr guten Menschen; ich bin das nicht werth, und meine Sachen auch nicht. Und was soll ich denn sagen von

mals nach Paris 1777, kehrt nach Salzburg heim, schreibt die Oper Idomeneo für den Münchner Carneval und setzt sich in Wien 1781; schreibt, im Bräutigamsstande mit Constanze Weber, seine „Entführung aus dem Serail“ 1782, und für die Böhmen den „Figaro“ 1786, den „Don Juan“ 1787, dazwischen zahlreiche Sonaten, Conzerte und Symphonieen: „Cosi fan tutte“ 1790, und während seiner letzten Krankheit die „Zauberflöte“ und den „Titus“ 1791. Gest. angeblich über seinem Requiem zu Wien den 5. Dec. 1792, nachdem er eine Capellmeisterstelle in Paris mit 3000 Thlrn ausgeschlagen, und mit 800 fl. Gehalt zu Wien, in dürftigen Umständen, geblieben. Der mitgetheilte Brief läßt einen Blick in die Schöpfungsweise des Genius thun.

Ihrem Präsent, mein allerbester Herr Baron! Das kam wie ein Stern in dunkler Nacht, oder wie eine Blume im Winter, oder wie ein Glas Madeira bey verdorbenem Magen, oder — oder — Sie werden das schon selbst ausfüllen. Gott weiß, wie ich mich manchmal placken und schinden muß, um das arme Leben zu gewinnen, und Stännerl * will doch auch was haben. Wer Ihnen gesagt hat, daß ich faul würde, dem, (ich bitte Sie herzlich, und ein Baron kann das schon thun) dem versetzen Sie aus Liebe ein paar tüchtige Watschen. Ich wollte ja immer immer fort arbeiten, dürfte ich nur immer solche Musik machen wie ich will und kann, und wo ich mir selbst was daraus mache. So habe ich vor drei Wochen eine Symphonie gemacht, und mit der morgenden Post schreibe ich schon wieder an Hofmeister, und biete ihm drei Klavier-Quatuor an, wenn er Geld hat. O Gott, wär' ich ein großer Herr, so spräch' ich: Mozart, schreibe du mir, aber was du willst und so gut du kannst; eher kriegst du keinen Kreuzer von mir, bis du was fertig hast, hernach aber kaufe ich dir jedes Manuscript ab, und sollst nicht damit gehen um wie ein Fratschelweib. O Gott, wie mich das alles zwischendurch traurig macht, und dann wieder wild und grimmig, wo dann freylich manches geschieht, was nicht geschehen sollte. Sehen Sie, lieber guter Freund, so ist es, und nicht wie Ihnen dumme oder böse Lumpen mögen gesagt haben.

Doch dieses a Cassa del diavolo, und nun komme ich auf den allerschwersten Punkt in Ihrem Brief, und den ich lieber gar fallen ließ, weil mir die Feder für so was nicht zu Willen ist. Aber ich will es doch versuchen, und sollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nämlich meine Art ist beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen? — Nämlich, ich kann darüber wahrlich nicht mehr sagen als das, denn ich weiß selbst nicht mehr, und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin, und guter Dinge, etwa

* Constanzia, Mozarts Frau; gestorben den 6. März 1842 im 85. Lebensjahre.

auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und sumse sie wohl auch vor mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt ich nun fest, so kömmt mir bald Eins nach dem Andern bey, wozu so ein Brocken zu brauchen wär, um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente ꝛc. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild, oder einen hübschen Menschen, im Geist übersehe, und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nun wie in einem schönen starken Traum vor. Aber das Ueberhören, so alles zusammen, ist doch das beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht so leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herr Gott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hinein gesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig, und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beym Schreiben stören lassen und mag um mich herum mancherley vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabey plaudern, nemlich von Hühnern und Gänsen, oder von Gretel und Bärbel u. dgl. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt oder Manier annehmen, daß sie Mozartisch sind, und nicht in der Manier eines Andern, das wird halt eben so zugehen, wie daß meine Nase eben so groß

und herausgebogen, daß sie mozartisch und nicht wie bey andern Leuten geworden ist. Denn ich lege es nicht auf die Besonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben; es ist ja aber wohl blos natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Aussehen haben, auch verschieden von einander aussehen wie von außen, so von innen. Wenigstens weiß ich, daß ich mir das Eine so wenig als das Andere gegeben habe.

Damit lassen Sie mich aus für immer und ewig, bester Freund, und glauben Sie ja nicht, daß ich aus andern Ursachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß. Sie, ein Gelehrter, bilden sich nicht ein, wie sauer mir das schon geworden ist. Andern Leuten würde ich gar nicht geantwortet haben, sondern gedacht...

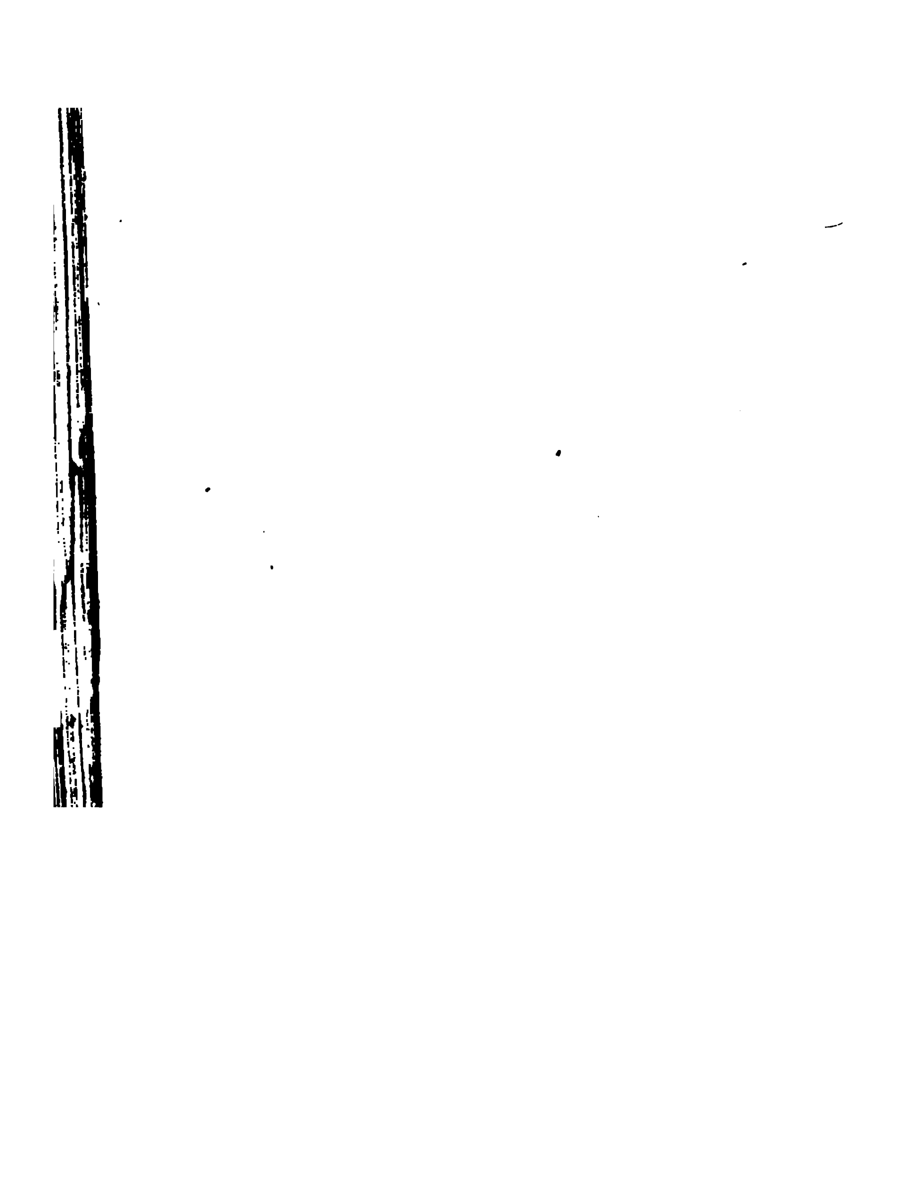
In Dresden ist es mir nicht besonders gegangen. Sie glauben da, sie hätten noch jetzt alles Gute, weil sie vor Zeiten manches Gute gehabt haben. Ein paar gute Leutchen abgerechnet, wußte man von mir kaum was, außer daß ich zu Paris und London in der Kinderkappe Conzert gespielt habe. Die Oper hab ich nicht gehört, da der Hof im Sommer auf dem Lande ist. In der Kirche ließ mich Naumann eine seiner Messen hören; sie war schön, rein geführt und breit, aber wie Ihr C. spricht: „e bißli kühlig", etwa wie Hasse, aber ohne Hassens Feuer und mit neuerer Cantilena. Ich habe den Herren viel vorgespielt, aber warm konnte ich ihnen nicht machen und außer Wischi Waschi haben sie mir kein Wort gesagt. Sie baten mich auch Orgel zu spielen. Es sind über die Maaßen herrliche Instrumente da. Ich sagte, wie es wahr ist: ich sey auf der Orgel wenig geübt, ging aber doch mit ihnen zur Kirche. Da zeigte es sich, daß sie einen andern fremden Künstler in Petto hatten, dessen Instrument aber die Orgel war, und der mich todt spielen sollte. Ich kannte ihn nicht gleich, und er spielte es sehr gut, aber ohne viel Originelles und Phantasie. Da legte ich's auf diesen an, und nahm mich tüchtig zusammen. Hernach beschloß ich mit einer Doppelfuge, ganz streng und langsam gespielt, damit ich auskam, und sie mir auch genau durch alle Stimmen

40*

folgen konnten. Da wars aus. Niemand wollte mehr daran. Der Häffler aber (das war der Fremde, er hat gute Sachen in des Hamburger Bach Manier geschrieben) der war der treuherzigste von Allen, obgleich ich's eigentlich ihm versetzt hatte. Er sprang vor Freuden herum und wollte mich immer küssen. Dann ließ er sich's bei mir im Gasthaus wohl seyn; die Andern deprezirten aber, als ich sie freundlich bat, worauf der muntere Häffler nichts sagte als: Tausendsapperment!

Hier, bester Freund und Gönner, ist das Blatt bald voll, die Flasche Ihres Weins, die heute reichen muß, bald leer; ich habe aber seit dem Anhaltungsbrief um meine Frau beim Schwiegerpapa kaum einen so ungeheuer langen Brief geschrieben. Nichts vor ungut! Ich muß im Reden und Schreiben bleiben wie ich bin, oder das Maul halten und die Feder wegwerfen. Mein letztes Wort soll seyn: Mein allerbester Freund, behalten Sie mich lieb. O Gott, könnte ich Ihnen doch nur einmal eine Freude machen wie Sie mir gemacht! Nun, ich klinge mit mir selbst an: Vivat mein guter, treuer .... Amen.







DATE DUE

